germ. 780 ch

Kuffner

Ch. Kuffner's
erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Sechster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der letzte Cazik.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Schon hatten die spanischen Heere den größten Theil von Peru unterjocht. Nur Alpahula, das Oberhaupt eines kriegerischen Volksstammes, welcher die niedere Region der Andesgebirge bewohnte, war noch unbesiegt geblieben und eutschlossen, seine von der Natur selbst durch ungeheure Berge befestigte Heimat auf das äußerste zu vertheidigen.

Alpahula, ein Greis voll Muth und Kraft, fühlte seinen Haß gegen die Spanier dadurch auf das Höchste gesteigert, daß es den siegreichen Eroberern gelungen war, sich bei einem nächtlichen Überfalle seiner schönen Tochter Ualla in einem der Paläste zu bemächtigen und sie als Gefangene fortzuführen.

Die anfangs wunderähnliche Erscheinung des Pulverdonners der Geschütze, wie auch die neue Gestalt der Reiter, die mit ihren Pferden ein Wesen zu sein schienen, verlor allmälig die Entsetzen einflößende Wirkung in dem Grade, daß Alpahula und seine Krieger den Feuerschlünden entgegen stürzten, die Reiter von den Pferden rissen, eroberte Donnergeschoße selbst gegen die Feinde losbrannten, und Pferde bestiegen.

Der spanische Ober-Feldherr Don Juan di Alcantara erhielt jetzt neue Verstärkungen; Alpahula erlitt nach manchem Kampfe der Verzweiflung eine totale

Niederlage, und gerieth in feindliche Gefangenschaft. Vergebens hatte er den Tod gesucht; Don Juan ertheilte den strengsten Befehl, den Caziken Alpahula stets zu schonen, und ihn um jeden Preis am Leben zu erhalten, da es bekannt geworden war, daß er einen ungeheuern Schatz aus seinen Palästen und aus den Tempeln des Sonnengottes in einem der Schlünde der Andesgebirge verborgen habe. Vergebens bot Don Juan Alles auf, Überredung und Drohung, um den Gefangenen zur Entdeckung des Geheimnisses zu bewegen; da keines dieser Mittel fruchtete, wurde dem Starrsinnigen endlich angekündigt, daß man ihn am nächsten Morgen, wenn er bis dahin den Ort des verborgenen Schatzes nicht entdeckt habe, auf die Folter spannen werde.

Eingeschlossen in das engste und dunkelste der Gemächer seines Palastes, schmachtete der unglückliche Greis, und mußte durch dreißig Tage sogar den Trost entbehren, den Gott des Tageslichtes zu sehen, den er sonst in jedem Sonnenaufgange zu begrüßen gewohnt war. Nach einer schmerzlich durchwachten Nacht vernahm er endlich den Schall leichter Fußtritte, und ein schwacher Schimmer drang in den finstern Kerker. Er glaubte, die Stunde der ihm angedrohten Folter sei gekommen, erhob sich von dem Steine, auf dem er mit Ketten belastet, saß, und sprach mit festem Ton: „Ihr kommt, euer schändliches Vorhaben zu vollziehen. Thut euer Äußerstes! Hier bin ich, euer Gefangener, euer Schlachtopfer, und spotte eurer Grausamkeit." —

Eine Lampe wurde von einem leise eintretenden Wesen

niedergestellt. Ihr Schein beleuchtete eine schlanke, zarte Gestalt. Alpahula fühlte plötzlich seine Knie umfaßt, und erblickte zu seinen Füßen — seine Tochter Ualla. Er hieß sie, sein bitteres Schicksal in diesem Augenblicke vergessend, aufstehen, schloß sie, so viel die schweren Fesseln es ihm gestatteten, in seine Arme, und die heißen Vaterthränen fielen auf das Haupt der Jungfrau. Lange hielten sich Beide umschlungen, ohne ein Wort zu sprechen. Als endlich die heller auflodernde Lampe die Gegenstände ringsumher deutlicher erkennen ließ, schienen Vater und Tochter, sich wechselseitig betrachtend, erst die Veränderungen wahrzunehmen, welche Zeit und Kummer in ihren Gesichtszügen bewirkt hatten. Alpahula brach zuerst das Schweigen, indem er fragte: „Und welche Behandlung ist Dir von Deinen Räubern, den Götzendienern, zu Theil geworden?“ —

„Eine gütige, edle, ehrenvolle;“ erwiederte Ualla mit weicher Stimme.

Alpahula. Wie? soll ich glauben, daß die mitleidlosen Eroberer, die das ganze Land der Sonne seiner Schätze beraubt, sich im Blut seiner Einwohner gebadet, und sie mit Füßen getreten haben, ein einzelnes Mädchen mit Schonung und Gnade behandelten? Antworte mir so wahrhaft, als ständest Du vor jenem strahlenden Gestirne, dessen Glanz ich wohl nie mehr schauen werde: Wie haben die grausamen Sieger Dich behandelt?

Ualla. Nicht Alle sind grausam. Der zweite Befehlshaber unserer Feinde ist milder und edler gesinnt als seine Kampfgenossen. Seinem Schutze verdankt Ualla ihr

Leben und ihre gute Behandlung; ihm verdankt unser gefallenes Land die Hemmung so mancher Gräuelthat; ihm verdankt es auch mein geliebter Vater, daß nicht längst schon die Glieder seines greisen Leibes auf der Folterbank lagen, oder seine Gebeine ein Spiel der rauhen Gebirgsluft sind.

Alpahula. Stern der Sterne! Ich preise Dich. Hast Du es auch geduldet, daß der Feind und Götzendiener in Deinem eigenen Lande triumphirte, hast Du auch dem grauen Haupte Deines Anbeters Deine heiligen Strahlen entzogen, so hast Du doch sein Kind nicht verlassen. Erleuchter der Finsterniß! Ich preise Dich.

Ualla. O mein theurer Vater! Ich umschlinge Deine Knie; erhöre mich! Willst Du nicht die dunkle Stunde vermeiden, die Dir droht? Mit welcher Hoffnung kannst Du Deine schimmernden Schätze verbergen? in welcher Absicht? Werden sie der Sache unsers Vaterlandes dienen in den dunklen Höhlen, in welchen das Grauen der Nacht auf ihnen brütet, in welche kein Strahl der Sonne segnend eindringt? Spaniens Feldherr, der edle Don Fernando de Valverde, sendet mich hieher, Dich zu bewegen, daß Du ablassen wollest von Deinem Vorsatze. Er bittet Dich zu bedenken, welches Schicksal Dich erwarte. Er hat seinen Mitfeldherrn beredet, mit dem Vollzuge des Urtheils so lange noch inne zu halten, bis es mir gelungen sei, von Dir zu erbitten, daß Du selbst für Deine Erhaltung Sorge tragen wollest. Vermag mein Flehen es nicht, Dich zu bewegen, so wirst Du doch Fernando's Bitten nicht widerstehen. Die Sonne, wenn sie in ihrer Macht aufgehend, roth

und zürnend durch Sturmwolken bricht, die ihre Strahlenbahn verdunkeln wollen, ist nicht schrecklicher, als der ruhmvolle Spanier es Denjenigen ist, die ihm trotzend in den Weg treten; der Mond aber, wenn er sein Licht auf die Wohnung des Unglücks niedergießt, ist nicht milder als Er gegen den Schwachen und Besiegten, und das Abendlüftchen, welches über die beim Sonnenuntergange sich schließenden Blumen hinsäuselt, ist nicht sanfter als seine Stimme dem Weibe in der dunkeln Stunde des Jammers. O daß Du, geliebter Urheber meines Lebens, den edlen spanischen Feldherrn nur Einmal sehen möchtest! Ich bin überzeugt, Du wirst Deinen Entschluß gewiß ändern. Nicht leichtsinnig rühme ich die Macht seiner Worte; ich selbst habe ja den wunderbaren Einfluß ihrer überzeugenden Gewalt empfunden. Soll er, darf er Dich von Deinem, gegen Dich selbst so grausamen Entschlusse abziehen?

Alpahula. Argloses Mädchen! Dein unerfahrnes Herz ist, ohne daß Du es ahnest, in fremde Gewalt gekommen, in die Gewalt des Feindes Deines Vaterlandes! Und er, ein Feind von Blut und Raub, er hätte sich den spanischen Tigern zugesellt, die unsere Thäler verheeren und plündern, die Kinder der Gebirge würgen? Ein so mild gesinnter Mann hätte keine mildern Gefährten, keine edlere Beschäftigung gefunden?

Ualla. Er hätte gewiß Beiden entsagt, wenn er nicht befürchten müßte, daß die Grausamkeit seiner Landsleute, so bald er sich zurückzöge, noch dreimal heftiger wüthen würde. Auch meinetwegen behält er seine Macht und

Würde noch länger, weil er mich nicht schutzlos unsern Tirannen preisgeben, noch mich zwingen will, ein Land zu verlassen, in welchem die Tochter, so lang ihr Vater lebt, bleiben will, um eine Freistätte oder ein Grab zu finden.

Alpahula. Arme Ualla! Noch erinnere ich mich jener glücklichen Tage, da ich, eh' spanische Verrätherei mich den düstern Argwohn lehrte, gleich Dir, den schönen Worten unserer falschen, listigen Besieger ein williges Ohr geliehen haben würde; nun aber versuchen es die verrätherischen Söhne des Osten vergebens, mich in ihr Netz zu locken. Wäre Dein spanischer Besieger wirklich so edel, als er Dich es will glauben machen, wie könnte der Oberfeldherr Don Juan di Alcantara sich zunächst einen Mann dulden, der seiner Raubsucht, seiner Grausamkeit Widerstand zu leisten wagte?

Ualla. Fernando stammt aus so edlem Geblüte, aus einer so mächtigen Familie des Landes, und seine Seele flammt von so unauslöschlichem Muthe, daß selbst der Soldat, den er im Zaume hält, ihn fürchtet und ehrt und liebt. Der mitleidslose Oberfeldherr selbst wagt es nicht, den hochgebornen, unerschrockenen Fernando von seiner Seite zu entfernen. O daß er nur früher hier gewesen wäre, um der Beschützer Deines Kindes zu werden, um die Fesseln Deiner Gefangenschaft zu erleichtern! Sprich! willst Du der Stimme Deiner Tochter Gehör geben? Vermag ihre Zunge es, Dich zur Entdeckung der unnütz verheimlichten Schätze zu bewegen, um den ehrwürdigsten Rest Deiner Tage von

Schmach und Elend zu retten? Welche Antwort soll ich ihm bringen, der mich hieher sendet, Dich zu retten?

Alpahula. Sage Deinen Götzendienern: wenn die ewige Gottheit, die ich anbete, sich von ihrer goldenen Höhe neigt, und in jene westlichen Wogen sinkt, um nicht mehr aufzugehen über das Land, in dem ihre Anbeter sie erwarten, — dann sag' ihnen, dann will ich die Schätze, die einst unsere heiligen Tempel schmückten, denjenigen ausliefern, welche sie zerstört und entweiht haben. Geh'! An dem schwachen Schimmer, welcher vom Eingange des Palastes bis in dieses ferne, dunkle Grabgewölbe dringt, erkenne ich, daß der glorreiche Gott meiner Väter sein erstes Morgenlächeln über unser Land ausströmt. Ich kann nicht wie sonst hinaustreten, seinen Aufgang begrüßen, und mich seiner Gegenwart erfreuen; bald werden Gäste hier sein, deren Anblick Du nicht zu ertragen vermöchtest. Bald soll in diesem Kerkergewölbe eine That verübt werden, welche das Blut in Deinem Herzen erstarren machen würde. Entferne Dich! Wirf Dich vor unserer Gottheit in ihrer Purpurglorie auf das Antlitz nieder, und flehe sie an, daß sie Deinem Vater unerschütterliche Standhaftigkeit verleihe! Umarme mich, Tochter! Es kann sein, daß wir uns nicht mehr sehen, bis wir den Strahlenpalast unsers goldnen Vaters betreten. Leb' wohl!"

Ualla umschlang die Knie des Vaters, und weigerte sich, ihn zu verlassen. Als dieser den Befehl wiederholte, sprang sie auf, und stand einige Minuten hindurch in einer Stellung, als wolle sie verzweiflungsvoll ein Geständniß ma-

chen, sei aber noch ungewiß, wie sie es zu machen habe; dann sagte sie: Vater! ich kann mich nicht vor jenem glänzenden schönen Gestirne auf das Antlitz niederwerfen, denn ich habe während meiner Gefangenschaft gelernt, in jener Strahlenscheibe nur das Werk eines höheren Wesens zu verehren; ja, ich habe glauben gelernt, sie werde einst verlöschen an dem Himmel, welchen sie jetzt vergoldet, und nicht mehr aufgehen über der Erde, welche sie jetzt erleuchtet, indeß der Schöpfer, der ihre Strahlen entzündet, wandellos bleiben wird in seiner Glorie und Herrlichkeit."

Weh' rief der Greis, und sank auf seinen Steinsitz mit einer Heftigkeit, daß das Gerassel seiner Ketten den außen stehenden Wächter erschreckte. „Weh! mein Kind hat den Gott unserer Väter verlassen. Glorreiches Licht der Erde und des Himmels! Verbirg Dein Antlitz in den Wolken! Verhülle Dich für immer, und lasse in Finsterniß das Land, in welchem selbst die Kinder Deiner Häuptlinge Dich vergessen haben! Gefallene Tochter der Sonne, entferne Dich! Noch vermag ich es nicht, Dir zu fluchen, aber segnen kann ich Dich nicht." —

Das Haupt gesenkt, die Arme über den Busen gekreuzt, stand Ualla bewegungslos vor dem schmerzhaft ergriffenen, zürnenden Vater, wie bereit, Alles zu erdulden, was er in seinem Unmuthe über sie verhängen würde. Als er etwas ruhiger geworden war, wagte sie es leise und schüchtern, die Sache ihres angenommenen Glaubens zu vertheidigen. Der Cazik hörte ihr einige Zeit mit stillem Erstaunen zu, dann fuhr er mit der, seinem Volke eigenen Heftigkeit

fort: „Und welcher Gott kann es sein, der solche Höllenhunde zu Dienern und Kindern hat?" —

Ach, mein Vater! (sagte Ualla). Ich habe gelernt, daß man, um zur Einsicht der Macht und Herrlichkeit dieses Gottes zu gelangen, nicht auf die achten müsse, die den Glauben an ihn bekennen, sondern auf jene, die ihn wirklich besitzen. Nur deshalb, weil die spanischen Häuptlinge und Jene, die ihnen folgen, die Gebote des Gottes, dessen Namen sie führen, vergessen haben und seinem Geiste abtrünnig geworden sind, nur deshalb treten sie ihre Mitmenschen mit Füßen, nur deshalb fröhnen sie dem Golde, für dessen Besitz sie Leib und Seele auf das Spiel setzen. O mein Vater! der Gott dieser Kinder des Osten ist nicht der grausame Gott, wie er in seinen falschen, abtrünnigen Söhnen erscheint. Während meiner Gefangenschaft habe ich die Sprache unserer Besieger erlernt. Dem edlen Fernando danke ich die Kenntniß jener wunderbaren Schriftzeichen, welche den geoffenbarten Willen des wahren Gottes seinen Kindern von Geschlecht zu Geschlecht überliefern; ich habe sein geschriebenes Gesetz gelesen. O mein Vater! Entsage dem glänzenden Stellvertreter, dessen goldenes Auge der Schöpfer aus dem Nichts hervorrief! Blicke über das Glanzgestirn hinauf zu dem Ewigen, dessen Licht selbst in dieser dunklen Stunde in Deine Seele eindringen, und sie mit solchem Frieden, mit solcher Freudigkeit erfüllen kann, daß Du selbst der Macht eines Caziken und allen Schätzen leicht entsagen wirst.

Und ich soll entsagen (rief Alpahula) dem Strah-

lengotte, welchen meine Väter angebetet haben? ihm, der sein ewiges Licht auf unser Land ausströmt, entsagen, um den Gott der Spanier zu verehren, der nicht die Macht besitzt, die tolle Grausamkeit seiner Bekenner zu hemmen? Ich habe gesehen jenes Buch, welches unsere christlichen Besieger das heilige Gesetzbuch ihres Gottes nennen; es glänzte nicht, es strahlte nicht. Ich habe es an mein Ohr gehalten; es sprach nicht. Ich habe hineingesehen. Ich fand fremde Zeichen, die mir nichts sagten. Ich stieß es von mir und erstaunte, daß diejenigen, die mit offenen Augen die Strahlenglorie unsers Gottes erblicken, und von den Früchten genießen, welche seine Wärme hervorbringt, und wandeln und wirken in dem Lichte, welches er ausströmt, ein so stummes Werk dem sichtbaren, gefühlten Quell aller Dinge vorziehen können! Wisse, Götzendienerin! wenn der Gott der östlichen Länder, dem ihr euch beugt, so mächtig oder so gerecht ist, sein erbarmungsloses Volk zu zügeln oder zu bestrafen, dann wird Dein Vater niederfallen vor einer Gottheit, die bewirken kann, daß selbst Spanierherzen das Mitgefühl dem Golde vorziehen."

„O mein Vater!" (erwiederte das Mädchen.) „Du glaubst, jenes Lichtgestirn, welches am Himmel strahlt, sei der große Beherrscher der Erde und des Himmels? Mit dankbarer Huldigung wird ihm ein Theil der Früchte geopfert, welche seine Wärme gütig erzeugte. Ihm werden die erlesensten Erzeugnisse dargebracht, welche die Hand, von seinem Lichte geleitet, hervorbringt. Blicke aber, o mein Vater, um Dich her und sage mir: „Haben Alle, die sich in Peru vor der goldenen Sonnenscheibe beug-

ten und die heilige Verpflichtung erkannten, ihre Wohlthätigkeit nachzuahmen: haben sie Alle auf dieser kleinen Welt denselben wohlthätigen Einfluß rings um sich ausgeströmt? Nein. Ato Hualpa, jener unrechtmäßige Inca, welcher seinen Vorfahrer frevelhaft vom Throne stieß, beugte sich vor derselben Sonne, deren Tempel er geplündert, deren Kinder er getödtet hatte; dennoch aber will mein Vater nicht zugeben, daß der goldstrahlende Sonnengott ein falscher, ein erbarmungsloser Gott sei. O mein Vater! dieser gefallene Inca war seinem Gotte nicht weniger untreu, als unwürdige Christen es dem Urheber ihres reinen Glaubens sind." —

Eh' der unerschütterte Cazik antworten konnte, vernahm Ualla den Schall von Tritten und Stimmen; Schrecken ergriff ihr heftig pochendes Herz. Es schien, als würde irgend eine schwere Last im nächsten Gemache niedergestellt. Alpahula blickte stolz, ohne überrascht zu sein. Ualla wandte sich ab, bleich wie der Schnee auf dem Andesgebirge ihres Landes. „Gott der Gnade!" rief sie; „hemme die Hände der Würger! Schone nur noch kurze Zeit!"

Eintraten die Spanier, Alpahula's Antwort verlangend. Er legte die Hände in einander, und schien die Frage kaum zu hören. Sie näherten sich, die Hände an ihn legend. „Ich habe nichts zu sagen," erwiederte er. „Ich bitte nur, mein Kind zu entfernen. — Leb' wohl, Ualla, Du, einst Deines Vaters Augenlicht! Ich kann's nicht ertragen, daß Du sehen sollst eine That, deren Zeugen nun diese Mauern werden. Leb' wohl! Geh' und bereue!" —

Durchdrungen von der Güte des mit der Folter bedroh-

ten Greises, wagte es die junge Peruanerin in ihrer Verzweiflung, den Vater mit ihren zarten Händen von den ihn ergreifenden Feinden befreien zu wollen. Man zog sie weg. Der Cazik wurde entkleidet, emporgehoben und zur Folterbank getragen. Ualla sah es, wie er seine Augen gegen Osten wandte, als wolle er seinen Gott um Hilfe anrufen. Mit der äußersten Kraftanstrengung, während welcher ihr oft die Stimme versagte, bat sie den unerbittlichen Vater nochmal, von seinem hartnäckigen Entschlusse abzulassen, und sich selbst, in diesem letzten Augenblick noch übriger Hoffnung, durch die Entdeckung der verborgenen Schätze zu retten. Da sie alle Bitten fruchtlos fand und schon sah, wie man den Greis auf das schreckliche Folterwerkzeug spannen wollte, floh sie an den Eingang des Gemaches, und schrie mit einer Heftigkeit, daß die Gemächer des Palastes widerhallten: „Fernando! Fernando! Im Namen unsers beiderseitigen Gottes rufe ich Dich an: komm' und rette meinen Vater!"

In Ehrfurcht gesetzt durch den Namen des ruhmvollen Feldherrn, und wohl wissend, welche zärtliche Gesinnung er für die schöne Jungfrau hege, hielten die Folterknechte inne, um abzuwarten, ob der Angerufene wirklich erscheinen werde. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte Ualla, ohne zu athmen, am Eingang des Gemaches, um den leisesten Schall herannahender Tritte aufzufangen.

Das Flüstern der Morgenluft war der einzige Laut, welchen ihr lauschendes Ohr vernahm. Endlich ließ ein Schall sich hören, er kam näher und näher; es waren die Tritte

eines Bewaffneten. Fernando erschien, doch nicht allein. Juan di Alcantara, der feindlich Gesinnte, der Gefürchtete, kam mit ihm. Sie traten ein, wie Menschen, welche Beweggründe ganz verschiedener Art an denselben Ort zusammenführten. Fernando schritt vor mit düsterer, gebietender Miene. Der aus seinen Blicken sprechende Ausdruck der Überraschung zeigte deutlich, daß Juan's ungeduldige Habgier Alpahula's Folterstunde beschleunigt habe. Ohne Juan's verächtliches Lächeln zu beachten, stützte er mit männlichem Zartgefühl das erschrockene, halb ohnmächtige Mädchen, sprach Worte des Trostes und der Ermunterung, und gab den Dienern der Tirannei Don Juan's mit der Hand einen Wink; sie zogen sich, als sie von diesem keinen Gegenwink erhielten, zurück. Fernando trat zum Caziken. Ergriffen von dem unverlöschbaren Feuerauge des Greises und achtungsvoll gegen seinen Muth und seine früheren Heldenthaten, hob er den Gefesselten von der Folterbank empor, und setzte ihn neben die Tochter. Dann wendete er sich, unfähig, seinen Unwillen aus Klugheit länger zu unterdrücken, an den Oberfeldherrn mit den Worten: „Ihr seid tapfer, aber mich dünkt, es gehöre wenig Muth dazu, mit Weibern und Gefangenen Krieg zu führen. Wäre ich nicht (Gott weiß es! ohne zu ahnen, daß Euer Eifer das Marterwerk so schnell vornehmen wolle) glücklicher Weise noch zurecht gekommen, so würde dieser Greis mit dem weißen Haar wohl schon jetzt in keinem Gliede mehr die Kraft haben, aufrecht zu stehen. O der Schande, Don Juan di Alcantara! Ihr lasset diese ungetauften Unterthanen

Eures siegreichen Schwertes mit dem Wasser der heiligen Taufe besprengen, und färbet es mit dem Blute derjenigen, die Ihr bekehren wollt. Ihr sollt Euch aber nicht länger gegen Menschenrechte und gegen Gottes Gnade versündigen, ohne gewarnt zu werden! Wisset! Ich will es wagen, meine Stimme gegen Euch zu erheben. Zurück, ihr Schergen! Entfernt das Folterwerkzeug! Und bringt ihr es wieder, so geschehe es auf eure Gefahr!" —

„Wer es berührt, thu' es auf seine Gefahr!" rief Don Juan, in Wuth auflodernd. „Elender Beschützer der elenden Götzendiener! Bethörter Anbeter einer indischen Wilden! Wisse, daß Don Juan allein hier befiehlt! Wisse, daß Dein eigenes und Deines Liebchens Leben in meiner Macht steht, und auf meinen Wink das Blut dieses halsstärrigen Alten fließen muß! Blicke nur mit zärtlichen Augen nach dem schreckenbleichen Mädchen hin! Sie ist Dein, nur so lang es mir beliebt. Ein Augenblick, und ich stehe zwischen Dir und ihr!"

„Wohl weiß ich es," erwiederte der edle Fernando, „daß die Menge der Krieger, die Dir folgen, zweimal stärker ist, als die Anzahl der meinigen. Vergiß aber auch nicht, daß der, seiner Rechtlichkeit wegen hochgeachtete Abkömmling einer mächtigen Familie, daß der geliebte Führer einer erlesenen Schar nicht so leicht die Beute grausamer Rachsucht wird! Vergiß nicht, daß meine Stimme in meinem Vaterlande nicht unvermögend ist! Vermag sie auch nicht über die Wogen des weiten Weltmeeres jetzt hinüber zu dringen, so sind doch, selbst hier in Peru, Spanier, die für

Don Fernando ihre Stimme, ja selbst ihr Schwert erheben, und die Kunde des ihm hier zugefügten Unrechts zu den Ufern seiner Heimat bringen werden. Wende Dich nicht hinweg, Juan di Alcantara! Du weißt wohl, daß wir Beide schwerlich so lange friedlich gelebt hätten, wenn Du nicht selbst kluger Weise das geglaubt hättest, was ich Dir nun sage!" —

So hatten denn die beiden Feldherren nun auch den äußeren Schein der bisherigen Eintracht von sich abgeworfen. Don Juan, der seine Gewaltthaten bisher vor seinem Waffengefährten zu verbergen gesucht hatte, weil er dessen Ansehen im Vaterlande und den Einfluß auf seine Soldaten fürchtete, forderte nun vor seinen Augen, daß alsogleich die Folter angewendet werde, um von dem Caziken die Entdeckung der verheimlichten Schätze zu erzwingen; Fernando dagegen, welcher bisher jeden öffentlichen Bruch mit dem mächtigeren Oberfeldherrn vermieden hatte, um nicht in der Beschützung seiner jungen Gefangenen und ihres Vaters gehindert zu werden, betheuerte auf das nachdrücklichste, daß er sich der Vollziehung jenes grausamen Befehls mit Gewalt widersetzen werde. Ualla, welche die spanische Sprache verstand, rang mit einem Todesschmerze. Es schien ihr, daß ihres Vaters Unbeugsamkeit nicht nur sein eigenes Verderben, sondern auch das Unglück desjenigen, der ihrem Herzen vielleicht noch theurer war, herbeiführen werde. Alpahula, der nur wenige Ausdrücke der spanischen Sprache kannte, vermochte aus der öfteren Nennung seines Namens und aus dem mehrmaligen Hindeuten seiner Feinde auf die

Folter, den Gegenstand des Streites nur theilweise zu errathen. In dem Augenblicke, da Ualla schon Alles für verloren hielt, zuckte ihr Vater nur mit den düstern Augenbraunen, als hätte irgend ein plötzlicher Gedanke in seiner Seele einen Lichtfunken entzündet; dann erhob er sich, ungeachtet der niederziehenden Last seiner Ketten in voller Höhe, und sagte mit gebieterischer Stimme: „Christen! Mein Wille ist geändert. Ich bin bereit, euch das Geheimniß meiner verborgenen Schätze zu enthüllen." —

Diese unerwartete Erklärung schien den Streit der beiden Feldherren plötzlich zu enden. Juan's habgierige, raubsüchtige Seele vergaß alles Übrige, und sah nur die schimmernden Schätze des Cazikfen vor sich. Er verschob daher die Ausführung seiner rachsüchtigen Pläne auf eine bessere Gelegenheit, und reichte dem Theilnehmer seiner Macht die Hand; Fernando aber schien die dargebotene nicht zu bemerken, und nahm eine Wendung, welche eben keine feindliche Absicht merken ließ.

Juan erkannte in Alpahula's plötzlicher Sinnesänderung nichts als die Handlung eines Menschen, welcher sich über den Anblick der Folterwerkzeuge und vor dem Gedanken körperlicher Schmerzen entsetzte. Fernando glaubte, sie werde durch den Wunsch veranlaßt, die unglückliche Ualla zu retten und den gefährlichen Folgen der zwischen den beiden Feldherren bewirkten Feindschaft vorzubeugen. Ualla aber bemerkte an dem unerschrockenen, beinahe triumphirenden Ausdrucke in den Mienen und Blicken ihres Vaters,

daß irgend ein tief verborgener Grund ihn zu solcher Willfährigkeit bewogen habe.

Juan drang nun unablässig in den Caziken, indem er es nicht erwarten konnte, von seinen Lippen die Entdeckung des Geheimnisses zu vernehmen. Alpahula versicherte, die Höhle, in welcher der verborgene Schatz liege, befinde sich in einer so entfernten, tiefen und einsamen Schlucht der Andesgebirge, daß es nicht möglich sei, den weitentlegenen, vielfach verschlungenen Weg dahin zu beschreiben, daß er aber bereit sei, den Spaniern selbst als Wegweiser zu dienen.

Juan, einen Augenblick unschlüßig, nahm den Antrag gierig an, und bestimmte aus Furcht, daß der Gefangene seinen Entschluß etwa wieder ändere, die frühste Morgendämmerung des nächsten Tages zur Ausführung des Vorhabens. Ualla, kaum wissend, was sie wünschen oder fürchten sollte, bat dringend, ihren Vater begleiten zu dürfen. Alle verweigerten einstimmig die Gewährung der Bitte. Juan, weil er besorgte, sie könne ihnen auf der Reise hinderlich werden; Fernando, weil er befürchtete, sie könne einer Gefahr ausgesetzt werden; Alpahula aus Gründen, die er nicht merken ließ.

Eh' noch die glühende Morgenröthe des nächsten Tages den östlichen Himmel bepurpurte, trat Ualla schon in das Gefängniß ihres Vaters. „Du kommst," sagte er, „von mir Abschied zu nehmen. Ich wünschte, Du hättest diesen Morgen Deine kindliche Huldigung vergessen; doch sei es! Komm hieher, abtrünniges Kind der Sonne!" (Er umarmte sie herzlich.) „Gott meiner Tage und des Lichtes,

welches sie so lange vergoldete, vergib mir diese Umarmung! vergib mir die Gefühle der Natur, denen ich gegen diese Abtrünnige nicht zu wehren vermag! Leb' wohl, Ualla! (Er schloß sie noch einmal in seine Arme;) leb' wohl! Nun geh! — doch — halt! Dein spanischer Beschützer, er, der Dich zum Abfall von Deinem Gotte verführte, er hat es gestern gewagt, Dich von mir als seine Braut zu erbitten. In den Worten und im Benehmen dieses stattlichen Jünglings, ich will es nicht verhehlen, ist etwas, das vielleicht zu einer schwachen Entschuldigung Deiner Abtrünnigkeit dienen könnte; mir selbst fiel es schwer, ihm mein Herz zu verschließen: dennoch aber gebiete ich Dir beim Geiste Deiner Mutter, die nun mit Sonnenstrahlen bekleidet, im Licht wandelt, dem Verführer Deiner Seele nie Deine Hand zur Belohnung zu geben! Er ist der schlaueste, daher auch der gefährlichste unserer Feinde. — Quell alles Lichtes und Lebens! Ich erkenne nun die Weisheit Deiner Wege. Glichen alle Kinder des Osten diesem wackern, einnehmenden Spanier, so würdest du bald vergebens von Deinem Strahlenthron herabschauen, um Einen Verehrer in Peru zu erblicken. O Tochter! verschließe ihm Dein Herz! Noch kannst Du auf den Pfad der Wahrheit zurückkehren; noch kannst Du Dich vor dem Lichtquell aller Wesen beugen; verschließe Dir nicht selbst für immer den Weg zu ihm, indem Du Dich seinem Feinde hingibst! — Leb' wohl! — Du weinest, als wäre Dein Leben an diesen Götzendiener gebunden. Sieh mir fest in das Angesicht! Du hast es vernommen, wie plötzlich ich meinen Entschluß geändert habe. Wisse denn!

Kehrt Fernando von unserer Reise unverlezt zurück, so sei er Dein. Ich selbst gebe Dich ihm. Licht des Himmels! sende mir ein Zeichen! — Sprich nicht, Ualla! der Gott Deines Vaters verleihe Dir gnädig sein Licht, — und nun leb' wohl!" —

Er drückte sie einen Augenblick mit Ungestüm an die Brust, dann stieß er sie heftig aus dem Gemach. Fernando empfing das bleiche, bebende Mädchen, stützte die Schwankende und forschte, was sie so gewaltig erschüttert habe. Voll Furcht, das sonderbare Benehmen ihres Vaters zu gestehen, um ihn nicht etwa auf's neue den Schrecken der Folter auszusetzen, zugleich auch voll Angst, durch Verheimlichung ihrer dunkeln Vermuthung Fernando's Leben einer Gefahr auszusetzen, sagte sie nur: „Eine innere Stimme flüstert mir zu, daß dieser Tag ein Tag des Schmerzes und der Trauer sein wird, daß ich meinen Vater nicht mehr sehen werde. Ach! sie warnt mich vor einem unbekannten Etwas. — O Fernando! Geh' nicht mit ihnen!" —

Fernando. Und soll ich Deinen Vater als Juan's wehrlose Beute preisgeben? — Ich bleibe sein Beschützer. Für mich selbst aber sei unbesorgt! Deine Landsleute — —

Ualla. Sie sind zu tief gefallen, um Furcht erregen zu können. Ihr seid die Herren des Landes; die Eingebornen werden nie mehr ihre Hände gegen euch erheben.

Fernando. Was fürchtest Du also?

Ualla. Ich kann nicht sagen: ich weiß es nicht; spotte aber nicht über meine dunklen Ahnungen! Bist Du zu muthvoll, um selbst die Furcht zu kennen, so bist Du

auch zu edel, über die Furcht eines schwachen Mädchens zu spotten. Diesen Morgen sprühten düstere Flammen aus den Augen meines Vaters, doch — nein — ich weiß nicht, was ich sage, — es war nichts — eitler Wahn, ein bloßes Schreckbild meiner Fantasie. Sag' es nicht dem furchtbaren Juan! Sieh! hier steht noch immer das schreckliche Marterwerkzeug. Meine Seele ist dunkel. Sie kommen, sie kommen, meinen Vater wegzutragen. Fernando, leb' wohl, leb' wohl! Dein tapferer Arm beschütze meines Vaters graues Haupt! Sorge aber auch für Dein eigenes, schwarzlockiges Haupt! Der Gott, der Dich zu meinem Erleuchter machte, der Gott, der über alle Herzen und Hände wacht, er wache auch über Dich! Leb' wohl!" —

Noch schlummerten die westlichen Gebirge im Licht- und Schattenwechsel des sinkenden Mondes, als schon Don Juan dem in ein Gefängniß verwandelten Palaste des Caziken Alpahula mit ungeduldiger Hast entgegenschritt. Ihm folgte seine bewaffnete Schar. Er befürchtete die Entweichung eines so wichtigen Gefangenen in den ihm wohlbekannten Gebirgsgegenden und Schluchten, welche manche Trennung und Vereinzelung, der schmalen Pfade und engen Pässe wegen, nothwendig machen, und dadurch die Flucht erleichtern, die Verfolgung aber erschweren würden. Diesem nur als möglich gedachten Ereignisse vorzubeugen, befahl Juan, sechs Sklaven an Alpahula's Fesseln zusammenzuketten. Fernando widersetzte sich dieser unwürdigen Behandlung des unglücklichen Greises, der aber, weit entfernt, diese gütige Verwendung dankbar anzuerkennen, dar-

auf blos erwiederte: „Junger Mann! Ich habe nicht um Deinen Schutz gebeten.“ — Hierauf erklärte er mit Festigkeit, er werde nicht von der Stelle gehen, bis man nicht, statt der Sklaven, Menschen edlerer Art mit ihm zusammenkette. Juan befahl ihm zu gehen, und deutete dabei auf die Folter. Alpahula kreuzte die Arme auf seinem Busen, und sagte mit dem ruhigen Tone der unerschütterlichsten Entschlossenheit: „So bringt ihr mich nicht lebend an den Ort des verborgenen Schatzes!“ — Juan, lechzend nach den Schätzen, die ihm unaufhörlich vor der habgierigen Seele schwebten, und ungeduldig gegen den geringsten Verzug, ließ nun sechs spanische Offiziere aus den edelsten Familien an Alpahula's Fesseln ketten. Unter diesen befand sich auch Fernando, der sich aus Liebe zur Tochter und aus Besorgniß, den Vater gegen Juan's Grausamkeit zu schützen, freiwillig anbot, und unmittelbar zunächst an den Greis gekettet wurde. Alpahula blickte um sich her mit triumphirender Miene, die beinahe den Ausdruck des Entzückens erreichte.

Schon zogen sie durch die niederen Regionen der Andesgebirge in tiefem Schweigen dahin, welches nur von Zeit zu Zeit durch die vom Caziken in gebieterischem Tone ausgesprochenen und vom Dolmetsch wiederholten Worte: „Zur Linken! Zur Rechten! hinauf! abwärts!“ unterbrochen wurde. Der Weg ward immer beschwerlicher, die Morgenluft immer schärfer. Die Glut augenblicklich entzündeter Purpurröthe, welche plötzlich die Spitzen der höchsten Schneegipfel färbte, bildete den sonderbarsten Kontrast zu

dem bleichen Mondlichte, in welchem noch die niedern Regionen schlummerten; eine ernste, majestätische Szene! Die weißen Häupter der höchsten Gebirge, die schwarzen Schlünde und die über Abgründen trotzenden Felsmassen erschienen durch das zweifelhafte Licht, welches auf ihnen lag, noch düsterer und schauerlicher. Mit jedem Schritte wurde die Szene einsamer, öder und wilder. Die fruchtbare Region, welche sie nun verlassen hatten, schien unter ihnen in eine unermeßliche Tiefe zu versinken, während sich auf jener, zu welcher sie emporstiegen, jede menschliche Spur verlor. Hier und da hörte man das dumpfe Brausen eines Gebirgsstromes, den brüllenden Fall einer Katarakte, den widerhallenden Donner eines Felsensturzes. An manchen Stellen zeigte ein trauriges rothes Licht, welches auf den Gipfeln der höchsten Bergreihen ruhte, den Ort, wo ein schrecklicher Vulkan sein rastloses, unauslöschbares Feuer ausströmte. Als der Weg immer beschwerlicher wurde, ergriff Fernando oft Alpahula's Arm, ihn gütig und ehrfurchtsvoll unterstützend, wenn der Fuß unsicher, schwankend ausglitt, obschon der Greis seinen Beistand zurückwies, und wenn die Karavane manchmal Halt machte, um sich mit stärkendem Getränke zu laben, war Alpahula der Erste, dem der junge Spanier eine Erfrischung reichte. Es war nicht zu verkennen, daß der Greis sich vergeblich bemühte, gegen diese Merkmale von Achtung und inniger Theilnahme unempfindlich zu bleiben.

Die Sonne folgte bald dem Purpurglanze, welcher ihre Ankunft als Tagesvorbote verkündet hatte; noch be-

merkte man die aufgehende Gottheit der Peruaner nur durch die blendende Flut des röthlich goldenen Lichtes, welches den Ost in geschmolzenem Feuer badete, und durch die westlich sich verlängernden Schatten; denn die wolkenumhüllte Reihe der östlichen Gebirgsriesen verbarg den heraufkommenden Gott den spähenden Blicken seines gefangenen Verehrers. Da Alpahula aber nun schon wußte, daß das angebetete Gestirn über der Erde erschienen war, beugte er sich vorwärts, als wolle er sich auf sein Gesicht niederwerfen, wodurch denn auch der, zunächst an seinen Leib gekettete Don Fernando gezwungen wurde, sich gleichfalls zu bücken. „Gott meines Lebens!" sagte der Cazik, „Soll ich auch dieses unwillkürliche Kniebeugen vor Deinem östlichen Throne für eine günstige Antwort nehmen?" — Er blickte nochmal zögernd, beinahe traurig, auf Fernando; dann schüttelte er sein Haupt, als ob er einen unrechten Gedanken, der seine Seele durchkreuzt habe, mißbilligend verwerfe, und ging vorwärts.

Der Morgen rückte nun schnell heran; die Gebirgshäupter drängten sich aber so dicht aneinander, daß die Wölbungen der vorragenden Felsmassen über den Köpfen der Wandelnden beinahe zusammentrafen, und das Tageslicht ausschloßen. Alpahula schaute zu wiederholten Malen, und mit ängstlichen Blicken bei jeder neuen Klippenöffnung empor, als könne er es nicht erwarten, das Strahlenantlitz des Gestirnes zu erschauen, dessen ungesehenen Aufgang er schon verehrt hatte. „Noch einmal," sagte er dann, „will ich dieses goldene Auge sehen!" —

Sie gingen weiter. Ein schmaler, höchst unsicherer Pfad zog sich an einer steilen Felswand neben einem Abgrunde dahin. Alpahula blickte freudig empor. „Jenseits jener Gipfel liegt das Ziel unserer Reise. Haben wir noch diesen Gebirgsriesen erstiegen, dann führt ein bequemer Weg abwärts zu den verborgenen Schätzen." — Keine Musik klang Juans Ohren je so lieblich wie diese Worte. Sie schickten sich an, die schwindelnde Höhe zu erklimmen; der Cazik hielt aber einen Augenblick still; er zögerte, faltete die Arme kreuzweise über seine Brust, und schien zu beten. Dann sagte er mit einem Ton voll Kraft und Würde: „So lange dieser Jüngling meine Schritte hemmt und meiner Stärke durch seinen ungebetenen Beistand spottet, will ich diese Höhe nicht ersteigen. Don Juan, Oberhaupt der spanischen Scharen, ersetze Du seine Stelle! Oberhaupt an Oberhaupt gejocht, geziemt sich besser, als daß ein Unterfeldherr an die Fesseln des Caziken Alpahula gekettet sei. Don Juan verneinte schweigend. — „Du willst nicht?" fuhr der Greis fort. „Es sei! Suche Dir denn selbst den Weg zu dem Schatze von Gold und Edelsteinen, wornach Deine Seele schmachtet! Blicke nicht so grimmig nach mir! Bedenke, daß Dein schändliches Folterwerkzeug sich nicht hier befindet, und daß es mir lieber ist, gefesselt zwischen diesen Felsen und Strömen zu sitzen und den letzten Hauch meines Lebens auszuathmen, oder durch Christenhände von diesen Höhen in den Abgrund geschleudert zu werden, als zurückzukehren zu einem elenden, schmählichen Dasein, ein Gefangener in meinem Palaste, im Wohnsitze meiner Ahnen!" —

Der Dolmetsch, entweder aus Mißverständniß, oder weil er, müde der gefahrvollen Reise, das Ende beschleunigen wollte, machte aus dem einzelnen Falle eine allgemeine Regel, und versicherte den Oberfeldherrn, es bestehe bei den indischen Häuptlingen ein Gesetz, kraft dessen sie Gebirge von einer gewissen Höhe nicht anders als in Gesellschaft eines Häuptlings von gleichem Range ersteigen dürfen. Diese Auslegung, verbunden mit der brennenden Ungeduld nach dem Schatze, bewog Don Juan zu solcher Willfährigkeit, daß er, dem ihm wohlbekannten Starrsinn des, der Sitte seines Landes treu anhängenden Caziken nachgebend, sich an diesen ketten ließ und Fernando's Stelle einnahm. Er versetzte dem Greis, ihn anzutreiben, einen Stoß auf die Schulter; der stolze Indier, jetzt weit entfernt, eine so unwürdige Behandlung übel zu nehmen, blickte zurück, und lächelte, mitleidig erhaben über eine so kleinliche Beleidigung. Eine Seele, für feinere Eindrücke empfänglicher als Don Juan's Seele, würde in jenem ruhigen, ironischen Lächeln irgend eine böse Vorbedeutung geahnt haben.

Jetzt klimmte Alpahula mit denen, die unmittelbar an ihn gekettet waren, die letzte steile Höhe hinan; Juan's unnützes Gefolge blieb zurück, nur Fernando folgte Jenen in einiger Entfernung. Der Weg war von der Art, daß ein einziger falscher Tritt den Wanderer in einen Abgrund von solcher Tiefe stürzen konnte, in welche nicht einmal ein Strahl der Mittagssonne hinabzudringen vermochte. Hier stand der Cazik stille, indem der Horizont sich erweiterte, und die Quelle des Lichtes, welches bisher von den

sich begegnenden Felsenhäuptern verdeckt war, nun in vollem Strahlenglanze sichtbar wurde; nur ein vom Berggipfel aufqualmender Nebelstreif hing noch wie eine leichte Wolke vor der Sonnenscheibe und milderte ihre Strahlen, ohne den Lichtkreis zu verhüllen. Alpahula, der, weil der Pfad zu schmal war, vor seinem Gotte nicht niederknien konnte, verbarg sein Gesicht einen Augenblick in den Falten seines Gewandes; dann hob er sein Haupt empor, blickte zu dem, durch den Nebelflor gemilderten Gestirn, von dem das Auge des Verehrers jetzt nicht geblendet wurde, dankbar anbetend empor, und rief mit Jubel: „So seh' ich Dich wieder, Auge des Himmels! Ich hätte es nicht gewagt, das Werk dieses Tages zu vollenden, hätte nicht Dein Strahlenantlitz auf Deinen Diener segnend niedergeblickt. Vergib die Schwäche des Vaters, der sein abtrünniges Kind noch liebt, und Mitleid hegt gegen einen Feind, der Götzendiener ist, aber edel denkt! Und nun, Gott des zertrümmerten Peru, willst Du mein Beginnen begünstigen, so blicke hervor aus den Wolken, die Dein durchdringendes Auge verhüllen wollen, und gib mir durch ein leuchtendes Zeichen zu erkennen, daß die Begeisterung, die mich aufregt und erhebt, Dein Werk ist!" —

Er heftete seine Blicke unverwandt auf die dahingleitende Wolke, als erwarte er eine Antwort auf seine geheimnißvolle Frage. —

„Alter Mann!" sagte Juan. Ich bin nicht hiehergekommen, um Deine Schwärmereien zu hören. Die Zeit verstreicht. Tummle Dich vorwärts, oder Du sollst bald Ursache haben, Dein Zaudern zu bereuen! Ist die Folter auch nicht

hier, so erwartet sie Dich doch in Deinem dunkeln Gefängnisse. Vergiß nicht, daß Du in meiner Macht bist!" —

„Nein! Du in der meinigen!" erwiederte der Cazik triumphirend, sobald der Dolmetsch ihm Juan's Worte verständlich gemacht hatte. Er heftete nun auf Diesen einen durchbohrenden Blick, den der stolze Spanier kaum zu ertragen vermochte, und sagte mit Ernst und würdevollem Nachdruck: „Don Juan! Du Haupt der Unterdrücker, Mann ohne Herz, blutbefleckter Eroberer! Hast Du diesen Morgen alle Deine Sünden überdacht? Hast Du bedacht, daß ein ganzes Land den Weh- und Schmerzensruf, durch Dich erpreßt, emporsendet? Erhebe Dein Herz für einen Augenblick, und bitte Deinen Gott um Gnade, — denn das Strafgericht des Himmels schwebt über Deinem Haupte!"

„Zieht ihn vorwärts! Schleppt ihn den Berg hinan!" schrie Juan: „Elender Sclave! Ich will einmal ein Ende sehen, und zwar ohne Verzug, sonst lasse ich Dir alle Glieder stückweise zerreissen und sie den Raubvögeln dieses Gebirges vorwerfen." —

Alpahula schien diese Drohungen gar nicht zu hören; sein Auge haftete auf der Wolke, deren Rand nun, wie sie von der Sonnenscheibe wegzog, von den Strahlen erhellt wurde. Nun stand die Sonne unverhüllt in voller Herrlichkeit am Himmel. Juan wiederholte seinen Befehl. „Noch in diesem Augenblick will ich wissen, wo Dein Schatz und die goldnen Opfer Deines falschen Gottes verborgen liegen." —

Dein Wunsch werde erfüllt, erwiederte der Greis mit stolzer Miene: „Peru's bester Schatz ist ein Herz, welches

von Vaterlandsliebe glüht; das unserm Gotte wohlgefälligste Opfer ist das Leben derjenigen, die seine Söhne getödtet, seine Tempel zerstört haben. Erde und Himmel und Alles, was mir lieb und werth war, lebt wohl! Quell des Lichtes! Ich eile, Deine Strahlenwohnung zu betreten. Gott und Peru!" —

Don Juan erkannte in diesem Augenblicke Alpahula's schrecklichen Vorsatz; ein warnender Schrei entfuhr seiner Brust; er kam zu spät. Der Greis stürzte sich, indem er die letzten Worte sprach, von dem Rande des schmalen Felspfades in die Tiefe mit solcher Gewalt, daß er Alle, die an ihn gekettet waren, mit sich hinabriß. Von Klippe zu Klippe geschleudert, fielen die gefesselten Schlachtopfer endlich in den dunkeln, gähnenden Abgrund, dessen Nachtgrau'n nie von einem menschlichen Fuße betreten worden. Alles dies: Alpahula's triumphirende Miene, sein Vorsprung vom Klippenrande, das Entsetzen der nachgerissenen Zusammengeketteten, ihr vergebliches Sträuben und Stämmen, ihr schauderhafter Sturz, ihr Angstgeschrei, Alles dies war das Werk Eines Augenblicks, gleich dem plötzlichen Aufleuchten und Verlöschen des Blitzes. Indem die Fallenden von den Klippenspitzen abprallten, widerhallten die Felsen vom Kettengerassel; Raubvögel, zum ersten Mal aus ihren einsamen Schlupfwinkeln aufgeschreckt, vereinigten ihr wildkrächzendes Grablied mit dem verzweiflungsvollen Geheule der Sterbenden.

Vom Schwindel des Entsetzens ergriffen, taumelte Fernando, indem sein Auge den Stürzenden folgte; nur mit Mühe konnte er, eine schmale Klippe umklammernd,

sich auf dem schmalen Pfade festhalten. Das Geheul verlor sich in ein dumpfes Stöhnen, das gellende Kettengeklirre wurde schwächer und schwächer, endlich lagen die Unglücklichen im Abgrunde. Todesstille herrschte. Fernando erhob sein Haupt; er sah nichts als schroffe Felsenwände, gähe Abstürze und schwarze Schluchten; er hörte nichts, als das dumpfe Tosen eines fernen Bergstroms. Er warf schaudernd einen scheuen flüchtigen Blick auf den Abgrund, nun das Grab seiner Gefährten, und hob betend seine Hände zum Himmel.

In seinem Innersten erschüttert, stieg er nun den schmalen Pfad herab, welchen seine, dem Verderben geweihten Gefährten vor wenigen Minuten betreten hatten, als sie lebenswarm und hoffnungsvoll, von Geiz und Stolz getrieben, dem Ziele des Reichthums und des irdischen Glückes entgegen strebten, nun aber als zerschmetterte Gebeinmassen die dunkle, unnahbare Schlucht bewohnten. Oft, indem er abwärts ging und stille stand, glaubte er irgend ein ersticktes Geschrei, ein hinsterbendes Ächzen, einen Ruf um Hilfe aus der grauenvollen Tiefe herauf zu vernehmen.

In dieser Gemüthsstimmung erreichte Fernando die am Fuße der letzten Gebirgshöhe zurückgebliebenen Soldaten, denen er das schreckliche Ereigniß mit wenig Worten kund machte. Als sie sich vom ersten Eindrucke des Entsetzens erholt hatten, führte Fernando, nach Juan's Tode jetzt der Erste im Heere, sie in düsterm Schweigen nach ihrem Standquartiere zurück. Je näher sie dem Ziele kamen, desto schwerer ergriff ihn der schmerzliche Gedanke, daß er nun der unglücklichen Tochter den Tod des Vaters verkünden müsse.

Schon war der Mond aufgegangen; sein mildes Licht lag auf der Gegend. Ualla saß vor ihrem Wohnhause im Kreise der Frauen und Mädchen, deren Sorgfalt Fernando sie anvertraut hatte, und harrte sehnsuchtsvoll der Rückkehr des Vaters und des Geliebten. Fußtritte und Stimmen nähern sich; sie frägt nach ihrem Vater, nach ihrem edeln Beschützer. Ein vorauseilendes falsches Gerücht meldet ihr, daß Vater und Geliebter zerschmettert, in der Todesschlucht ruhen. Sie springt empor, stößt einen Schrei des Entsetzens aus, steht einen Augenblick stumm und starr, und stürzt wie leblos zur Erde. Ein sanfter Arm richtet sie auf; eine Stimme, die zum Leben erwecken kann, tönt in ihr Ohr. Sie erkennt den Geliebten; sie erhebt ihr Auge dankend zum Himmel, dann umfaßt sie Fernando's Knie, und spricht mit leicht bebender Stimme: „O Fernando, den mir Gott wieder gab! Wo ist mein Vater?“ — „Vor dem Throne desjenigen,“ — erwiederte Fernando, — „der zwischen ihm und seinem Unterdrücker richten, und die Bitterkeit des Unglücks versüßen wird. — Ich komme als Dein Beschützer, die Wunden Deines mißhandelten Volkes zu heilen, Deine Thränen zu trocknen, und das Glück Deines Lebens zu gründen. Ein Herz und Ein Gott! Ihn, den wir anbeten, sollen auch Deine Peruaner nicht länger als den Schreckensgott der grausamen Spanier scheuen; sie sollen vor Ihm als dem allgütigen Vater der Menschen knien!“ —

So sprach Fernando, und begrüßte die blasse Jungfrau, die kein Wort der gepreßten Brust zu entwinden vermochte, als Gattin.

Marco, der Bandit.

Aus den Papieren eines englischen Arztes.

Oben war der Mond aufgegangen; sein mildes Licht lag auf der Gegend. Natia saß vor ihrem Wohnhause im Kreise der Frauen und Mädchen, deren Sorgfalt Fernando sie anvertraut hatte, und harrte sehnsuchtsvoll der Rückkehr des Vaters und des Geliebten. Fußtritte und Stimmen nähern sich; sie fragt nach ihrem Vater, nach ihrem edeln Beschützer. Ein [illegible] meldet ihr, daß Vater und Geliebter [illegible] in der Todesschlucht ruhen. Sie springt empor, [illegible] nicht einen Augenblick [illegible] sinkt wie leblos zur Erde. Ein sanfter Arm [illegible] eine Stimme, die zum Leben erwecken kann, tönt in ihr Ohr. Sie erkennt den Geliebten; sie erhebt ihr Auge dankend zum Himmel, dann umfaßt sie Fernando's Knie, und spricht mit leicht bebender Stimme: „O Fernando, den mir Gott wieder gab! Wo ist mein Vater?“ — „Vor dem Throne desjenigen,“ — erwiederte Fernando, — „der zwischen Ihm und seinen Unterdrücker richten, und die Bitterkeit des Unglücks versüßen wird. — Ich komme als Dein Beschützer, die Wunden Deines mißhandelten Volkes zu heilen, Deine Thränen zu trocknen, und das Glück Deines Lebens zu gründen. Ein Herz und Ein Gott! Ihn, den wir anbeten, sollen auch Deine Peruaner nicht länger als den Schreckensgott der grausamen Spanier scheuen; sie sollen vor Ihm als dem allgütigen Vater der Menschen knien!“ —

So sprach Fernando, und begrüßte die blasse Jungfrau, die kein Wort der gepreßten Brust zu entwinden vermochte, als Gattin.

Ich bewohnte ein Landhaus meines Freundes C., welches, drei Meilen von Neapel entfernt, auf dem Wege nach Pästum in einer reizenden Gegend zwischen der Seeküste und den Apenninen lag, umkränzt von dichten Wäldern und belebt durch Klöster, Villen und Ruinen alter Gebäude. Von hier aus machte ich jeden Tag einen Ausflug in die nächste Umgebung, um die Überbleibsel der zahlreichen alten Tempel zu besichtigen, deren viele der zerstörenden Zeit durch zwei Jahrtausende getrotzt hatten. Bei einem dieser Ausflüge verließ ich mit Tagesanbruch das Haus, und bestieg ein Maulthier, in der Absicht, eine alte Wasserleitung und eine zwischen hängenden Gärten am Fuße der Apenninen gelegene Villa zu besuchen. Meiner Gewohnheit getreu, nahm ich keinen Führer, um die Schönheit der Naturscenen ganz frei und ungestört zu genießen. Es war im Herbste, und die liebliche Landschaft gewann einen erhöhten Reiz durch die hier und da zerstreuten Gruppen calabrischer Landleute, bewaffnet mit kurzen Schwertern und Vogelflinten, die man in ihrer romantischen Tracht von Salvator Rosa's Meisterpinsel so oft abgebildet sieht. Als ich mich dem Flusse Silaro näherte, der wegen der versteinernden Eigenschaft seines Gewässers seit undenklichen Zeiten berühmt ist, veränderte sich die Scene; die Meierhöfe verschwanden und die

Gegend nahm einen wilden, melancholischen Charakter an. Der Boden wurde locker und sumpfig; die vielen gebrechlichen Brücken, aus Baumästen geflochten, und über Tiefen geworfen, machten den Weg unangenehm und gefährlich. Dies vermochte aber nicht meinen Eifer abzukühlen; selbst die zahlreichen Geschichten von Räubern, die, wie man mir erzählt hatte, diesen Theil des Landes unsicher machten, schreckten mich nicht; denn ich glaubte in den meisten derselben die, dem neapolitanischen Charakter eigene Übertreibungsgabe zu erkennen.

Ein kleiner Zufall war hinreichend, dem Strome meiner Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu geben. Ich ritt auf einem schmalen Pfade zwischen Tamarisken und Myrten gemächlich und sachte am Rande einer Gebirgsschlucht dahin, ließ den Zügel auf dem Halse des Maulthieres liegen, und legte meine Arme auf den Rücken, wie ich es zu thun pflege, wenn ich mich meinen Gedanken überlasse. Plötzlich fühlte ich meine Elbogen geknebelt; in demselben Augenblicke drohte auch die Mündung einer Pistole meiner Stirne, und eine Stimme schrie mir in italienischer Sprache in's Ohr: „Signor! Ihr seid mein Gefangener. Wagt Ihr Gegenwehr, so tödt' ich Euch wie einen dieser unreinen Büffel da unten; ergebt Ihr Euch, so soll Euch kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden."

Wehrlos, und im Nachtheil, wie ich war, sah ich ein, daß jeder Widerstand fruchtlos, und es das Beste sei, mich auf Discretion zu ergeben. Ich verhielt mich also ganz ruhig, während der Bandit fortfuhr: „Sie thun wohl Sig-

nor, keinen Widerstand zu leisten. Ich muß Ihre Arme in Ihrer jetzigen Lage festschnüren; dann wollen wir über das Lösegeld unterhandeln.“ —

Er steckte die Pistole in den Gürtel, und band mir die Arme auf dem Rücken so zusammen, daß der Strick unter dem Bauche des Maulthiers gezogen und um meine Schenkel gewunden wurde.

So schlimm nun auch meine Lage war, so konnte ich mich doch, indem ich mich auf dem Rücken des Maulthiers angebunden erblickte, eines Lächelns über die komische Figur, die ich dabei spielte, nicht enthalten. Der Bandit bemerkte dies, und sagte: „Sie haben Recht, Signor, daß Sie nicht aus der Fassung kommen; und dennoch würden Hunderte zittern bei dem bloßen Gedanken, sich in dieser Wildniß in der Gewalt des Marco d'Abruzzo zu wissen.“ —

Marco d'Abruzzo! dachte ich; dieser ist der berüchtigte Bandit, von dem mein Freund C. sprach, von dem die Landleute so viele muthige und fürchterliche Thaten zu erzählen wissen, und dem die ganze Gegend Tribut zahlen muß, damit die Einwohner sich den Besitz ihres Eigenthumes sichern. Plötzlich fiel mir ein, daß auch mein Freund C. diesem Räuber zinsbar sei, und ich beschloß, mich zu überzeugen, ob sein Schutz sich eben so auf die Person seiner Freunde als auf ihr Eigenthum ausdehne. Ich sagte ihm daher, daß ich ein vertrauter Freund des C. sei, und gegenwärtig dessen Landhaus bewohnte. Eh' ich noch zu Ende war, fragte Marco hastig, ob ich schon eine Nacht unter dessen Dache zugebracht, ob ich schon an dessen Tische ge-

gessen hätte? — Ich hatte die Frage kaum bejaht, als der Bandit, ohne einen Beweis meiner Angabe abzuwarten, den Strick löste, und mich tausendmal um Verzeihung bat wegen der erlittenen Unbilden. Er hege für C. die größte Hochachtung, da dieser Signor seine Gebühr stets auf das pünktlichste entrichte. Hätte er nur gewußt, daß ich ein Freund dieses wackern Mannes sei, so würde er mich gewiß nicht im Geringsten belästigt haben. Er fügte hinzu, ich müßte den Vorfall nun wohl aus dem rechten Gesichtspunkt ansehen und denselben auch meinem Freunde C. im gehörigen Lichte darstellen. Er wiederholte alle seine Versicherungen, und verschwand dann im dichten Myrtengebüsche, welches uns umgab. Das Bild steht mir noch jetzt lebhaft vor der Seele. Er hatte nicht ganz die mittlere Leibesgröße, doch eine herkulische Kraft und edle römische Gesichtszüge. Seine Kleidung bestand in einem Wams und Beinkleide von purpurnem Sammt, ersteres mit scharlachrothen Schlitzen auf den Schultern. Riemen von Büffelhaut umgaben die Füße vom Knie bis zum Knöchel. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, in welchem sich nebst zwei Pistolen und Dolchen auch jener Strick befand, mit dem er mich gebunden hatte. Von den Schultern hing die italienische Mantilla, in die er den Oberleib einzuhüllen pflegte, wenn er den furchtbaren Anblick der in dem Gürtel steckenden Waffen verbergen wollte. Auf dem Kopfe saß ein kegelförmiger Hut, nach der Seite, mit einer rothgefärbten Hahnenfeder geschmückt. Über den Rücken hing die Flinte.

Einige Tage nachher kehrte ich von der Villa nach

Neapel zurück. Während meines Aufenthaltes daselbst ereignete sich jener schreckliche Vorfall, welchen ich nun erzählen will.

Sir Hunt, ein geistreicher Britte, unternahm mit seiner schönen Frau von Neapel, wo das junge Ehepaar vor Kurzem erst getraut worden war, einen Ausflug nach der Stadt Pästum. Indem sie durch jene öde Gegend fuhren, die ich bereits beschrieben habe, fiel plötzlich ein Schuß, der ein Wagenpferd tödtete; im nächsten Augenblicke erschien ein Räuber, welcher von den Reisenden Geld und Kostbarkeiten forderte. Der Postillon entfloh und versteckte sich im nächsten Walde. Hunt, in Zorn auflodernd, als er sich von einem Einzelnen angefallen sah, schlug den Banditen in's Gesicht in dem Augenblicke, als dieser der jungen Frau eine goldene Halskette entreißen wollte. Der Räuber, in Wuth ausbrechend über den erhaltenen Schlag, riß eine Pistole aus dem Gürtel und schoß nach dem Engländer. Die muthige Frau warf sich an die Brust des Gatten, um ihn zu schützen. Beide wurden von den Pfosten, mit welchen die Pistole geladen war, schwer verwundet; Er durch die Rippen, Sie in der Brust und im Nacken. Der Räuber plünderte nun den Wagen und entfernte sich. Der Postillon kam aus seinem Versteck hervor, und schaute in den Wagen. Schrecklicher Anblick! Auf dem Boden des Wagens ein See von Blut, den Wunden des unglücklichen Paares entquollen! Hunt war auf den Boden gesunken; seine Gattin hatte wahrscheinlich bei ihm gekniet, um sein Haupt zu stützen, denn ihr Arm hielt seinen Nacken umschlungen.

In dieser Stellung ward sie ohnmächtig, und lag bewußtlos; ihre Wange ruhte auf der Wange ihres Gatten, der Todte in den Armen der Sterbenden!

Der feige Postillon getraute sich nicht, sie zu berühren; er begnügte sich damit, daß er sich ein frisches Pferd verschaffte, und fuhr nun so schnell als möglich nach Neapel zurück. Als der Wagen vor dem Hause hielt, von dem sie am Morgen wegfuhren, zeigte sich an der Frau noch eine Lebensspur; als man sie aber vom Leichnam des Gatten emporhob, erfolgte ein heftiger Blutguß, der sie mit dem Geschiedenen vereinigte. Ich wurde gerufen, fand aber, als ich in das Zimmer trat, Beide leblos auf demselben Lager neben einander ruhend. Das Antlitz der Frau gewährte insbesondere einen höchst rührenden Anblick, denn in ihren Mienen lag etwas so Ruhiges, Liebliches, beinahe Freudiges, als wäre sie mit dem beseligenden Gedanken gestorben, daß selbst der Tod es nicht vermochte, sie von dem Geliebten zu trennen.

Dieser Vorfall erregte in Neapel großes Aufsehen und der brittische Gesandte that den dortigen Behörden so kräftige Vorstellungen, daß diese sich bewogen fanden, starke Maßregeln zu ergreifen und einen Preis auf den Kopf des Mörders zu setzen. Dieser war, wie der Postillon bestätigte, kein Anderer, als M a r c o. Alle Versuche, seiner habhaft zu werden, blieben aber durch mehrere Monate fruchtlos, indem er alle Schlupfwinkel in den Gebirgen kannte, und über das Landvolk eine unbegränzte Macht ausübte. Er würde sogar wahrscheinlich allen Nachstellungen entgangen sein, wenn sich nicht der folgende Umstand ereignet hätte. Er hatte

nämlich sein Weib in die Stadt Salerno geschickt, um daselbst Einiges einzukaufen. Sie ward erkannt, ergriffen, nach Neapel geführt und dort in's Gefängniß gebracht, wo man alles Mögliche versuchte, sie dahin zu bringen, daß sie Marco's Aufenthaltsort verrathe. Sie verweigerte jedoch standhaft jede Entdeckung; erst der Anblick der Werkzeuge der ihr drohenden Folter raubte ihr den Muth. Sie versprach, die Sbirren an den Aufenthaltsort ihres Gatten zu führen. Als sie aber, von einem Sergent und zwei Sbirren begleitet, in die Nähe desselben kam, fing sie wieder zu zögern an, bis die Bajonete der Sbirren sie vorwärts trieben. Endlich stand sie still und gab das Zeichen mit einer an ihrem Halse hängenden Lockpfeife. Nach einer Minute trat Marco aus einer Schlucht auf eine vorragende Klippe. Noch hätte er entfliehen können, denn das Weib hatte die Vorsicht gebraucht, das Zeichen schon in der Entfernung von drei bis 400 Schritten zu geben. Konnte Marco die nahe Waldschlucht erreichen, so war er gerettet. Der Sergent, über das Benehmen der Frau ergrimmt, stieß ihr das Bajonet in die Seite. Marko, als er dies erblickte, schien im ersten Augenblicke der Verrätherin zu Hilfe eilen zu wollen. Er that einige Schritte vorwärts, zögerte aber wieder. Diese kurze Unentschlossenheit kam ihm theuer zu stehen, denn die beiden Sbirren, die man, weil sie sehr geschwind laufen konnten, vorzugsweise gewählt hatte, erreichten den Räuber so blitzschnell, daß dieser, da er sich nun dem Schusse bloßgestellt sah, eine Erhöhung am Rande der äußersten Klippe zu gewinnen suchte, sich hinter dieselbe kniete, seine Doppelflinte auf-

legte, nach dem Vordersten seiner Verfolger schoß, und so gut traf, daß dieser todt zu Boden stürzte. Inzwischen hatte der zweite Sbirre nach dem Marco gefeuert; die Kugel traf aber den ihn beschützenden Hügel; dagegen that dieser mit seiner Doppelflinte den zweiten Schuß, welcher dem Sbirren das Schenkelbein zerschmetterte. Nun war nur der Sergent noch übrig, ein in solchen Kämpfen sehr geübter Soldat, welcher, während Marco mit jenen Beiden beschäftigt war, durch einen kleinen Umweg auf eine höhere Stelle kam, und den Räuber in den rechten Fuß schoß. Der Bandit, am Entfliehen verzweifelnd, erhob sich, auf die Flinte gestützt, langsam, zog die Pistolen und Dolche aus dem Gürtel, schleuderte sie von sich, und gab durch Zeichen zu erkennen, er sei bereit sich zu ergeben. Der Sergent ließ sich dadurch täuschen und näherte sich dem Verwundeten, weil er, wenn er denselben lebendig einbrachte, den doppelten Lohn zu hoffen hatte, mit unvorsichtiger Hast. Während nun der Sergent einen Strick aus der Tasche zog, um den Räuber zu binden, warf sich dieser mit aller noch übrigen Kraft wüthend auf ihn. Mit einander ringend fielen Beide zu Boden, dicht am Rande der Klippe. Marco durchbiß den Halskragen seines Gegners und zwängte die Finger in desselben Säbelriemen am Leibe. Nun stemmte er den Fuß an den äußersten Rand der Klippe, that einen gewaltigen Stoß, und stürzte sich mit dem fest umschlungenen Feinde in den Abgrund. Der Sergent war augenblicklich todt, der Räuber starb nach wenigen Stunden, seine Zähne noch im Halskragen, die Finger noch im Säbelriemen des Sergenten.

Vier Heilmittel der Eifersucht.

legte, nach dem Vordersten seiner Verfolger schoß, und so gut traf, daß dieser todt zu Boden stürzte. Inzwischen hatte der zweite Sbirre nach dem Marco gefeuert; die Kugel traf aber den ihn beschützenden Hügel; dagegen that dieser mit seiner Doppelflinte den zweiten Schuß, welcher dem Sbirren das Schenkelbein zerschmetterte. Nun war nur der Sergent noch übrig, ein in solchen Kämpfen sehr geübter Soldat, welcher, während Marco mit jenen Beiden beschäftigt war, durch einen kleinen Umweg auf eine höhere Stelle kam, und dem [illegible] Der Bandit, [illegible], erhob sich, auf die Flinte gestützt, langsam, zog die Pistolen und Dolche aus dem Gürtel, schleuderte sie von sich, und gab durch Zeichen zu erkennen, er sei bereit sich zu ergeben. Der Sergent ließ sich dadurch täuschen und näherte sich dem Verwundeten, weil er, wenn er denselben lebendig einbrachte, den doppelten Lohn zu hoffen hatte, mit unvorsichtiger Hast. Während nun der Sergent einen Strick aus der Tasche zog, um den Räuber zu binden, warf sich dieser mit aller noch übrigen Kraft wüthend auf ihn. Mit einander ringend fielen Beide zu Boden, dicht am Rande der Klippe. Marco durchbiß den Halskragen seines Gegners und zwängte die Finger in desselben Säbelriemen am Leibe. Nun stemmte er den Fuß an den äußersten Rand der Klippe, that einen gewaltigen Stoß, und stürzte sich mit dem fest umschlungenen Feinde in den Abgrund. Der Sergent war augenblicklich todt, der Räuber starb nach wenigen Stunden, seine Zähne noch im Halskragen, die Finger noch im Säbelriemen des Sergenten.

Vier eifersüchtige Ehemänner.

In einer Provinzialstadt mit vielen neugebauten, hübschen Häusern, bewohnt von wohlhabenden Männern, schönen Frauen und zahlreichen Kindern, sammt den dazu gehörigen Hunden, Katzen und Singvögeln, lebten auch vier sehr eifersüchtige Männer mit ihren sehr unschuldigen Frauen. Es liegt in der Natur des nie und nirgends zufriedenen Menschen, daß unaufhörlich Einer über den Andern klagt; am meisten aber pflegen die Männer über ihre Frauen zu klagen, und die Frauen über ihre Männer. Wer diese Klagen hört, kann sich nicht genug wundern, wie es möglich ist, daß e i n e Ehe noch geschlossen wird.

Solche Ehestandsklagen wurden nun hier, wie überall, nicht immer nur den stummen Wänden, sondern auch Freunden und Freundinnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitgetheilt. Die in das Vertrauen gezogenen Auserwählten säumten nicht, das tiefe Geheimniß unter dem nämlichen Siegel auch den N i ch t-Auserwählten mitzutheilen, und so geschah es denn, daß die Zahl der Theilnehmenden sich mit jedem Tage vermehrte, und die Sache in den Reunionen der Kleinstädter in aller Heimlichkeit eben

so veröffentlicht wurde, wie es bei den Großstädtern üblich ist.

Der Ordnung gemäß, muß ich nun dem Leser die männlichen vier Hauptfiguren oder Hauptverbrecher der Geschichte vorführen, welche, obschon unter ihnen weder ein Herodes, noch ein Othello, noch ein Don Gutierre war, ihren holden Ehehälften doch genug zu schaffen machten.

Erster Unmensch.

Der erste dieser vier Unmenschen war der Theater-Direktor Ahorn, ein kleines, blasses, abgemagertes Männchen, sehr reizbar und in ewiger Bewegung der Seele und des Leibes. Dieses schmächtige Wesen hatte mit dem riesenhaften Schicksal unaufhörlich gekämpft, mit dem Theaterpersonal unaufhörlich gezankt, viele Mühseligkeiten erlitten, viel Verdruß ertragen, und nach vielen Leiden und wenigen Freuden sich endlich als Theater-Unternehmer in dieser Provinzialstadt etablirt.

Der stärkste Fehler dieses rastlos thätigen Mannes war seine Schwäche für die dramatischen Künstlerinnen. Durch vielfache Erfahrungen und Täuschungen klüger geworden, faßte er endlich den heroischen Entschluß, sein zärtliches Herz zu bändigen, allen Liebschaften zu entsagen und seine innigste Liebe ausschließend seinem Geldbeutel zu widmen. Nachdem er durch einige Monate in dieser exemplarischen Lebensweise die besten Fortschritte gemacht hatte, wurde der weise

Mann am Abend desselben Tages, an dem er sich selbst zu seiner Beharrlichkeit Glück wünschte, das Opfer der Ironie des Schicksals, das heißt, er heirathete die erste Liebhaberin seiner Truppe.

Zweiter Unmensch.

Othello, der zweite der vier Unmenschen, war weder Mohr noch General der Venezianer, sondern ein Klaviermeister und zwar im Städtchen der Chorführer aller Klaviermeister, denen er auch nach und nach die meisten und wohlhabendsten Schüler glücklich weggefischt hatte. Herr Tanzler zählte in der Stadt eben so viele Feinde, als die Stadt Klaviermeister zählte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann und hielt sich für ein Genie. Seinen Schülern begegnete er sehr artig und freundlich; gegen diejenigen aber, die nicht seine Schüler waren, pflegte er es etwas hoch zu geben, wenn sie es nicht noch höher gaben. Beim Unterrichtertheilen führte er immer die Worte im Munde: „Nur genial!" oder: „Ich bitte — etwas mehr genial!"

Seinen Schülerinnen bewies Herr Tanzler überhaupt viel Geduld; die schönen und gelehrigen überhäufte er aber mit Schmeicheleien und Ausbrüchen des Entzückens; sie wurden zu Engeln und Göttinnen erhoben. Sein Mißfallen über ungelehrige Kunstjüngerinnen, besonders wenn sie nicht schön waren, bezeichnete er durch einen leisen Seufzer, welcher es den Angeseufzten nicht deutlich machte, ob

er damit eine Aufwallung der Zärtlichkeit oder der Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Seine dermalige Gattin Sophie Tanzler, die Tochter eines reichen Fabrikanten und eine der besprochensten Stadtschönheiten, war eine der talentvollsten Schülerinnen des Herrn Tanzler, gut und edel, aber von sehr raschem Temperamente und entschlossener Handlungsweise.

Dritter Unmensch.

Hauptmann Unstern, der dritte Unmensch und Opferpriester im Tempel der Eifersucht, hatte von jeher bei dem schönen Geschlechte viel Glück gefunden, das heißt, immer drei oder vier Liebschaften zu gleicher Zeit, dabei aber so viel berechnende Klugheit, daß er jeder bestimmten oder verfänglichen Erklärung schlau auszuweichen wußte und in seinen Huldigungen nie einen Schritt weiter ging, als man gehen konnte, ohne sich für die Folge zu binden, daher auch keine seiner verlassenen Ariadnen sich auf ein Versprechen berufen oder über Meineid klagen konnte. Zu einem Briefwechsel ließ er sich nie herbei, weil er, seinem Vorgeben zufolge, die todten Buchstaben haßte, eigentlich aber deshalb, weil Schrift und Rechtschreibung seine schwächste Seite war. Er pflegte auch außer den Rapporten und Regimentsrechnungen nichts zu lesen, nicht einmal das Zeitungsblatt. Hauptmann Unstern wurde endlich der vielen Feldzüge im Reich der Liebe müde, und der Siegreiche ergab sich einer

Siegerin, einem eben so zarten als zärtlichen Wesen von bezaubernder Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Der vierte und letzte Unmensch

war der bei Jung und Alt sehr beliebte Doktor Kauz, zugleich Allopath, Homöopath und Hydropath, wie man es wollte. Diese Vielseitigkeit leistete ihm sehr gute Dienste, vorzüglich als Damenarzt; denn da das liebevolle, schöne Geschlecht die Veränderung liebt, so fand Doktor Kauz hier ein weites Feld vor sich, indem er es jeder Patientin freistellte, sich nach Laune und Eigensinn in einer der drei Heilmethoden behandeln zu lassen. Hatte die erste keinen guten Erfolg, so kam die zweite, nöthigen Falls dann die dritte. Starb die Kranke an und nach allen drei Methoden, so hieß es dann: „Man hat Alles versucht, alle Mittel angewendet; sie war aber nicht mehr zu retten!" —

Auf solche Weise geschah es denn nicht selten, daß Doktor Kauz im ersten Stockwerk eines und desselben Hauses allopathisch behandelte, im zweiten homöopathisch, im dritten hydropathisch. Es hatte sich sogar einigemal ereignet, daß er, einem Weinhändler zulieb, Kranke in den Erdgeschoßen und Dachwohnungen nach dem Brownischen System in die Ewigkeit spedirte. Überdieß war Kauz, als Mann im Geiste der Zeit, auch dem Magnetismus hold, wodurch er sich die Gunst aller romantisch gesinnten Damen erwarb. Seine jetzige Ehekonsortin hatte er magnetisirt, und von ihr

als Somnambüle die Erklärung ihrer Gegenliebe erhalten. Sie blieb auch im Ehestande eine Clairvoyante, das heißt, so scharfsichtig, daß sie dem Herrn Gemahl bei mancher Patientin, mit der er sich in Rapport gesetzt hatte, auf die Spur kam. Dieses Hellsehen bewirkte endlich, daß der Herr Doktor die Behandlung der Damen nach und nach ganz aufgab, und seine ärztliche Kunst nur an Männern ausübte. Nun wendete sich das Blatt. Die Frau Doktorin wurde ruhig, dagegen befiel aber den Herrn Doktor das Eifersuchtsfieber mit einer solchen Heftigkeit, daß er in jedem hübschen oder interessanten Mann, der als Genesener, im Gefühle der Dankbarkeit glühend, sein Haus betrat, einen Anbeter der schönen Gattin erblickte.

Weibliche Quadrupel-Allianz.

Der Eigensinn des Schicksals zwang drei dieser eifersüchtigen Barbaren, zu ihrem großen Leidwesen, die Stadt an einem und demselben Tage in ihren Berufsgeschäften zu verlassen. Hauptmann Unstern mußte einen Transport Rekruten eskortiren; Doktor Kauz wurde an einen entfernten Ort zu einem Konsilium berufen; der Klaviermeister Tanzler hatte von reichen Schülerinnen den Auftrag erhalten, Piancforte's in der Haupt- und Residenzstadt einzukaufen. Am folgenden Tage versetzte das böse Schicksal auch dem Theater-Direktor Ahorn einen Streich. Die Prima-Donna lief davon mit dem Primo-Amoroso,

der eben als Robert der Teufel auftreten sollte. Dem desperaten Impressario blieb nichts übrig, als den Entflohenen mit der Eilpost nachzufliegen.

Die von den Quälgeistern der Eifersucht befreiten Frauen genoßen nun vier ruhige Tage, die man sogar glückliche hätte nennen können, wäre nicht im düstern Hintergrunde die Besorgniß gestanden, daß der fünfte Tag wahrscheinlich ihre Qualen verdoppeln werde.

Sie beschloßen, zuerst jede für sich allein, die köstlichen Halzyonentage zu ihrem Besten zu benützen und ernstlich darüber nachzudenken, auf welche Weise und durch welche Mittel dem Übel abzuhelfen wäre.

Die Klaviermeisterin kam, nachdem sie ihr niedliches Köpfchen lange hin und her gewiegt hatte, auf den Einfall, es sei besser, in einem so gewaltigen Kampfe Verbündete zu haben, den Feind mit vereinigten Kräften anzugreifen und in einem Haupttreffen ihn auf das Haupt zu schlagen, denn der bisherige schmähliche und klägliche Zustand sei durchaus nicht länger zu ertragen; in einer so großartigen Zeit wie die gegenwärtige, wo von allen Seiten die erhabenen Worte: „Frauen-Emanzipazion und Opposizion" erschallen und auf der Oriflamm des schönen Geschlechtes prangen, sei sie mit ihren drei Unglücksgefährtinnen ohne Zweifel die einzige Unterdrückte und Nichtige in der Stadt.

Die Frau Klaviermeisterin, eine Frau von raschem Temperament, beschloß also, die Zeit der Abwesenheit der eifersüchtigen Ehemänner eifrig zu benützen. Sie ließ die drei Frauen für den Abend zu sich laden. Jede derselben nahm

die Einladung freudig an, und jede ward sogleich von dem Gedanken ergriffen: „Wir sind allein und ungestört; bei dieser Gelegenheit könnte ein sehr wichtiger Gegenstand besprochen werden.“ —

In Betreff der Eifersuchtsqualen, unter denen das vierblätterige Kleeblatt schmachtete, wußte zwar Keine von der Andern etwas Bestimmtes, dennoch erwartete Jede von den Andern guten Rath, Theilnahme und Beistand.

Die armen Frauen kleideten sich so schön als möglich, diesesmal aber nicht in der stolzen Absicht, einander zu verdunkeln, sondern nur deshalb, um als Leidende nicht nur interessant, sondern auch schön zu erscheinen.

Herzensergießungen.

Kaum waren die silbernen Leuchter mit den brennenden Millykerzen im Salon der Madame Tanzler auf den Kaffehtisch gestellt, als die schönen Gäste im Verlaufe von wenig Minuten nach einander eintraten, sehr freundlich, doch nicht ohne einen leisen Zug von Melancholie in den fragenden Mienen; gesprächig, doch bei manchem Worte mit feuchten Augen lächelnd, wie die Tropfenwand des Regenbogens hellfarbig leuchtet. Auf gleiche Weise präsentirte sich auch die Frau vom Hause. Man sprach, man trank Kaffeh; man seufzte. Da nun die Konversazion keine Lebhaftigkeit gewinnen wollte, obschon vier weibliche Zungen sonst das Gespräch im Gange zu erhalten wissen, nahm Madame

Tanzler, die ihre Rolle gut einstudirt hatte, etwas schüchtern und mit aufmerksam spähenden Blicken das Wort:

„Liebe Freundinnen! Es ist wohl nicht zu verkennen, daß jede von uns etwas auf dem Herzen hat. Soll freundschaftliche Theilnahme nicht den Kummer, der an uns nagt, erleichtern? Also, — kurz herausgesagt — nicht wahr? wir sind nicht so glücklich, als wir es unter andern Umständen sein könnten! Unsere Männer! Ja, unsere Männer!" — —

Ein dreistimmiger Chor wiederholte seufzend: „Unsere Männer! Ja, unsere Männer!" —

Madame Tanzler fuhr fort:

„Es ist schrecklich! Statt uns anzubeten, und uns der ganzen Welt als Muster vorzustellen, quälen sie uns mit der leidigen Eifersucht. Ich habe meinem Mann wahrlich nicht die geringste Ursache dazu gegeben, gewiß nicht!"

Der dreistimmige Chor wiederholte als Echo: „Auch ich nicht, gewiß nicht!" —

Hierauf begann folgendes Gespräch:

Frau Klaviermeisterin. Wir wollen aufrichtig sein — nicht wahr? Das kann nun in die Länge nicht so bleiben, nein! Es muß anders werden — nicht wahr?

Der Chor. Anders! Nicht wahr?

Frau Klaviermeisterin. Damit wir aber etwas ausrichten, müssen wir zusammenhalten und —

Frau Theaterdirektorin. Und die Sache gut überlegen, damit wir nicht Fiasko machen.

Frau Doktorin. Auf die Methode kommt Vieles an. Mein Mann hat wenigstens darin Recht, daß er

sagt: Es gibt verschiedene Kurarten, und die rechte treffen, das ist's, worauf Alles ankommt.

Frau Hauptmännin. Ja wohl! Es gibt gar viele Arten von Waffen: Stich- Hieb- und Schußwaffen, leichtes und schweres Geschütz.

Frau Klaviermeisterin. Es kommt nur vor Allem darauf an, daß wir darüber einig werden, welche Art von Spektakel wir anfangen, welche Kurart wir anwenden, welcher Waffen wir uns bedienen wollen. Damit wir aber einen tüchtigen Operazionsplan entwerfen und dann die zweckmäßigsten Heilmittel ergreifen können, kommt es zuerst darauf an, daß Jede von uns ein offenes, aufrichtiges Geständniß ablege, wie sie mit ihrem Herrn und Gebieter steht, und was für ein Mensch er ist. Die geheime Geschichte des männlichen Herzens sei der Gegenstand unserer geheimen Sitzung!

Der Chor. So ist's! So soll es sein!

Geheime Geschichte der Klaviermeisterin.

Die Frau Klaviermeisterin begann:

„Meine Damen! Damit die Sache vorwärts geht, — denn wir haben keine Zeit zu verlieren — so will ich Ihnen mit einem guten Beispiele vorgehen, und erzählen, wie's in meinem Hause aussieht. Mit meinem Othello ist's wirklich nicht auszuhalten. Wäre ich nicht so gescheit, wie ich bin, so müßt' ich eine Närrin werden. Man kann sich

gar keinen Begriff davon machen, wie er's treibt. Bin ich heiter, so behauptet er, daß meine Gedanken bei andern Männern herumschwärmen; bin ich traurig, so sagt er: „Nun denkst Du gewiß an mich!" In dem gleichgiltigsten Wort, in der alltäglichsten Miene findet er etwas, das seinen Argwohn erweckt, und der unbedeutendste Zufall muß ihn, wie er sich's eben einbildet, zu sonderbaren Entdeckungen oder gar zu einer furchtbaren Gewißheit führen. Ich soll mich weder öffentlich zeigen, noch einen männlichen Besuch annehmen, wenn er nicht zu Hause ist. Und wenn nun dennoch ein Mann zu mir kommt, was kann ich dafür? Kann ich es hindern? Es gibt ja Männer, die eine eigene Passion haben, zur Frau zu kommen, wenn sie wissen, daß der Mann nicht zu Hause ist. Gott verzeih' es den Unheilstiftern! Wer meinen Mann vis-a-vis von mir sieht, ohne ihn näher zu kennen, der muß glauben, daß er mich haßt; und dennoch bin ich überzeugt, daß er mich grenzenlos liebt. Aber — was hab' ich denn auch von dieser grenzenlosen Liebe? Nichts als Leid und Kummer. Ich muß jeden Schritt überdenken, jedes Wort auf die Wagschale legen; und was hab' ich am Ende von all' meiner Geduld und liebevollen Aufmerksamkeit? Nichts als das traurige Bewußtsein, daß Beide fruchtlos sind und daß er eine schlechte Meinung von mir hat. Wär's nun ein Wunder, wenn die bravste Frau unter solchen Umständen auf üble Gedanken käme, und statt desjenigen, der sie verkennt, Einen wählt, der sie zu schätzen weiß, ja, statt desjenigen, der sie beleidigt und kränkt, Einen sucht, der sie tröstet? Gott bewahre mich vor

einem solchen Abwege! Aber — unmöglich wär's doch nicht, daß man sich wenigstens einen Freund sucht, dem man sein Leid klagt, oder daß man endlich, wenn Alles nichts hilft, verstockt, boshaft und rachgierig würde, was Gott verhüten wolle! Eine schuldlose Frau will auch die Ehre und Achtung der Unschuld genießen. — So steht die Sache zwischen mir und meinem Mann. Was i ch zu thun gedenke, will ich nachher sagen; jetzt meine Damen! bitte ich um i h r e Mittheilungen.

Geheime Geschichte der Theaterdirectrice.

Diese, als zweite Leidensgefährtin, ließ sich auf folgende Weise heraus:

„Mein armer A h o r n hat das Unglück, von sich selbst die üble Meinung zu haben, er sei mit solchen Mängeln der Seele und des Leibes behaftet, daß er keinen Anspruch auf eine innige Gegenliebe machen könne. Er ist gegen seine Person und gegen seine guten Eigenschaften so mißtrauisch, daß er meine ruhige Gemüthsstimmung für Kälte und Abneigung, meine Zärtlichkeit für Ironie und Falschheit nimmt. Er hat nicht den Muth zu glauben, daß ich ihn liebe, und eben deshalb erwiedert er meine Liebe mit Eifersucht. Jedes graue Haar, das er auf seinem Haupte, jede neue Runzel, die er in seinem Gesichte vor dem Spiegel mit ängstlicher Aufmerksamkeit entdeckt, verstärkt sein Mißtrauen gegen sich selbst, seinen Argwohn gegen mich. In jedem hübschen, freundlichen Mann erblickt er einen gefährlichen Nebenbuhler und Feind. Vergebens bemühe ich mich, ihm meine Liebe

mit Worten zu erklären, und durch mein Benehmen zu beweisen. Er engagirt zu seiner Truppe nur häßliche Schauspieler und nur schöne Schauspielerinnen. Welche alberne Finesse! Er sieht es sogar ungern, daß ich Abends das Theater besuche und bei den Proben darf ich mich nie blicken lassen. Was nützt mir nun meine Liebe, wenn er nicht daran glaubt? Wie oft denk' ich an den Titel von Shakespeare's Lustspiel: „Der Liebe Mühe ist umsonst!" — Wenn ich ihm Dies oder Jenes offenherzig vertraue, so hält er es für Maske; verheimliche ich ihm etwas, um ihm einen Verdruß zu ersparen, und er erfährt nachher nur das Geringste davon, so bin ich eine herzlose Betriegerin. Und so besitzt er die schreckliche Kunst, Alles schwarz zu sehen, sich selbst aber am schwärzesten. Die Liebe ist ihm ein Gift, das ihn sinnreich macht, sich und mich in's Unglück zu stürzen.

Geheime Geschichte der Doktorin.

Als Jene zu reden aufhörte, sagte die Frau Doktorin mit einem gutmüthigen Lächeln, dessen holdseliger Ausdruck kaum eine Spur von Leiden aufkommen ließ: „Ich versichere, meine Damen! daß es mir so übel geht, als Einer von Ihnen. Ich ertrage mein Elend, weil ich es nicht zu ändern weiß; könnt' ich es aber, so wollte ich dem Himmel dafür danken. Es ist wahr, ich habe meinen gesunden Schlaf von acht bis neun Stunden; ich möchte aber noch lieber zwölf Stunden schlafen, um blind und taub zu sein.

Es ist wahr, ich habe meinen guten Appetit; es schmeckt mir aber kein guter Bissen dabei. Hat mein Mann Patienten, die nicht aus dem Bette, wenigstens nicht aus dem Hause dürfen, dann legt sich seine Eifersucht ein bischen. Hat er gar keine Patienten und kann viel zu Hause sein, dann vermindert sich dieses gelbe Fieber der Seele noch mehr, und ich genieße recht erträgliche Tage. Kommen aber kranke Herren, ärztliche Hilfe suchend, oder Genesene, Dank und Honorar bringend, in's Haus, und bitten um die Erlaubniß, den Erhalter und Retter ihres Lebens öfter besuchen zu dürfen, dann weh' mir! Ich bin es, die ihm die Unholde in's Haus und auf den Hals zieht, jene genesenen Buhler, die ihn unter dem Vorwande der Dankbarkeit mit Undank belohnen wollen. Da wird dann die Erde ein moralisches Krankenhaus und das arme Weib ein Giftkraut; da nennt er mich die Homöopathie der Tugend und Ehrbarkeit, die Allopathie aller Schwächen und Gebrechen, die Hydropathie der betrüglichen stillen Wässer. Wozu fliegen die Dukaten ihm zu? Er ist und bleibt dennoch ein armer Mann. Wozu macht er die glänzendsten Kuren? Den Krebsschaden an seinem häuslichen Glück vermag er doch nicht zu heilen! So geht's fort und fort. Er stößt Verwünschungen, Vorwürfe und Klagen aus; ich setze mich an's Fenster hin und weine. Dann nennt er meine Thränen Krokodilthränen und mich eine Gedankensünderin, die nur nach einer Gelegenheit zur Treulosigkeit schmachtet. Ich wundere mich nur, wie ich das so aushalten kann, ohne vor Schmerz zu sterben oder vom Weinen blind zu werden. Hätte ich nicht meinen

rasend glücklichen Humor, der nicht umzubringen ist, so wäre ich schon längst zu Grunde gegangen. Es ist himmelschreiend, denn — — um ein halbes Schälchen werde ich noch bitten, aber sehr weiß." —

Geheime Geschichte der Frau Hauptmännin.

Die Frau Doktorin schwieg. Die Frau Klaviermeisterin setzte die Kaffehmaschine in Bewegung, die Frau Hauptmännin die Zunge, also sprechend:

„Mein Mann war einst der lustigste Kumpan; seitdem ihn aber der Alp der Eifersucht drückt, ist er traurig und macht mich noch trauriger, als ich es sonst war. Wer von uns Beiden mehr zu beklagen ist, das weiß der liebe Himmel! So viel ist aber gewiß: Hätte mein Mann im Reiche der Liebe weniger Erfahrung und weniger Eroberungen gemacht, so hätte ihn die schwere Krankheit der Eifersucht nicht so stark angegriffen. Er fand, leider! in unserm Geschlecht so viele Schwäche, daß er an eine ganz Untadelhafte nicht mehr glauben will. Eben so fürchtet er nun, alle Männer seien so leidenschaftlich und so leichtsinnig, wie er selbst es einst war. Die arme Frau muß nun für seine Fehler büßen, indem er jetzt an andern Männern dasjenige mißbilligt, was er ehmals selbst zu thun kein Bedenken trug. Lob' ich ihn, so hält er es für verkehrten Tadel; lob' ich einen Andern, so speit er Feuer und Flammen. Sprech' ich wenig, so ist seine Gesellschaft mir gleichgiltig oder zuwider. Sprech' ich viel, so bemühe ich mich nur, die lange

Weile zu vertreiben. Zwei Offiziere, die mir Galanterien sagten, mußten sich mit ihm schlagen. Weil er fühlt, daß seine Schönheit abgenommen hat, so überschätzt er die Schönheit jedes andern Mannes, und erblickt in den Meisten gefährliche Nebenbuhler. Dem Verblüfften fällt dabei nicht ein, daß das edlere Weib die Gemüths- und Geistesvorzüge am Mann weit höher schätzt, als alle körperlichen Eigenschaften. Deshalb glaubt er immer, daß ich mich verstelle, heimlich gegen ihn intriguire und den Liebeleien wenigstens nicht abgeneigt wäre. Ich kann daher oft den Gedanken nicht unterdrücken, daß es besser wäre, wenn er mich weniger liebte. Wohin soll dieses Unwesen noch führen? Das Übel, weit entfernt, sich zu mindern, wächst mit jedem Tage. Wär' ich doch ledig geblieben! Da säße ich höchstens auf einer Sandbank; jetzt aber lieg' ich auf der Folter. Indeß habe ich mir in meinen kummervollen Stunden doch ein kleines Plänchen ausgesonnen." —

Erstes Heilmittel der Eifersucht.

„Nun" (sagte die Frau Klaviermeisterin) „haben wir unsere Ansichten einander mitgetheilt, unser zerrissenes Innere dargestellt. Ich glaube kaum, daß der grandioseste Weltschmerz größer sein kann, als der unserige; **mais cela n'importe pas.** Es bleibt jetzt nichts übrig, als daß Jede von uns ihren Operationsplan durch freimüthige Mittheilung einer unparteiischen Prüfung der Freundinnen und Leidens-

genossinnen unterwerfe. Vielleicht kann das, was wir jetzt beschließen, in der Folge ein köstliches Gemeingut für Welt und Nachwelt werden. Da ich schon bei dem ersten Theil unserer Verhandlung den Anfang gemacht habe, so muß ich bitten, daß Eine dieser Damen jetzt als Sprecherin aufzutreten belieben wolle.

Nachdem sich jede Senatorin lange genug gesträubt hatte und keine die Erste sein wollte, nahm die Klaviermeisterin drei Spielmarken, eine weiße, eine gelbe und eine rothe, legte sie in eine Rokoko-Kaffehschale, und bat zu ziehen; weiß sei die erste Sprecherin, gelb die zweite und roth die dritte. Und siehe da! Weiß war die Frau Theater-Directrice, gelb die Frau Doktorin, roth die Frau Hauptmännin.

Die weiße Frau Theater-Directrice begann:

„Ich habe beschlossen, von nun an mein Benehmen gegen meinen wahnsinnigen, unsinnigen Mann so einzurichten, daß es ihm vorkommen soll, als ob ich seine ganze Eifersucht gar nicht bemerkte. Alles, was er in dieser Hinsicht thut und sagt, soll an mir so verloren gehen, als hätte er nichts gethan, nichts gesagt. Ich will gegen ihn eiskalt sein, *eiskalt* bleiben, bis er zur Vernunft kommt. Ich will ihm aber auch zeigen, daß er Achtung verdient, und daß ich ihn auch wirklich achte, doch — nicht ohne den gehörigen Grad von Kälte. Meine Liebe soll von nun an eine Dezembersonne sein. Er soll zu der Einsicht kommen, daß ich ihn lieben könnte, wenn er meine Liebe zu gewinnen und zu würdigen verstände. Er mag nun toben oder mich necken, — ich bleibe kalt. Alle Pfeile seiner grundlosen, un-

gerechten Vorwürfe sollen an der Eisrinde meiner Gleichgiltigkeit zurückprallen. Er soll fühlen, daß meine Kälte sich nur durch die Glut inniger, argwohnloser Gegenliebe entzünden läßt. Ich bin überzeugt, daß es mir auf diese Art endlich gelingen wird, ihm eine gute Meinung von sich selbst und eine vertrauenvolle Liebe zu mir einzuflößen.“ —

Zweites Heilmittel der Eifersucht.

Nach einer kleinen Pause, welche die Klaviermeisterin nur durch die leicht hingeworfenen Worte: „**Chacune à sa façon!**“ unterbrach, nahm die gelbe Frau Doktorin das Wort:

„Ich betrachte meinen Mann als einen Kranken, mich als den Doktor. Ihn herzustellen ist meine Pflicht und mein heißester Wunsch. Das zweckmäßigste Heilmittel, um den Melancholiker zur Genesung zu bringen, scheint mir das zu sein, daß ich immer frisch und munter bleibe, daß ich — er mag mir noch so viel Unrecht zufügen — nie in Aufregung oder üble Laune gerathe; daß ich seine bittersten Vorwürfe als Scherz behandle, seinen Mißmuth stets zu erheitern suche und ihm stets im Rosenlichte der holdseligsten Freundlichkeit erscheine, als ein Wesen, welches ihm so zugethan ist, daß selbst seine Verkennung meines Werthes und die mir zugefügten Kränkungen mich nicht zurückzustoßen vermögen. Er soll und muß es endlich einsehen, daß ich sein schneeweißer, guter Genius bin, der nur für ihn und in ihm lebt.“ —

Drittes Heilmittel der Eifersucht.

Nun kam die Reihe an die rothe Frau Hauptmännin, welche den folgenden Strom der Beredsamkeit losließ.

„Jede von ihnen, meine beiden Damen, hat Recht; ich wünsche ihren Plänen das beste Gelingen, woran ich auch gar nicht zweifle. Mein System weicht aber von dem ihrigen weit ab, und dennoch erwarte ich mir davon den sichersten und günstigsten Erfolg. Mein Mann quält mich mit seiner Eifersucht fürchterlich; allein — wenn er mich auch noch dreimal ärger quälte, so bin ich deshalb doch fest überzeugt, daß er mich liebt; was man aber liebt, das fürchtet man zu verlieren. Darauf baue ich meinen Plan. Ich will mir also in der besten Absicht eine kleine Unwahrhaftigkeit oder vielmehr eine heilsame Übertreibung erlauben. Schwächlich und mitunter auch etwas kränklich, wie ich bin, will ich mich noch schwächlicher, noch kränklicher stellen, als ich bin. Jede Aufwallung des Heftigen, jede Kränkung, jeder Mangel an Zartgefühl soll auf mich den stärksten Eindruck machen, soll mich so ergreifen, daß ich Krämpfe und Ohnmachten bekomme. Ich will mich bemühen, so zu verblühen, daß er über mich erschrecken soll, ja daß er endlich in einer guten Stunde ruhigen Nachdenkens auf den glücklichen Gedanken kommen muß, in sich selbst den Zerstörer meines Glückes und meines Lebens zu erblicken. Wenn ihn das nicht rührt und bekehrt, so müßte er von Marmor sein. Ich bin jetzt aber ganz erschöpft und muß um ein Glas Wasser bitten.“ —

Viertes Heilmittel der Eifersucht.

Als die Frau Hauptmännin Wasser getrunken und den gebührenden Beifall holdlächelnd aufgenommen hatte, ließ die Frau Klaviermeisterin folgende Rede von ihren kirschrothen Lippen fließen:

„Meine Damen! Ich bin mit mir im Klaren. Ich kenne meinen Mann, ich kenne mich selbst, weiß also, was ich zu thun habe. Ich will ihn, weil er krank ist, als Arzt behandeln; ich will mich, weil er mich herausfordert, zum Zweikampfe stellen. Als Arzt will ich die homöopathische Heilart anwenden, das heißt: „Gleiches mit Gleichem." Als Duellant will ich gegen ihn mit gleichen Waffen kämpfen, das heißt: Quält er mich mit der Eifersucht, so bin ich fest entschloßen, ihn noch mehr damit zu quälen. Er selbst muß auf die Folter gelegt werden, um die Leiden einer Gefolterten recht kennen zu lernen. Ich werde ihm zeigen, daß ich ihm seine Eifersucht gar nicht glaube, und daß ich sie nur für den Deckmantel halte, hinter dem er geheime Liebschaften verbergen will, für ein Nordlicht, mit dem er mich zu blenden und einzuschüchtern trachtet, um desto sicherer und ungestörter auf Abwegen zu wandeln. Ich will ihn überreden, daß ich diese Heuchelei der Liebe entlarvt habe, und daß ich es bin, die die vollste Ursache findet, gegen ihn eifersüchtig zu sein. In dieser Tonart will ich ihm Lieder singen, daß ihm die Ohren gellen sollen, will ihn necken und quälen, bis er aufhört, mich zu necken und zu quälen, will die Eifersüchtige spielen, bis er auf-

hört, eifersüchtig zu sein, und wir Beide einander wechselseitiges Vertrauen schenken und — Liebe um Liebe. Ich ruhe nicht, bis es dahin gekommen ist, daß zwischen dem musikalischen Ehepaare die vollkommenste Harmonie herrscht, und das Pianoforte unsers glücklichen Lebens nicht einen einzigen falschen Ton gibt." —

Der Plan der energischen, stolz umherblickenden Klaviermeisterin fand allgemeine Bewunderung. Jede Zuhörerin gab demselben sogar im Stillen den Vorzug vor ihrem eigenen. Jede gestand sich aber leise, daß sie der Realisirung eines so kühnen Planes nicht gewachsen sei; Jede beschloß daher, bei ihrem eigenen Plane, als dem für ihre Persönlichkeit passendsten, zu bleiben.

So war denn der Bund geschlossen, und den entschlossenen Damen blieb nichts übrig, als eine Stunde zur täglichen Zusammenkunft in einem öffentlichen Garten für die ferners nöthigen Mittheilungen und Berathungen festzusetzen. Als endlich der oft wiederholte Augenblick der immer wieder verschobenen Trennung zum letzten Male aus dem Wortschwall auftauchte, verstummten die gerührten Redseligen, küßten sich, in Thränen lächelnd und gaben sich zuerst Paar und Paar, dann alle Vier zugleich, die Hände.

So stand die schöne Gruppe der Unglücklichen lange auf der Schwelle der Zimmerthür. Wir lassen sie in dieser Stellung, um uns nach den Gegenständen der holden Verschwörung, den vier eifersüchtigen Männern und Unmenschen, umzusehen.

Philosophisch-ästhetischer Spiel-, Eß- und Trink-Verein.

Die Zahl der Praktikanten des Löblichen Stadtmagistrates hatte sich in dem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren durch hohe, größtentheils weibliche, Protection in dem Grade vermehrt, daß bereits eilf praktizirende, sämmtlich mit dem Collier grecque gezierte Köpfe vorhanden waren, die den Kopf sich nicht zerbrachen, weil sie von Amtswegen wenig zu thun und noch weniger zu hoffen hatten. Unter diesen angehenden Staatsmännern zeichnete sich insbesondere der hoffnungsloseste, nämlich der eilfte aus. Man nannte ihn den Apoll des Städtchens, theils weil er schön war, theils weil er Verse im neuesten Styl machte. Er war der Liebling der Damen und des Oberkellners im Gasthause zum goldenen Faß, der es gerne hörte, wenn ihn die Gäste einen schönen Geist nannten. Da er das Theater nicht besuchen konnte, weil seine Gegenwart Abends im Gastzimmer unumgänglich nothwendig war, so hatte er sich vom Theaterdirektor Ahorn die Erlaubniß erwirkt, den Proben beiwohnen zu dürfen. Von dem genialen Magistrats-Praktikanten Blümlein ließ er sich in freien Viertelstunden flüchtigen Unterricht in den schönen Wissenschaften, nebstbei in der Länder- und Völkerkunde ertheilen. Blümlein war in seinem hohen Bildungsberufe so eifrig und so ehrlich, daß er dem Oberkellner Alles mittheilte, was er selbst wußte. Der edelgesinnte Schüler kreditirte dafür dem Meister im Laufe der Vorlesungen an Bier und Wein so viel, als dieser be-

nöthigte, um das Feuer der Begeisterung stets in vollen Flammen zu erhalten. Nachdem aber die Schuldpost am Ende des Jahres zu einem bedeutenden Sümmchen gestiegen war und der Lehrer sich für insolvent erklärte, fing der Schüler an, den Lehrer und die schönen Wissenschaften sammt der Länder- und Völkerkunde zu verwünschen. Der Teufel (sagte er) könne die Studien holen, er aber verlange sein Geld. Der gerechte Zorn des Oberkellners versetzte das zarte Gemüth des Praktikanten in einige Beängstigung. Drei lange Tage that Blümlein keinen Schritt in das Gasthaus, der Oberkellner keinen Blick in ein Buch.

Endlich glaubte der dürstende Lehrer einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben. Er präsentirte sich dem Schüler mit wichtiger Miene, wurde aber von diesem mit stolzer Miene empfangen und mit der Frage: „Bringen Sie mir Geld?" Blümlein erwiederte lächelnd: „Kein Geld, aber mehr als Geld, nämlich Reichthum." — Der Oberkellner sagte mit hochrothem Gesichte: „Wie soll ich den Unsinn verstehen?" —

Nun rückte Blümlein mit seinem glücklichen Gedanken heraus, und sprach: „Lieber Herr Martin! Sie sind für etwas Höheres geschaffen. Ein Mensch wie Sie, darf nicht länger die bornirte jämmerliche Existenz eines Oberkellners führen. Sie müssen eigener Herr und Direktor einer Eß- und Trink-Anstalt sein, maître de plaisir, mit einem Worte: Inhaber eines Casino im großen Styl, was unserer erbärmlichen Stadt noch immer fehlt."

Der verblüffte Oberkellner fiel, nachdem er sich von

seinem Erstaunen erholt hatte, dem Sprecher um den Hals und schrie: „Welche göttliche Idee! Geld hab' ich und zu leihen bekomm' ich auch, so viel ich will. Der hohe Magistrat wird mir aber die Erlaubniß verweigern, denn alle Wirthe mit ihren alten Gästen werden als eben so viele Feinde gegen mich aufstehen, Intriguen spielen und Geld springen lassen.“ —

Blümlein nahm jetzt eine vornehme Protections-Miene an, und sagte: „Lieber ami! dafür lassen Sie mich sorgen. Man hat Connexionen; man kommt in kuriose Häuser, man hat Eintritt dort und da; man ist bei so Manchem beliebt, von so Mancher gerne gesehen. Es gibt Leute, die mir nichts abschlagen können.“

Halb weinend, halb lachend vor Entzücken, sagte der hingerissene Oberkellner: „Herr von Blümlein! wenn Sie mir das herausbringen, so —

Blümlein fiel ihm in's Wort: Ist Ihnen und den schönen Wissenschaften geholfen, und Ihr ungeheuer besuchtes Casino wird eine lebendige Länder- und Völkerkunde. Ich habe sogar schon den Titel für diese grandiose Anstalt ersonnen; sie soll heißen: „Philosophisch-ästhetischer Spiel-, Eß- und Trink-Verein, und zwar aus folgenden Gründen: das Leben ist ein Spiel und das Spiel ein Leben. Die Philosophie, das heißt, die Lebensweisheit, lehrt den echten Genuß des Lebens; die Ästhetik aber ist die Kunst der Lebensverschönerung, welche ohne Lust und Vergnügen nicht bestehen kann. Unser Casino wird also der Verein des Guten und des Schönen sein, eine Verschmelzung von Leib und Seele. Sein Sie

nun ruhig! Sehen Sie sich nach Geld um! Die Erlaubniß haben Sie binnen vierzehn Tagen. Adieu!

Blümlein hielt Wort. Am dreizehnten Tage nach dem Versprechen hielt der glückliche Oberkellner die schriftliche Erlaubniß in der vor Freude zitternden Hand. Unter den Männern, welche Blümlein vorzugsweise zur Mitwirkung bewogen hatte, spielten gerade die vier, dem Leser bereits bekannten Eifersüchtigen eine Hauptrolle bei der Gründung des Vereins, wozu Jeder von ihnen seine besondern Gründe hatte. Der Theaterdirektor Ahorn hoffte dadurch manche ihm nützliche neue Verbindung anzuknüpfen, zugleich durch vorläufige Besprechung die Ansichten der Honorazioren abzulauern, oder für dieses oder jenes Stück, für dieses oder jenes Individuum seiner Truppe, eine günstige Stimmung vorzubereiten. Der Klaviermeister Tanzler hoffte in diesen Versammlungen Gelegenheit zu finden, in Privathäusern kleine musikalische Akademien zu arangiren, womit auch ein kleines Souper verbunden wäre. Doctor Kauz erblickte in sich schon den ausschließenden Vereins-Arzt und in sämmtlichen Vereinsmitgliedern seine gewissen Pazienten. Hauptmann Unstern hoffte durch seinen Beitritt den Nimbus eines Schöngeistes zu gewinnen. Den gesammten vier Eifersüchtigen war es erwünscht, einen Unterhaltungsort zu finden, von dem ihre Ehehälften ausgeschlossen waren.

Ein schönes, modern möblirtes Lokale war bald zugerichtet, da die bedungenen Geldeinlagen, theils freiwillig, theils halb-zwangsweise, reichlich zuströmten. Journale und

neuere Werke wurden angeschafft und in den ersten vierzehn Tagen sogar gelesen. Als aber diese kurze Zeit verflossen war, wurde das Lesezimmer mit jedem Tage leerer, der Spiel- und Speisesaal mit jedem Tage voller. Nach sechs Wochen fanden die Ausschüsse es sogar für zweckmäßig, die für den Bücherankauf bestimmte Summe auf die Beischaffung von Spiel-, Eß- und Trink-Geräthschaften zu verwenden, wobei jedoch dekretirt wurde, daß diese kleine Abänderung der Statuten auf den Titel: „Philosophisch-aesthetischer Verein," keinen Einfluß haben solle.

Sympathie der Seelen.

Unter den Ersten, welche in den hell beleuchteten Vereins-Speisesaal eintraten, befanden sich die vier Eifersüchtigen. Das Schicksal wollte, daß sie an demselben Abend von ihren Geschäftsreisen zurückkehren und an denselben Tisch sich setzen sollten. Jeder von ihnen hatte beschlossen, sich zuerst hier etwas zu erholen und zu stärken, dann aber bei der Gattin überraschend mit der Thür in's Zimmer zu fallen.

Anfangs ziemlich wortkarg und einsylbig, wurde das vierblätterige Kleeblatt erst dann etwas beredter, als ein paar Tropfen Weingeist die Zunge gelöst hatten. Nun wurden die vierseitigen Geschäftsreisen der Gegenstand des Gespräches. Der Theater-Direktor Ahorn erzählte umständlich, wie er so glücklich gewesen sei, Robert den Teufel

sammt der höllischen Primadonna zu fangen und Beide in das Stadtgefängniß setzen zu lassen; Doktor Kauz berichtete, wie er sich bei dem Konsilium mit drei höchst eigensinnigen Kollegen so lange herumgebalgt habe, bis sie die überwiegende, siegende Superiorität seines Geistes anerkennen mußten. Die von ihm vorgeschlagene, aus Allopathie und Homöopathie zusammengesetzte Kurart würde gewiß den glänzendsten Erfolg gehabt haben, wäre nicht der von den Ärzten schon zu sehr verdorbene Patient unglücklicher Weise vor Beendigung des dreistündigen Konsiliums selig im Herrn entschlummert. Der Klaviermeister Tanzler hatte zwar das Unglück gehabt, daß ein vom Wagen gefallenes Pianoforte ganz zertrümmert wurde; er betheuerte aber, daß er sich für diesen Verlust, wie billig, durch die Preiserhöhung für die drei übrigen Instrumente gebührend zu entschädigen wissen werde. Hauptmann Unstern rapportirte, er sei mit seinem Rekruten-Transporte vollkommen zufrieden, indem nicht mehr als zwei derselben im Spital starben, und nicht mehr als fünf desertirten.

Als die Geschäfte hinlänglich besprochen waren, kamen die Männer auf ihre häuslichen Angelegenheiten. Die Herzen öffneten sich mit jedem Gläschen mehr und mehr, bis sie endlich so zutraulich wurden, daß sie einander ihre Leiden mittheilten, wobei Jeder sich selbst als den Unglücklichsten darstellte, und die Eifersucht der Andern für Unding und Unsinn erklärte. Die Angefochtenen beharrten aber auf ihrer Behauptung so hartnäckig, daß sie endlich einander glaubten und wechselseitig in Erstaunen und Mitleid übergingen.

Sie fanden nun in diesem Zusammentreffen einen Wink des Schicksals, eine Defensiv- und Offensiv-Allianz zu schließen. Um den Bund feierlich einzuweihen, bat der Klaviermeister seine drei Leidensgefährten, noch heute ein Glas Punsch bei ihm zu trinken. Die Einladung wurde angenommen, und die Verbündeten eilten nach Tanzler's Wohnung.

Zwei lebendige Marmorgruppen.

Wir haben die weibliche Quadrupel-Allianz verlassen, wie sie eben, acht Hände vereinigt, in Thränen lächelnd, auf der Schwelle der Zimmerthür stand, und den Augenblick der Trennung schon zu einer Viertelstunde verlängert hatte. Diese ungebührliche Ausdehnung des Zeitmaßes war denn die Ursache, daß die vom philosophisch-ästhetischen Spiel-, Eß- und Trinkverein heimkehrenden vier Ehegatten auf besagter Thürschwelle erschienen, eh' die wirkliche Trennung der bezüglichen Ehegattinnen erfolgt war.

Das gegenseitige Erstaunen beider Parteien war so groß, daß man nicht unterscheiden konnte, bei welcher von beiden es größer war. Die Herren erstaunten ungefähr so, wie nächtliche Wanderer, denen eine Felswand plötzlich den Weg verschließt; die Damen fühlten sich von einem Schrecken gelähmt, ähnlich demjenigen, wenn ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel herabfährt. Sämmtliche acht Personen standen ein paar Minuten stumm und unbeweglich, von der Erkennungs-

szene verblüfft. Jeder Gatte fixirte seine Gattin, jede Gattin ihren Gatten, und acht Augen bemühten sich, auf vier Gesichtern die Erklärung dieser überraschenden Erscheinung zu lesen. Erst nach einiger Zeit fiel es ihnen ein, daß die Natur der Sache und der gute Ton es erfordere, sich über einander ungemein zu freuen, und sie schämten sich, daß ihnen dieser gute Gedanke nicht früher einfiel. Die Frau Klaviermeisterin war die Erste, welche die verlorne Geistesgegenwart fand. Sie rief: „Bist Du es wirklich?" und umarmte den Gemahl, der nun nicht umhin konnte, die Umarmung zärtlich zu erwiedern. Da der Nachahmungstrieb im Menschen so wie im Affen liegt, so folgten die übrigen drei Paare sogleich dem schönen Beispiele, und es wurde nun umarmt und geküßt ohne Maß und Ziel.

Endlich — da die Gesichtszüge der Männer, nachdem der Freudensturm des Wiedersehens sich gelegt hatte, lebendigen Fragezeichen glichen, — fiel es der Frau Klaviermeisterin ein, die Dissonanten der achthändigen Ehestands-Sonate dadurch aufzulösen, daß sie erklärte, nur die Besorgniß um das Schicksal der geliebten Männer habe die werthen Damen zu ihr geführt, indem Eine von der Andern erfahren wollte, ob sie denn keinen Brief erhalten habe; leider aber hatte keiner der Gottlosen eine Zeile geschrieben, daher ihnen nichts übrig blieb, als gemeinschaftlich zu klagen und zu weinen, da sie sich im Geiste schon im schwarzen Witwenkleide sahen.

Bei dieser Rede füllten sich die Augen jeder Dame mit Thränen, welche von den gerührten Männern flugs wegge-

küßt wurden, wobei Jeder sich im Stillen den Vorwurf machte, daß er seinem lieben Weibchen Unrecht gethan habe. Da die Szene nun eine zu sentimentale Wendung zu nehmen drohte, sagte Herr Tanzler, der in diesem weiblichen Klubb dennoch ein kleines Komplott vermuthete, seiner lieben Ehehälfte, sie möge nun sogleich für eine Bowle Punsch sorgen, wozu er diese Herren geladen habe.

Erst jetzt verließ die vereinigte Gruppe die ominöse Thürschwelle, und man trat, Jeder die Frau Liebste am Arme führend, in das erleuchtete Zimmer. Der Kaffeh-Service wurde schnell weggeräumt und in kürzester Zeit der dampfende Punschnapf auf den Tisch gestellt.

Die Frauen wetteiferten mit einander an Liebenswürdigkeit und erschienen im Zauber der reizendsten Anmuth. Die Männer konnten nicht genug Augen und Ohren haben, um Alles zu sehen und zu hören, was sie zu sehen und zu hören wünschten. Jeder dachte nun: „Mein Weibchen ist so entzückend schön, daß ich allerdings Ursache habe, auf dieses Kleinod eifersüchtig zu sein; sie ist aber so edel, so gut, daß sie nicht treulos sein kann." — Außerdem dachte auch Jeder der vier Männer, daß es schwer sei zu entscheiden, welcher von den vier Frauen der Preis der Schönheit zu ertheilen wäre. Während dieser Gedanken fügte es sich, daß bei der damit verbundenen Musterung der Klaviermeister seine Augen mehr als einmal auf der Theaterdirectrice, der Theater-Direktor auf der Hauptmännin, der Doktor auf der Klaviermeisterin, und der Hauptmann auf der Doktorin verweilen ließ, mitunter so lange, bis ein satyrisches Lächeln des

ehelichen Gegentheils ihn erinnerte, es sei genug. Dann wurde von den begeisterten Männern auf das Wohl der Frauen, und von den erröthenden Frauen auf die glückliche Zurückkunft der Männer getrunken. Arm in Arm gingen die drei vergnügten Pärchen vom vergnügten vierten nach Hause.

Die Folgen des ersten Heilmittels.

Um diese Geschichte weder mehr als nöthig auszuspinnen, noch eine unangenehme Verwirrung hineinzubringen, finde ich für gut, die nun folgenden Begebenheiten, die sich in dem Kreise jedes Ehepaars ereigneten, so viel möglich einzeln zu erzählen. Ich mache den Anfang mit dem Doktor Kauz und seiner Ehehälfte.

Der Herr Doktor schlief an dem Morgen nach der fröhlichen Punschgesellschaft noch recht fest, als die Hausglocke, von einer ungeduldigen Hand gezogen, eine Art von Sturmgeläute erschallen ließ. Bald darauf pochte der Bediente an die Thüre des Schlafgemaches und rief dem auffahrenden Aeskulap zu, daß der plötzlich erkrankte Herr Bürgermeister den Hilfreichen alsogleich zu sehen wünsche. Der Herr Doktor schrie eben so laut, daß er binnen einer kleinen Viertelstunde zu Diensten stehe. Er sprang aus dem Bette, kleidete sich, frühstückte und eilte fort, so unangenehm es ihm auch war, ohne der bedauernden Gattin, der er so Vieles an's Herz zu legen wünschte, auch nur ein

kleines Wörtchen sagen zu können. Er tröstete sich indeß mit der Hoffnung baldiger Rückkehr, wornach er dann ein schlaues Examen mit dem Weibchen vorzunehmen gedachte, um herauszubringen, ob nicht während der Zeit seiner Abwesenheit irgend ein Adonis einen Eindruck auf ihr zärtliches Herz gemacht habe Seine Hoffnung wurde aber getäuscht; denn als er aus dem bürgermeisterlichen Hause trat, keuchte ihm ein Gesell des reichen Bierbrauers entgegen, der ihn zu seinem vom Schlage gerührten Herrn beschied. So hatte denn der gute Doktor mehr als drei Stunden vollauf zu thun. Indeß hatte sich die Frau Doktorin, die ihr liebes Männchen zu gut kannte, um der gestrigen durch den Punsch exaltirten Zärtlichkeit unbedingtes Vertrauen zu schenken, schon auf Fragen und Nachforschungen über die Ereignisse während der Abwesenheit gefaßt gemacht. Dabei überlegte sie auch reiflich, was sie darauf zu antworten, und wie sie sich, dem Plane der beschlossenen Heilmethode gemäß, zu benehmen habe.

Sie hatte kaum Toilette gemacht, als der Herr Magistrats-Praktikant Blümlein sich melden ließ und empfangen wurde. Der schöne junge Mann hatte durch das Aufblühen in der Rekonvaleszenz ein sehr interessantes, schmachtendes Wesen gewonnen, und brannte nun vor Sehnsucht, dem Lebensretter um so inniger zu danken, als dieser schon früher erklärt hatte, daß er von unbesoldeten Staatsdienern kein Honorar nehme. Blümlein wußte nun nichts Besseres, als wohlklingende Verse den klingenden Dukaten zu substituiren. Er zog ein schon gedrucktes Gedicht aus der Tasche, welches nicht nur die herrlichen Geistesgaben des

Herrn Doktors, sondern auch die Reize der Frau Doktorin überschwenglich pries. Als die gute Frau seine dringende Bitte, das hohe Lied an den Einzigen und an die Einzige vortragen zu dürfen, gewährte, gerieth der Dichter in Entzücken, und las seine Verse mit einem solchen Feuer, daß seine Augen Funken sprühten und eine glühende Röthe sich über seine Wangen ergoß. Die Freude, welche die Frau Doktorin über das ihrem Gatten gespendete Lob empfand, der höchst lebhafte Vortrag des begeisterten Dichters, noch mehr aber die Verlegenheit über die Stellen, welche ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit priesen, bewirkten, daß auch die Wangen der Gefeierten sich mit einer mehr als gewöhnlichen Röthe färbten.

In dem Augenblicke, als das unschuldige Feuer auf den vier Wangen den höchsten Grad der Röthe erreicht hatte, trat Doctor Kauz in das Zimmer. Sein erster Blick fiel auf die hochrothen Wangen, und auf seinen eigenen Wangen entbrannte die düsterrothe Glut des Zornes. Der Dichter und die Zuhörerin wurden mit einem strafenden Blicke empfangen. Blümlein gerieth darüber in peinliche Verlegenheit, die Frau Doctorin faßte sich aber, da ihr Scharfblick den strafenden Blick des Gatten sogleich enträthselte. Sie erklärte die Absicht der Anwesenheit des Herrn Blümlein, lobte den schönen Vortrag des begeisterten Dichters, überreichte in seinem Namen das hohe Lied von dem Einzigen sammt der Einzigen, umarmte und küßte den Besungenen. Der Dichter gewann nun auch die volle Geistesgegenwart, und ergoß sich in ein blumenreiches Lob des ehelichen

Glückes, worüber das Ehepaar, ohne es zu wollen, oder nur zu wissen, eine verneinende Kopfbewegung machte.

Kauz dankte dem dankbaren Genesenen mit frostig höflichen Redensarten, und empfahl sich im guten Tone so artig, daß dem Dichter nichts übrig blieb, als sich gleichfalls bestens zu empfehlen.

Kaum war das poetische Blümlein verschwunden, als die prosaische Nessel der Eifersucht empor schoß. Wolken umzogen die Stirne des Herrn Doctors, und seine Augen schoßen Blitze. Manche Menschen verändern sich in einem Augenblicke so gewaltig, daß sie kaum mehr zu kennen sind, und der Zorn besitzt mehr als irgend ein böser Zauberer die Macht, den hellsten Tag in finstere Nacht zu verwandeln.

Der Herr Dokter war jetzt der leibhafte Vesuv. Schon stieg der Dampf aus dem Krater empor; schon flog Asche, mit Steinen vermischt, und der Lavastrom brach los. Den Anfang der Eruption machte Kauz damit, daß er das auf Velinpapier gedruckte Gedicht ergriff und es in kleine Stücke zerriß. Nun folgten die bittersten Vorwürfe über die auf der That ertappte Verbrecherin, und über den Undankbaren, der seine geheuchelte Dankbarkeit zum Deckmantel frevelhafter Absichten mache, und die Poesie zur Kupplerin entweihe. Einmal überwiesen, für allemal verdammt! Die giftige Frucht sei reif, und der Richter müsse sein Strafamt ausüben. Der Stafbare möge sich auf das verdiente Urtheil gefaßt machen. Alles Leugnen sei vergebens. Vier brennende Wangen wie Höllenflammen bestätigten mehr als alle Augen- und Ohrenzeugen.

Die Frau Doktorin fand es nun an der Zeit, von ihrer Heilmethode die erste Probe zu machen, fand sich aber in dem erwarteten Erfolge sehr getäuscht. Je mehr Sanftmuth und stille Heiterkeit sie den wilden Ausbrüchen des ehelichen Vulkans entgegensetzte, desto wilder stürmten die Feuermassen, und das holde Benehmen der Schuldlosen wurde für Verstellung, Falschheit und Gleichgiltigkeit erklärt. Der ergrimmte Gemahl verließ das Zimmer wie ein böser Geist unter Donner und Blitz.

Die arme Frau warf sich auf das Sofa und zerfloß in Thränen, zerknirscht über den zweifachen Schmerz der erlittenen Mißhandlung und über die schlechte Wirkung des Heilmittels. Nach langem Überlegen und Nachdenken beschloß sie aber dennoch, sich durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht sogleich abschrecken zu lassen, sondern ihre Rolle mit Konsequenz durchzuführen, um wenigstens von den drei Mitverschwornen nicht ausgelacht zu werden.

Zwei Tage vergingen. Kauz sprach nur das Nothwendigste, und auch dieses nur in einem sehr barschen Ton. Ludmilla begegnete den finstern Blicken mit freundlicher Miene, flog mit holdem Lächeln, um jeden ihr ertheilten Auftrag zu vollziehen, suchte jede Thräne, die sich in ihr Auge drängte, zu verbergen, ließ sich merken, daß sie sich in ihre Unschuld hülle, daß sie besorgt sei, der Verdruß möge ihm schädlich werden, und daß sie vertrauenvoll dem glücklichen Augenblicke entgegen sehe, der siegreich ihre Liebe zu ihm beweisen und die himmlische Versöhnung herbei führen werde.

Alles, was die Gute dadurch bewirkte, bestand darin,

daß wenigstens keine neue vulkanische Eruption erfolgte; Dampf und Aschenregen dauerten aber fort; der grimmige Leu schien zwar hie und da eine augenblickliche Anwandlung einer etwas mildern Regung zu fühlen, blieb im Ganzen aber doch immer so, daß sich das Ende vom Drama noch nicht voraussehen ließ.

Der dritte Tag schien aber ein Schreckenstag zu werden. Kauz hielt schon Hut und Stock in der Hand, um seine Krankenbesuche anzutreten. Sein Argwohn war bisher ununterbrochen auf der Lauer gewesen, ohne etwas zu entdecken, was seiner Eifersucht einen brennbaren Stoff lieferte. Dem beruhigteren Verstande drängte sich der Gedanke auf, es wäre doch in der Ordnung, mit der Beschuldigten, eh' das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen werde, ein eigentliches Verhör vorzunehmen; könne auch keine Lossprechung stattfinden, so dürften vielleicht doch mildernde Umstände eintreten. Kauz kehrte, schon an der Thürschwelle stehend, wieder zurück; er rief Ludmilla zu sich, und zeigte der höchst Erfreuten auf der noch umwölbten Stirne den ersten flüchtigen Sonnenstrahl. „Setze Dich!" sagte er. Sie setzte sich, umfaßte seine Rechte mit ihren beiden Händen, im Stillen triumphirend, und hielt den lieblichen Rosenmund zum Empfangen und Erwiedern des Versöhnungskusses in Bereitschaft.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und eintrat mit unendlicher Holdseligkeit der Dichter Blümlein. Der Doktor sprang vom Sofa auf, als ob der Boden unter ihm brenne; die Doktorin

sank an die Lehne des Sofa's zurück, als wolle sie den Geist aufgeben. Blümlein über die sonderbare Erscheinung betroffen, sagte schüchtern und zitternd: „Wenn ich etwa ungelegen komme, so bitte ich tausendmal um Verzeihung." —

Kauz erwiederte mit durchbohrendem Blicke und mit scharfer Betonung; „Wünschen Sie etwa meiner Frau wieder ein Gedicht vorzulesen, wobei ich eine überflüssige Person vorstelle?" —

Ludmilla hatte kaum so viel Geistesgegenwart, um diese laut gesprochenen Worte zu verstehen. Der Herr Doktor fuhr fort: „Ja, ja! Schmeichelhafte Lobpreisungen der Schönheit und glühende Schilderungen der Liebe verfehlen nie ihren Eindruck auf das weibliche Herz! Das wissen Sie, scharmanter junger Herr, aus eigener Erfahrung gewiß am Besten? Welche schöne Frau ist denn jetzt der glückliche Gegenstand Ihrer keuschen Flamme?"

Ludmilla glaubte vor Angst zu vergehen und gab kein Lebenszeichen von sich. Blümlein ermannte sich und sagte: „Gestern war ich so glücklich, Amtskanzelist zu werden; dies hat auch die erfreuliche Folge, daß der Forstmeister mir seine Ernestine, seit einem Jahre der Gegenstand meiner innigsten Liebe, zum Weibe gibt. Morgen über vierzehn Tage ist die Hochzeit, und bei einem solchen Feste darf doch der Retter meines Lebens nicht fehlen?" —

Der Herr Doktor stand jetzt da wie aus den Wolken gefallen, und die vergehende Frau Doktorin erhob sich wie neubelebt vom Sofa. Die Einladung zur Hochzeit wurde

mit Freuden angenommen und der Bräutigam mit Glückwünschen überhäuft. Als er fort war, breitete der Doktor beide Arme aus, und die Doktorin flog hinein. Er sagte: „Verzeihung!“ — Sie sagte: „Liebe!“ — Und so herrschte Glück und Freude, Frieden und Harmonie bis — zur nächsten Woche.

Ludmilla vergaß beinahe schon, daß sie einen eifersüchtigen Mann hatte; da mußte ein junger Arzt, dem Doktor Kauz eine briefliche Empfehlung von einem Verwandten desselben mitbringend, im Städtchen eintreffen. Kaum angekommen, machte er Toilette und eilte in die Wohnung seines gehofften Protektors. Unglücklicher Weise war dieser nicht zu Hause. Der junge Doktor ließ sich aber nicht abhalten, seine Aufwartung der Frau zu machen; er war Einer von denen, die sehr gerne eine weibliche Protektion suchen, und gewöhnlich auch finden, da sie ein einschmeichelndes Wesen mit Frohsinn verbinden, Witz und eine eigene Gabe scherzhafter Unterhaltungsweise besitzen, und mit artiger Huldigung freigebig sind.

Der Wunsch des Kandidaten, dessen Haupt der Doktorhut kaum seit einigen Monaten schmückte, ging nun dahin, sich vor der Hand in einem, von wohlhabenden Leuten bewohnten Provinzialstädtchen ansäßig zu machen. Da ihm sehr daran lag, eine baldige Unterkunft zu finden, bat er die Frau Doktorin dringend um ihre Fürsprache bei dem Herrn Gemahl; er sprach dabei viel von der Macht der Schönheit und überhäufte die Gepriesene mit Schmeicheleien. Ludmilla versicherte, daß sie in Geschäftssachen auf ihren

Mann gar keinen Einfluß habe, und daß ihre Verwendung ihm eher Nachtheil als Nutzen bringen könnte. Der Zudringliche ließ sich aber, wie eine zehnmal verscheuchte und doch wieder auf den alten Fleck zurückkehrende Fliege, nicht abweisen, vermischte Scherz und Ernst mit einander und erneuerte die Bitte um gnädige Fürsprache unter unzähligen Handküssen, obschon die geängstigte Frau beide Hände bald zürnend emporhielt, bald um Schonung bittend, die vielgeküßten verbarg. Endlich ging der Unbesonnene so weit, daß er, die Rolle eines sich selbst parodirenden Verzweifelnden spielend, vor die in wirklicher Verzweiflung auf dem Sofa Sitzende mit komischem Pathos auf die Knie stürzte. In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und eintrat, von seinem bösen Genius geführt, Doktor Kauz.

Der Kandidat sprang wie ein elastischer Ball vom Boden auf und flog seinem Mäzenas entgegen; dieser aber stieß ihn zurück und warf der Gemahlin einen vernichtenden Blick zu. „Wer ist man?" schrie er mit dumpfer Stimme. Der bestürzte Jünger des Aeskulap setzte sich in Positur, eine zierliche Rede zu halten, Kauz aber rief ihm ein donnerndes: „Still!" entgegen. Dem Donner folgten die Worte: „Ich will und brauche gar nicht zu wissen, wer man ist und was man hier will, befehle aber, daß man sich alsogleich entferne, um nicht unsanft hinausgeschoben zu werden." Der bestürzte Kandidat machte zwei Versuche zu reden, vernahm aber jedesmal die Worte: „Still!" und: „Hinaus!" — Es blieb ihm endlich nichts übrig, als sich mit weh- und demuthsvollen Bücklingen zu entfernen.

Ludmilla bemühte sich nun, den Hergang der Sache zu erzählen; Kauz ließ sie aber nicht zu Worte kommen, und donnerte: „Still! Wo ich zu viel gesehen habe, brauche ich nicht weiter zu hören.“ —

Ludmilla nahm ihre Zuflucht abermals zu dem System der duldenden, stillen Heiterkeit; sie lächelte zuerst in Thränen, dann ohne Thränen, und setzte seinen Vorwürfen und Drohungen liebevolle Blicke und freundliche Mienen entgegen. Zwei Tage hing der Ehestandshimmel voll schwarzer Gewitterwolken; erst am dritten Tage brach ein flüchtiger Sonnenstrahl durch, das heißt, der beleidigte Eheherr schenkte ihrer wiederholten Bitte, die Sache aufklären und ihre Unschuld darthun zu dürfen, so viel Gehör, daß er sie mit den Worten entließ: „Dürfte wohl eine vergebliche Bemühung bleiben. Das Rezidiv pflegt ärger zu sein als die vorhergegangene Krankheit. Der Gewisse ließ bereits zwei Briefe an mich gelangen; ich habe sie unerbrochen zurückgesendet. Auf Wiedersehen!“ —

Ludmilla wollte eben das Zimmer und den Herrn Gemal verlassen, als abermal ein Brief des jungen Doktors hereingebracht wurde. Kauz wollte ihn abermals abweisen; Ludmilla bot aber nun Alles auf, was ihr an Holdseligkeit und Anmuth zu Gebote stand, und brachte es endlich dahin, daß Kauz sich entschloß, zuerst ihren Vortrag zu hören, dann sogar den Brief zu lesen, welcher die Anklage und Rechtfertigung des Beschuldigten enthielt. Obschon nun Ludmillen's Unschuld dadurch in das hellste Licht gesetzt wurde, so verharrte Kauz noch immer bei seinen tausend

Zweifeln: Er fand die Sache noch immer sehr bedenklich, theils aus eingewurzeltem Hange zur Eifersucht, theils, weil ihn der Gedanke empörte, in kurzer Zeit zum zweitenmal Unrecht zu haben, folglich beschämt dazustehen. Erst die Schlußworte des Briefes erkämpften den vollen Sieg der Unschuld. Sie lauteten:

„Übrigens dürfen Sie versichert sein, daß Sie mir, so wie bisher, auch fernerhin eine unbekannte Größe, und mir Unsichtbarem ein Unsichtbarer bleiben sollen, da ich bereits eine fixe Anstellung, die ich mir gar nicht zu hoffen wagte, in der Hauptstadt erhalten habe. Gott behüte mich, in meinem Leben jemals wieder einem solchen Fantasten zu begegnen!"

Der Herr Doktor erkannte nun klar, daß er nicht nur seiner Frau ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, sondern auch, daß er sich, was ihn beinahe noch mehr ärgerte, lächerlich gemacht habe. Er gerieth darüber in eine solche Verwirrung daß er nicht wußte, ob er schweigen oder reden solle. Aus dieser peinlichen Verlegenheit befreite ihn Ludmilla, indem sie ihn herzlich umarmte und küßte. Er wollte nun eine Entschuldigung — Sie legte ihm aber die schöne Hand auf den Mund mit den Worten: „Eifersucht ist ein Fehler der Liebe. Zeige mir nun auch den höchsten Vorzug der Liebe: das Vertrauen!" —

Somit war die Sache abgethan und die Versöhnungs-Urkunde mit vielen Küssen besiegelt. Kauz, der Glückliche, ging nun an das Krankenbett seiner Pazienten, Ludmilla, die Glückliche, eilte in den Park, um den drei Freundinnen, die vortreffliche Wirkung ihres Systems zu berichten.

Auf dem Platze begegnete sie dem Theaterdirektor, der ihr so viel erzählte, daß sie eine volle Viertelstunde bei ihm verweilte. Am Fenster im ersten Stocke eines nahe gelegenen Hauses stand Doktor Kauz als Zuschauer des langen Gespräches und schüttelte sein Haupt.

Die Folgen des zweiten Heilmittels.

In dem übervollen Theater wurde heute Grillparzers Meisterwerk: „Der Traum ein Leben," aufgeführt. Ahorn selbst tummelte sich hinter den Koulissen herum, um für die Darstellung und szenische Vollkommenheit des bewunderten Stückes voll Fantasie und Tiefsinn sein Möglichstes zu thun. Ungeachtet seines regen Eifers konnte er sich aber doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick nach der kleinen Parterre-Loge zu senden, in welcher seine geliebte Gattin saß. Mit Verwunderung und Mißmuth bemerkte er, daß die schönen Augen der Holden nicht auf dem Podium verweilten, sondern auf einen hübschen jungen Mann im Parterre gerichtet waren; es entging ihm sogar nicht, daß sich zwischen beiden ein Augengespräch entspann, welches immer lebhafter wurde. Seine Unruhe stieg mit jeder Minute; er wurde zerstreut, gab verkehrte Aufträge, und wollte, ohne deren Befolgung abzuwarten, in die Loge eilen, mußte aber bleiben, um seine Mißgriffe zu berichtigen, Störung zu verhüten und neue Anordnungen zu treffen. Als er wieder nur so viel zu Athem

gekommen war, um nach der Loge zu schauen, erblickte er — o Schrecken! den hübschen, jungen Mann in der Loge und im eifrigsten Gespräch mit der treulosen Frau. Das war zu arg! Der Kopf stand in Flammen, die Füße standen auf brennenden Kohlen. Schauspieler und Maschinisten bestürmten ihn mit Anfragen. Der Bedrängte fertigte sie kurz ab, flog in die Loge, öffnete leise und behutsam lauernd die Thür, und erblickte — sein holdes Weibchen, das einsam und allein, doch in größter Gemüthsruhe, im Neste saß; der Raubvogel war ausgeflogen.

Ahorn. Engel! So ganz allein?

Evelina. Schätzchen, wie Du siehst!

Ahorn. Mir däuchte, ich hätte Jemanden bei Dir gesehen.

Evelina. Lieber Mann! Du würdest besser thun, Deine Augen auf das Podium als auf mich zu richten.

Ahorn. Dein Anblick ist dem Leidenden Labung.

Evelina. Dazu wäre die Zeit nach beendigtem Stücke wohl besser gewählt.

Ahorn. Meine Ungeduld —

Evelina. Nicht etwa sträfliche Neugierde?

Ahorn. Ja wenn's erlaubt wäre —

Evelina. Etwa zu fragen?

Eben hatte Ahorn den Muth gefaßt, die auf der Zungenspitze sitzende Frage auszusprechen, als der Theaterdiener in die Loge stürzte und ihn dringend bat, in's Garderobezimmer zu kommen, um einen Disput zu schlichten, der kein Ende nehme, obschon es höchste Zeit sei, den Vor-

hang aufzuziehen. Der arme Direktor drückte auf die schöne Hand der Gattin einen Kuß voll Verzweiflung, und eilte fort, um Andere zu beruhigen, während die Unruhe in ihm selbst tobte. Es gelang besser, als er es hoffte, indem er seine schon öfter bewährte Methode anwendete, welche darin bestand, daß er die streitenden Schauspieler, Einen um den Andern, auf die Seite zog und Jedem in das Ohr flüsterte: er habe Recht, möge sich aber für jetzt ruhig verhalten. —

Der letzte Akt ging trefflich und erhielt großen Beifall. Ahorn, obschon sehr vergnügt, konnte sich doch nicht enthalten, alles Andere vergessend, nach der ominösen Loge zu schielen; und siehe da! beim holden Weibchen saß abermal der verwünschte Raubvogel im Nest, und sie schauten sich zärtlich in die Augen, und das Gespräch schien noch interessanter und lebhafter zu sein, als vorher.

Endlich fiel der Vorhang. Ahorn, den stürmischen Beifall kaum mit halben Ohren vernehmend, eilte mit den Worten: „Jetzt soll sie mir nicht entgehen!" in die Loge, öffnete die Thür hastig, stand aber plötzlich unbeweglich wie ein Bild von Stein, da nicht nur der Raubvogel, sondern auch das Weibchen, davongeflogen war. Er stieß den Stuhl, auf dem die Verbrecherin gesessen war, mit dem Fuße um, und stürmte hinaus, sein Weibchen, den Raubvogel, das Theater und die ganze Welt verwünschend.

Nachdem er, ein zweiter Kain oder Ahasver, in der Stadt herumgeirrt war, lockte ihn der silberhelle, freundliche Mond in den Park. Er warf sich auf eine Rasenbank,

wo er sich allen Leiden und Ausbrüchen der Eifersucht überließ. Er sah das frevelhafte Paar sich umarmen und küssen; er hörte ihr Hohngelächter über ihn. Er wünschte sich den Tod und seufzte: „Sie liebt mich nicht! Sie hat mich nicht geliebt! Sie kann mich nicht lieben! O welcher böse Dämon trieb mich, mein Glück in die Hand eines Weibes zu legen! Der Thor, der eine im Sonnenlicht schimmernde Eiszacke umfängt, muß rettungslos in den Meeresgrund stürzen." —

So sprach Ahorn zu sich selbst und zum Monde. In einiger Entfernung von der Rasenbank, auf welcher der vom Gebüsche Beschattete mehr lag als saß, wandelte Evelina mit dem Raubvogel Arm in Arm. Ahorn, ihre Stimme erkennend, raffte sich auf und vernahm die mit weichem Flötenton gesprochenen Worte: „Nun, lieber Albrecht! müssen wir scheiden; man könnte uns bemerken. Sei vorsichtig! Morgen sehen wir uns am bewußten Orte wieder!" —

Evelina verließ den Park; der Raubvogel trat in eine Seitenallee. Ahorn brummte mit geballter Hand: „Du und Du? Sind wir schon so weit gekommen? Allerliebst! — Und morgen sehen wir uns wieder? wie trostreich! — Am bewußten Ort? wo liegt der? das braucht Niemand als der Erwählte, zu wissen! — O Hölle! nimm Weiber zu Teufeln, und die Männer sind für alle möglichen Verbrechen im Übermaße gestraft!" —

Der unglückliche Melancholiker, der, mißtrauisch gegen seine Person und gegen seine schätzbaren Eigenschaften, von sich die Meinung hegte, er könne weder eine Hoffnung, noch einen Anspruch auf Gegenliebe hegen, war jetzt bei-

nahe auf dem Punkte, alle Schuld des Ungeliebtseins auf sich zu laden, und das treulos geglaubte Weib theilweise zu entschuldigen. Er klagte die Natur an, haderte mit sich selbst, und die Lieblosigkeit des Weibes gestaltete sich in ihm zum Selbsthasse. In der ersten Aufwallung wollte er Evelinen folgen, sie mit gerechten Vorwürfen überhäufen; bald aber ergriff ihn der Gedanke, die Kälte, welche die stolze Verbrecherin ihm entgegenzusetzen pflege, könne ihn zu leidenschaftlicher Heftigkeit hinreißen; es sei klüger, noch zu schweigen; es sei edler, noch so lange zu dulden, bis das unläugbare Vergehen an das helle Tageslicht gezogen. Dann wolle er ein Ende, seiner würdig, herbeiführen, ungeliebt, aber auch liebelos gegen alle Welt sein.

Er ging daher nicht nach Hause, sondern in den Verein, in der Absicht, sich dort seiner schwarzen Gedanken zu entschlagen; er fand sich aber in seiner Hoffnung getäuscht, denn die übrigen drei Leidensgefährten, vielleicht von ähnlichen finstern Gedanken gequält, befanden sich nicht in der besten Stimmung. Die Gesellschaft war daher ziemlich einsilbig. Jeder hatte etwas auf dem Herzen, Keiner wollte aber mit der Farbe heraus. Hätte Einer von ihnen mit den Bekenntnissen einer schönen Seele den Anfang gemacht, so wären die gestockten Empfindungen der Übrigen in Fluß und Bewegung gekommen; so aber wollte Keiner der Erste sein, der die Bahn brach, und man vernahm nichts als dunkle Hindeutungen und zweideutige Erwiederungen. Der Theaterdirektor starrte vor sich hin, der Klaviermeister trommelte viel mit den Fingern auf dem Tische, der Doktor behaup-

tete, es gäbe mehr moralische als körperliche Kranke, und der Hauptmann keifte unaufhörlich mit den Aufwärtern, die ihm nichts recht thaten. Nachdem diese Konversation ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, standen die Mißvergnügten auf, gaben und schüttelten einander die Hände; dann ging Jeder seinen Weg. Mir drängt sich dabei die Bemerkung auf, daß es eine sehr schwierige und mißliche Sache ist: seinen eigenen Weg gehen, da dieser Weg oft sehr holperig und steinig ist, oft auch sich dicht am Rande neben einem Abgrunde hinzieht; und wenn Beides nicht ist, so tritt doch sehr oft der Fall ein, daß die Andern uns so viel in den Weg legen, daß wir nicht genug ausräumen können, um nur mühsam weiter zu kommen, ohne zu erlahmen.

Ahorn legte sich in's Bett, fand aber weder Schlaf noch Ruhe, und erwachte mit einem Gesichte, von dem man nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob es einem Lebenden oder einem vor wenig Stunden Gestorbenen angehöre. Evelina erschrak beim ersten Anblick, errieth aber bald die Ursache des verstörten Wesens. Sie stellte sich gleichgiltiger als sie es wirklich war, ungefähr so, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihr auch nichts auffalle. Das System der Kälte, als Heilmittel der Eifersucht, sollte nun einmal so, wie sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, mit erfolgreicher Konsequenz durchgeführt werden. Nach lautlos genossenem Frühstück ging Ahorn, ohne von der ehelichen Dezembersonne Abschied zu nehmen, zur Probe des nächsten neuen Stückes.

Es war ein unfreundlicher Tag, ein Wind- und Regenwetter, welches selbst gutgelaunte Menschen in üble Lau-

ne versetzen, mißvergnügte aber desperat machen kann. Dessen ungeachtet ging Ahorn in den Park, rannte durch Dünn und Dickicht, und überließ sich den Eingebungen der bösen Geister der Eifersucht, die in seinem Innern tobten. Der Unglückliche wüthete aber vorzüglich gegen sich selbst, und überhäufte sich mit Vorwürfen, daß er auf den tollen Einfall gerieth, zu heirathen, vollends gar eine Schauspielerin. „Die Weiber," rief er, „sind geborne Schauspielerinnen, wo es darauf ankommt, eine einstudirte Rolle zu spielen und durch den Schein zu täuschen; erst hinter den Koulissen zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt; verspottet oder vergessen ist dann der auf dem Theater geliebte Held, und Maskarill, der schalkhafte Knecht, tritt an seine Stelle; die Schauspielerinnen aber sind vollendete Meisterinnen in der Kunst des Betrugs und der Verstellung. Der Mann, der heirathet, begeht an seinem Lebensglück einen Hochverrath, an seinem Geist einen Selbstmord." —

Evelinens vermeinte Untreue erbitterte ihn, ihre Kälte versetzte ihn aber in eigentlichen Ingrimm. Von diesem Punkt aus fing er an, sich zu erheben, und seinen Zorn auf die geglaubte Verbrecherin hinüberzuleiten. Dies gab seinem Schmerz einige Erleichterung. Er wurde ruhiger und beschloß, die Sache reiflich zu überlegen; dann aber auf eine edle und würdige Weise der Treulosen eine Auflösung ihres ehelichen Verhältnisses vorzuschlagen, seine Theaterunternehmung aufzugeben und sich in die Abgeschiedenheit zurückzuziehen.

Während der Bedauernswürdige unter Wind und Regen im Park herumirrte, ging es in seiner Wohnung recht

lustig und lebendig zu. Evelina saß mit dem hübschen Raubvogel, Hand in Hand, auf dem Sofa. Blumenkränze lagen vor ihnen auf dem Tische. Die schöne Frau, idealisch gekleidet in ein weißes Gewand, welches ihre Reize noch erhöhte, schien eine der Grazien selbst zu sein. Beide erhoben sich jetzt vom Sofa, umarmten sich lächelnd, und ihren Lippen entströmten die zärtlichsten Empfindungen der Liebe in den feurigsten Worten.

Im Augenblicke, als ein Kuß den höchsten Grad des Entzückens krönen sollte, ward die Thür rasch geöffnet und eintrat Herr Ahorn. Herzleid und böses Wetter hatten auf den Betäubten sehr nachtheilig eingewirkt. Unwohl und schmerzvoll vergaß er die Theaterprobe, wankte, ohne es eigentlich zu wollen, nach Hause, und erschien ganz zur Unzeit im Zimmer.

Ahorn erschrak über die Szene, zu der er kam; Evelina erschrak über das Aussehen des Leidenden, der, ohne ein Wort zu sprechen, in den nächsten Stuhl sank, halb ohnmächtig. Von Angst ergriffen, vergaß sie jetzt das System der Kälte, schlang ihre Arme um den Hingesunkenen, und wollte seine bleichen Lippen küssen; er aber wendete das Haupt von ihr, und entzog sich ihren Armen. Evelina, tief ergriffen, riß an der Glocke und befahl, Holländerthee, warme Tücher, Schlafrock und Nachtmütze zu bringen.

Ahorn deutete dem Raubvogel mit der Hand, das Zimmer zu verlassen; dieser aber, weit entfernt, dem stummen Befehl Folge zu leisten, zeigte sich sehr theilnehmend.

Als Ahorn sich etwas erholt hatte, flüsterte er Evelinen in's Ohr: „Willst Du mich nicht vorsätzlich tödten, so entferne Diesen augenblicklich!“ —

Der Raubvogel verließ auf ihren Wink das Zimmer. Ahorn sagte: „Er ist's, der gestern bei Dir in der Loge saß; er ist's, mit dem Du Arm in Arm im Parke schwärmtest, und ihn mußt' ich, das Maß Deiner und meiner Schande voll zu machen, in jenem unseligen Moment hier erblicken!“ —

Evelinens künstliche Kälte ging nun plötzlich in die natürliche Wärme über. Sie liebkoste den Unglücklichen mit der innigsten Zärtlichkeit, führte ihn zum Sofa, setzte sich dicht an ihn und sprach:

„Dein spätes Nachhausekommen in der Nacht und Dein verstörtes Wesen am Morgen sagten mir deutlich, daß der böse Geist der Eifersucht wieder in Dich gefahren sei. Ich überließ Dich Deiner Qual, weil die Schmach, welche Dein Argwohn mir zufügte, eine Strafe verdiente. So sehr Du mich aber kränkest, so war ich dennoch bedacht, Dir ein Fest der Liebe zu Deiner morgigen Geburtsfeier zu bereiten, ein Bild des ehelichen Glückes Dir vor die Augen zu stellen. Er, mit dem ich gestern in der Loge sprach, er, mit dem ich im Park schwärmte, er, in dessen Armen ich lag, als Du jetzt unerwartet in das Zimmer tratest, er ist derjenige, gestern Abends eingetroffene Schauspieler, den Du für die ersten Helden- und Liebhaber-Rollen engagiren mußt, verstanden: mußt.“ —

„Nun und nimmer!“ schrie Ahorn. „Ihn, der —“

„Mein Bruder ist!“ fiel Evelina dem Auflodernden in's Wort.

„Beweise!“ sagte Ahorn.

„Tausend für einen!“ erwiederte Evelina. „Für jetzt aber umarme Deinen Schwager! Albrecht, herein!“ —

Blitzschnell flog Albrecht herein, und Ahorn sah sich von vier Armen zugleich umschlungen, von vier Lippen zugleich geküßt.

Am Schlusse sagte Evelina mit dem ihr eigenen holden Lächeln: „Männchen! Du hast uns heute bei der Probe überrascht, folglich wird Dir das Festspiel selbst morgen desto besser gefallen, und Du lernest nicht nur Deinen ersten Helden und Liebhaber, sondern auch Dein ehrliches Weib besser kennen. Also fort für alle Ewigkeit mit der Eifersucht!“ —

„Und mit der Eiskälte!“ seufzte Ahorn lächelnd. Und so wurde denn jetzt das Fest der Versöhnung, am nächsten Tage das Fest der Liebe gefeiert, dem auch die drei eifersüchtigen Leidensgenossen mit ihren triumphirenden Gattinnen beiwohnten.

Die Folgen des dritten Heilmittels.

Als die drei Ehepaare vom Festspiele und dem Souper des Theaterdirektors nach Hause gingen, waren sie insgesammt nicht in der besten Laune. Dem Doktor hatte seine Frau zu viel und zu freundlich mit dem Raubvogel Albrecht

Bayerische Staats-Bibliothek München

gesprochen. Dem Hauptmann steckte ein hübscher, junger Regimentsarzt im Kopfe, der seine nervöse Frau durchaus magnetisiren wollte. Dem Klaviermeister lagen zwei seiner interessantesten Schüler im Magen, die seiner Frau mehrere Besuche gemacht hatten, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie sehr gut wissen konnten, daß er nicht zu Hause sei.

Hauptmann Unstern, der immer und sehr weitläufig von seinen Grundsätzen sprach, auf die er sich viel einbildete, hatte auch in seiner gewohnten deklamatorischen Manier in und außer seinem Hause schon öfter erklärt, dem Manne, der sich von der Treulosigkeit seiner Frau wirklich überzeugt, erübrige nichts Anderes, als ihr, pour reparation d' honneur, das Messer in den Leib zu stoßen. Um aber einer solchen höchst fatalen Exekution vorzubeugen, müsse er stets auf der Lauer, und seiner Frau, als einem gebrechlichen Mitgliede des schwachen Geschlechts, so viel als möglich stützend zur Seite stehen, damit sie nicht ausgleite. Bei dem ersten, nur halbwegs auf Wahrscheinlichkeit begründeten Verdacht einer unerlaubten Neigung aber müsse er der Sache — coute que coute — augenblicklich ein Ende machen, denn ein Soldat verliere leichter sein Leben, als seine Ehre.

Die ausführliche Darstellung solcher, der blutigen Gesetzgebung des Drako würdigen Grundsätze, erregte der nervösen Adelheid, so rein ihr Gewissen auch war, jedesmal einen abscheulichen Fieberschauer. Sie glaubte mehr als einmal das mörderische Messer in der schuldlosen Brust zu fühlen, wenn des Gatten Worte erschollen: „Der Soldat

Bayerische Staats- Bibliothek München

macht kurzen Prozeß und im Kriege ist das Standrecht zu Hause. Da heißt's Kommandowort und Subordination."—

Der junge Regimentsarzt und der Magnetismus kamen nun dem Hauptmann Unstern sehr zur Unzeit, hauptsächlich deshalb, weil nächster Tage in der Nähe der Stadt ein kleines Manöver abgehalten werden sollte, wozu der kommandirende General ihn berufen hatte. Sein Widerwille gegen die magnetische Kur wurde aber auch noch dadurch gesteigert, daß alle seine Bekannten dafür stimmten, und das nervöse Weibchen selbst sehr geneigt schien, sich derselben zu unterziehen.

Adelheid schien schwächlicher und leidender als je. Das kam dem Hauptmann bedenklich vor. „Warum denn eben jetzt (dachte er) jetzt, wo die sonderbare Kurart sich aufdringen will? Ich für meinen Theil halte den Magnetismus für eine Charlatanerie, die Magnetiseurs aber für gefährliche Leute, und die ruhigste Frau läßt sich in kurzer Zeit zu einer Verrückten machen, die klügste zu einer Närrin. Also — feste Grundsätze!"—

Adelheid war allerdings für das Magnetisiren eingenommen, doch keineswegs für den Magnetiseur; sie erkannte aber bald die Ursache, warum ihr Gatte dieser Kurart so abhold war. Die Schlaue beschloß nun, alsogleich ihr System in Anwendung zu bringen, und ein Heilmittel für das andere in Bewegung zu setzen. Die scharfen Gesichtszüge des Hauptmanns wurden mit jedem Tage finsterer, Adelheid's sanfte Mienen mit jedem Tage weicher. Das Benehmen des Hauptmanns wurde mit jedem Tage bar-

scher; Adelheid erschien mit jedem Tage mehr als leidende Dulderin. Das milde Sternenfeuer des dunkelblauen Auges, durch einen Flor von Wehmuth schimmernd, zeigte dabei eine Kraft, welche ein Männerherz zu magnetisiren vermag.

Der Hauptmann hatte unter seinen gerühmten Grundsätzen auch den, daß man die Dehors so lange als möglich beobachten müsse, und er hielt darauf mit militärischer Genauigkeit. Er konnte daher dem verhaßten Regimentsarzt, der, einmal zu Rathe gezogen, seine Besuche oft wiederholte, ohne die Regeln des feinsten Anstandes im geringsten zu verletzen, nicht anders als nach den Vorschriften des guten Tones begegnen. So oft der Regimentsarzt von den erprobten Wundern des Magnetismus zu erzählen anfing, und das Gesicht der Ehehälfte sich dabei verklärte, wendete Hauptmann Unstern mit blitzenden Augensternen das Gespräch auf die **Malades imaginaires** und auf mißlungene Kuren.

Zu allem Unglücke traf jetzt auch ein unbeweibter Gutsbesitzer aus der Umgegend ein, ein sehr gebildeter, dabei auch etwas eingebildeter, übrigens sehr angenehmer Mann, der, als neu eintretendes Mitglied des philosophisch-ästhetischen Spiel-, Eß- und Trink-Vereines, den vorzüglichsten Mitgliedern desselben seine Besuche abstattete. Hauptmann Unstern, obschon er kein Freund von neuen Bekanntschaften war, mußte sich die von dem artigen Gutsherrn ihm erzeugte Ehre gefallen lassen und Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern.

Der gute Gutsherr, gewohnt auf seinem Landgute die

erste Rolle zu spielen, wollte diese Rolle gern überall spielen, folglich in dem Städtchen brillant auftreten, und sich splendid zeigen. Er hatte zu diesem Ende einen vollen Beutel und eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche mitgebracht, gab Diners und Soupers, und machte den Damen, an denen er Behagen fand, werthvolle und zierliche Geschenke. Er liebte das gesellige Leben und hatte einen besondern Hang, neue Bekanntschaften zu machen, die dann sämmtlich geladen wurden, und auch feierlich versprechen mußten, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Obschon er aber ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes war, konnte er sich doch nicht entschließen, Einer der Huldgöttinnen den Vorzug vor allen Übrigen zu geben und ihr als der Auserwählten Herz und Hand zu bieten, vermuthlich deshalb nicht, weil er ein zu großer Verehrer des Geschlechtes war, und das Courmachen dem Heirathen, die Welt dem Hause vorzog.

An der Familie Unstern fand er besonderes Wohlgefallen, und ermangelte nicht, sein glänzendes Pfauengefieder spielen zu lassen.

Der geschmeidige Regimentsarzt schloß sich sogleich an den splendiden Gutsherrn. Adelheid erhielt nun zwei Courmacher für Einen. Als Herr von Rieding in das Projekt der magnetischen Kur eingeweiht wurde, nahm er Partei dafür, und drang in den Hauptmann, sich mit seiner Gattin zu ihm für einige Wochen auf das Gut zu ziehen, wo es dann nicht fehlen könne, daß Magnetismus und Landleben auf das nervöse Frauchen die heilsamste Wirkung hervorbringen müßten; der Herr Gemahl würde sie dann ge-

wiß neu aufblühend und in vollster Gesundheit in die Stadt zurückbringen.

„Aber mit getheiltem Herzen!" dachte der mißtrauische Hauptmann. „Daraus wird nichts! Lieber eine halbe Gesundheit als ein halbes Herz!" —

Er nahm sich vor, sogleich mit seinem Leidensgefährten, dem Doktor Kauz, zu sprechen, den er als Antagonisten des Magnetismus für sich zu gewinnen hoffte. Eh' er aber diesen Plan ausführen konnte, traf schon die Nachricht ein, daß das Manöver übermorgen beginnen, der General heute noch im Städtchen eintreffen und bei seinem lieben Hauptmanne absteigen werde.

Und wer brachte diese fatale Nachricht? Kein Anderer als der noch fatalere Major Kugelfeld, er, der von jeher der glückliche Rival des Hauptmanns Unstern, in der Liebe und im Avancement, war. Viermal war Unstern auf dem Wege, das Herz eines schönen Mädchens zu erobern; Kugelfeld schlug ihn aber auf's Haupt und nahm ihm die Festung vor der Nase weg. Dreimal schnappte er ihm den Rang weg, und stieg bei jeder Beförderung einen Grad vor ihm, und so wurde Kugelfeld Major, als Unstern kaum Hauptmann geworden war. Nun erschien der glückliche Rival dem Letztern um so mehr gefährlich, als Jener noch frei und ledig war. Das Drückendste für den armen Ehemann war, daß er mit den drei galanten Herren, die sich mit Adelheid in Rapport setzen wollten, dem guten Ton zu lieb, sehr artig sein mußte. Ihn beruhigte dabei nur die Bemerkung, daß die drei Ritter mit einander in bester Har-

monie lebten, er nahm dies für ein sicheres Zeichen, daß Adelheid Keinem von ihnen einen Vorzug gebe.

Am nächsten Morgen traf der General ein, und gab dem Hauptmann den Trost, er sei weit entfernt, dem des Waffendienstes schon seit längerer Zeit Entwöhnten, die Ertragung von Strapazen bei den Evolutionen zuzumuthen; er wünsche vielmehr den werthen Freund nur als besonders genauen Kenner des zu diesem Manöver gewählten Terrains bei sich zu haben. Diese angenehme Nachricht bewog den Hauptmann zu der Bitte, seine Frau mit sich nehmen zu dürfen, die er dann immer unter seinen Augen zu haben hoffte. „Zugestanden!" sagte der General: „Da es aber öfter geschehen wird, daß Sie, lieber Freund, mir nicht von der Seite kommen, so bestimme ich für solche Fälle den Major Kugelfeld zum Begleiter und Beschützer Ihrer Frau." —

Unstern gerieth über diese gütige Fürsorge in ungeheure Bestürzung; eh' er aber noch ein Wort dagegen zu sprechen vermochte, rief der in allen Dingen rasch vorgehende General den Major aus dem Nebenzimmer und machte ihn mit seinem neuen Amte bekannt. Adelheid, welche eben eintrat, um den General als Hausfrau zu begrüßen, bezeigte ein großes Vergnügen über die Reise. Der Regimentsarzt mußte dabei sein, und der Gutsbesitzer drang sich mit aller Liebenswürdigkeit zum Gesellschafter auf.

Am nächsten Morgen brach das vereinigte Militär- und Civil-Corps auf. Mit der Ankunft des Generals gerieth das ganze Lager in Bewegung. Das Manöver begann. Von

allen Seiten lärmten Trommeln und Trompeten, blind geladene Kanonen und Gewehre. Der Hauptmann, die Beute stummer Verzweiflung, kam keinen Augenblick von der Seite des Generals. Die theuere Gattin erblickte er nur hie und da auf ein paar Minuten in der Entfernung. Sie saß mit dem Gutsherrn und dem Regimentsarzt in einem offenen Wagen; der Major trabte auf einem herrlichen Rappen, glorios wie der Kriegesgott selbst nebenher. Unstern sah wohl ein, daß er keine eigentliche Ursache zur Eifersucht habe, dennoch brachte ihn die bloße Furcht vor einer Möglichkeit dahin, daß er das begleitende Kleeblatt, den General, die Frau und sich selbst verwünschte.

Am Abend folgte Tanz und Schmaus den Beschwerden des Tages. Die bewaffneten Feinde vereinigten sich in brüderlicher Eintracht. Die Offiziersfrauen flogen in den Reihen dahin. Adelheid war auf unzählige Walzer, Cotillons und Quadrillen engagirt, und erschien dem erbitterten Gatten als personifizirte Flugmaschine. Ein einziges Mal gelang es ihm, der Flüchtigen habhaft zu werden. Er zog sie seitwärts und sprach mit einer Mischung von Schmerz und Unmuth: „Adelheid! wie Du glühst! wie schwer Du athmest! Denkst Du denn gar nicht an Deine schwächliche Gesundheit? Welche gefährliche Folgen kann ein solcher Tag auf Jahre haben. Wenn Du mich liebst, so höre den Rath des für Dein Leben, für Dein Wohl besorgten Gatten! Du hast nun alles Sehenswerthe gesehen; morgen geschieht nichts Anderes, als was heute geschehen ist. Der General bedarf

meiner nicht mehr; wie wär's, wenn wir morgen wieder nach Hause führen? Was meinst Du, Engel?" —

Der glutrothe Engel wurde plötzlich todtenblaß, und beschwor den erstaunten Gatten, den nächsten Tag noch im Lager zu bleiben. Sie betheuerte, daß diese Veränderung der Luft und der gewohnten Lebensweise auf ihre Gesundheit noch heilsamer als der Magnetismus einwirken werde. Die Schlaue wußte dabei, unter tausend Zusicherungen ihrer zärtlichsten Liebe, das Gespräch so in die Länge zu ziehen, daß der Gutsherr, der Regimentsarzt, endlich gar der General und ein paar Offiziere darüber herbeikamen, die dann ganz natürlich für die schöne Frau Partei nahmen, und dem armen Unstern so zusetzten, daß er gegen seinen Willen einwilligen mußte. Nun aber begann Adelheid eine andere Rolle und eine andere Farbe zu spielen. Sie erkannte nun plötzlich, der Wunsch ihres lieben Mannes gelte ihr mehr als Alles, und sie würde sehr unrecht thun, ihm ein solches Opfer zuzumuthen. Dem Geschmeichelten, der sich dadurch so hinaufgestimmt fühlte, blieb nichts übrig, als sich in einen Wettkampf von liebevoller Großmuth einzulassen, und nun das holde Weibchen selbst zu bereden, noch einen Tag im Lager zu bleiben.

Am dritten Tage erfolgte endlich die Rückreise. Als sie zu Hause angekommen waren, verwandelte sich des Hauptmanns erzwungene Freundlichkeit in eine sehr düstere mürrische Laune. Anzügliche Bemerkungen zuckten wie die ersten Blitze eines nahehenden Gewitters, und leise Vorwürfe brummten wie ein noch entferntes Donnergewölk.

Adelheit erkannte bald, daß es nun hohe Zeit sei, ihr System in Anwendung zu bringen. Sie klagte über Kopfschmerz; der Gatte nannte ihn eine traurige Folge des zweiten Lagertages. Sie fühlte Brustbeklemmung; der Gatte sprach vom Selbstverschulden. Adelheid wurde nun mit jedem Tage leidender und trauriger. So wie aber ihr nervöser Zustand sich verschlimmerte, so wurde des Gatten Tadel immer milder. Diese günstige Stimmung benützend, versicherte Adelheid dem Theilnehmenden, daß sie es nun — vielleicht, ach, zu spät, sehr bereue, seine Besorgniß verkannt und seinem Rathe nicht gefolgt zu haben. Sie bat ihn wehmüthig um Nachsicht, Geduld und Verzeihung, und sagte endlich mit thränenfeuchten Augen: „Liebes Männchen! Du zürnest mir, und wohl mit Recht; es würde Dir aber doch leid thun, wenn Du mich verlörest? Glaube mir, der Tod wäre mir nur deshalb schrecklich, weil ich von Dir scheiden müßte!" —

Diese Worte verfehlten die gewünschte Wirkung nicht. Der Hauptmann ward gerührt; er suchte die Betrübte zu trösten und zu erheitern, obschon der Stachel der Eifersucht ihm noch im Herzen stak. Sein böser Genius raunte ihm in das Ohr: „Kommen die Anbeter und Verehrer aus dem Lager zurück, so wird wohl die Melancholie weichen, vielleicht sogar die Krankheit. Weibliche Nerven sind schnell gereizt, und eben so schnell beruhigt." —

Am nächsten Tage kamen statt der erwarteten Gäste drei Briefe an. Der Gutsherr bedauerte, daß er nicht kommen könne, weil der Tod eines Oheims ihn zu einer Reise

nöthige. Der Regimentsarzt klagte, daß er Befehl erhalten habe, sogleich in die entfernte neue Stazion des Regiments einzurücken. Der Major meldete seine Ernennung zum Oberstlieutenant und das mit diesem Glück verbundene Unglück, sich unverzüglich in die Residenzstadt verfügen zu müssen.

Hauptmann Unstern heftete, als er diese Briefe mit lauter Stimme und scharfer Betonung der darin enthaltenen Galanterie-Stellen las, seine Augen beobachtend auf das Gesicht der Frau, indem er nicht zweifelte, daß diese Nachrichten einen starken Eindruck auf sie machen würden; da er aber sah, daß seine Vorlesung weder einen Farbenwechsel im Antlitz der Zuhörerin, noch die geringste Veränderung der Mienen hervorbrachte, gerieth er in eine Verwunderung, welche der scharfsichtigen Frau nicht entging. Sie ergriff mit einem halb gemüthlichen, halb ironischen Lächeln seine Hand, und sagte: „Hat sich das Männchen getäuscht? Tritt die Unschuld siegreich hervor? Wird die Verkannte nach Recht und Billigkeit gewürdigt? Also? Fried' und Freude herrscht im Land!“ —

Der Hauptmann sagte, um seine Verlegenheit zu maskiren, viel Schönes und Erbauliches, endlich auch Einiges zu seiner Entschuldigung, verwickelte sich aber in seiner Rede so tief, daß er, je mehr die leuchtenden Augen der Gattin liebevoll auf ihm ruhten, um so mehr in Verwirrung gerieth, endlich sogar verstummte. Dies war der Punkt, auf welchem Adelheid ihn haben wollte. Um ihn nun total auf's Haupt zu schlagen, umarmte und küßte sie stumm den

Stummen mit innigster Herzlichkeit und sagte endlich mit dem weichen Ton scherzender Zärtlichkeit: „Ewiger Friede!“—

Von den verschwundenen Rittern und vom Magnetismus wurde kein Wort mehr gesprochen. Es schien, als sollte die magnetische Kraft dieser glücklichen Stunde von dauerhafter Wirkung sein und das Heilmittel der Eifersucht sich als ein probates bewähren.

Die Folgen des vierten Heilmittels.

Der vierte Theil der Bewohner des Städtchens hatte dem Manöver beigewohnt. Traurig erschien das verlassene Städtchen, am traurigsten die zurückgebliebene Frau Klaviermeisterin. Herr Tanzler schrieb diese Traurigkeit nicht dem entbehrten Vergnügen, sondern blos dem Umstande zu, daß Luisens Umgang jetzt blos auf ihn beschränkt, und der gewohnten Huldigungen beraubt sei. Seine Eifersucht war also nun, beim Lichte besehen, gegen die Abwesenden gerichtet. „Schöne Trauernde! Verlassene holde Ariadne!“ sagte er, „Du mußt Dich nun schon ein paar Tage mit Deinem uninteressanten Herrn Gemahl begnügen. Ich bedauere vom Grunde meines Herzens.“ —

Luise, ihres Systems eingedenk, erwiederte: „Der holde Theseus findet keine Ursache, traurig zu sein. Sind auch wenig Schülerinnen in der Stadt zurückgeblieben, so fehlt es doch nicht an schönen Nymphen, in deren Gesellschaft er sich außer dem Hause erheitern kann, während die

verlassene Ariadne im Hause schmachtet, als säße sie auf der wüsten Insel Naxos.“ —

Er. Die Stunden außer dem Hause bringe ich in meinem Berufe zu.

Sie. Im Courmachen?

Er. Du wirst doch nicht glauben, —

Sie. Daß Du ein Mann bist, folglich so wie alle Männer?

Er. Was soll das heißen?

Sie. Mit einem Herzen von sehr brennbarem Stoffe begabt.

Er. Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, —

Sie. Wie oft der Herr Gemahl mich vergißt?

Er. Weil Dich die lange Weile quält, fängst Du an, die Rolle der Eifersüchtigen zu spielen.

Sie. Wer zwingt mich dazu?

Er. Darüber wäre Vieles zu sagen. Schade, daß ich Dich nun mitten im Gespräche verlassen muß.

Sie. Suche nur bei der schönen Ernestine nicht zu viel in's Feuer zu kommen! Du bliebst ja vorgestern statt dem bedungenen Einen Stündchen beinahe zwei Stunden beim Unterricht!

Er. Wer für die Ausbildung einer talentvollen Schülerin uneigennützig besorgt ist, darf nicht die Minuten zählen.

Sie. Und dennoch zählst Du sie gar oft, wenn Du bei mir bist und von mir gehen willst.

Herr Tanzler brummte etwas von ungerechten Vorwürfen und eilte fort, höchst aufgebracht, daß er Vorwürfe

da zu hören bekam, wo er sie machen wollte. Luise sah dem Scheidenden mit einem triumphirenden Lächeln nach, machte Toilette und ging in den Park, wo sie weibliche Gesellschaft zu finden hoffte, statt dieser aber eine männliche fand, den Hauptmann Unstern und den Doktor Kauz. Während sie auf einer Bank saßen, ging Herr Tanzler vorüber, ohne sie zu sehen, denn an seinem rechten Arme hing die koketirende Witwe Holdau, am linken ihre schöne Nichte Betty. Er war mit Beiden in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Um sich dem Gatten bemerkbar zu machen, sagte Luise mit erhabener Stimme: „Sehen Sie doch, wie eifrig mein Mann ist! Selbst im Park lustwandelnd, ertheilt er Unterricht. Das Gespräch ist so lebhaft, daß es gewiß einen musikalischen Gegenstand betrifft.“ —

Tanzler erkannte sowohl an der Stimme als an der Ironie der Worte die Gattin, der er die zwei Damen als eben acquirirte Schülerinnen vorstellte. Die Kälte, mit welcher Luise sie empfing, wurde von ihnen sehr frostig erwiedert. Die Witwe Holdau empfahl sich sammt der Nichte sogleich und weigerte sich, Tanzler's Begleitung anzunehmen. Unstern und Kauz verließen gleichfalls das Ehepaar. Tanzler versicherte Luisen mit etwas verzogenen Lippen, es freue ihn sehr, daß sie auch ohne ihn sich zu unterhalten wisse. Dabei stieg in ihm der Gedanke auf, es sei eben nichts Unmögliches daß diese beiden Herren, die mit ihren Frauen eben nicht in der besten Harmonie lebten, an einer andern ein erhöhtes Wohlgefallen finden. Luise erklärte dem Gatten dagegen, es mache ihr ein unbeschreibliches

Vergnügen, daß die Zahl seiner reizenden Schülerinnen sich so vermehre, und daß sein Eifer ihn hinreiße, den Schönen, die Gattin übersehend, selbst im Parke musikalische Vorlesungen zu halten. Sie ersuchte ihn, ein Tagebuch zu schreiben, welches gewiß höchst reichhaltig und interessant werden müßte.

Unter solchem Scharmützel und Kleingewehrfeuer kam das Ehepaar nach Hause. Tanzler wollte, um der Sache ein Ende zu machen, das Gespräch auf andere Gegenstände wenden; Luise aber wußte jedes neue Thema wieder auf den alten Punkt zurückzuführen, um Gelegenheit zu Sticheleien zu finden. Tanzler stand, in seinem Innersten erbittert, vom Mittagsmale auf, und beschloß, auf seine Schuldlosigkeit pochend, jedem Schritt und Tritt der Falschen so lange aufzulauern, bis er sie auf der That ertappt haben werde. Bis dahin wolle er seinen gegründeten Argwohn in seine Brust verschließen, und kein Wort darüber verlauten lassen. Luise befand sich dagegen in der hoffnungsvollen Stimmung, daß es ihr endlich gelingen werde, den Eifersüchtigen, der sie so lange quälte, mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Sie beschloß, den Krieg mit aller Hartnäckigkeit so lange fortzuführen, bis ein, für beide Parteien gleich rühmlicher und dauerhafter Friede geschlossen werden könne.

Dieser Vorsatz und die Hoffnung auf das gute Gelingen, versetzte Luisen in die fröhlichste Laune. Als Tanzler am folgenden Tage seine Unterrichtsstunden geendigt hatte, kam er, mit einer wichtigen Neuigkeit beladen,

nach Hause. Die auffallende Lustigkeit Luisens machte auf ihn einen sehr widrigen Eindruck. Die Lächelnde, mit finstern Augen fixirend, sagte er: „Ich komme vermuthlich mit meiner Neuigkeit schon zu spät; Deine gute Laune sagt mir deutlich, daß Du sie schon weißt."

Auf Luisens wiederholte Betheuerung, daß ihr keine Neuigkeit zu Ohren gekommen sei, erzählte Tanzler nun, daß gestern Abends vier Virtuosen vom ersten Rang hier abgestiegen seien, in der Absicht, große Konzerte zu geben. Der Eine sei einzig auf der Violin, der Andere ein Pianoforte-König, der Dritte ein Flöten-Heros, der Vierte ein Violoncell-Gott, alle Vier aber große Courmacher. Das letzte Wort beliebte Herr Tanzler stark zu betonen; Luise nahm aber davon keine Notiz und äußerte unverholen ihre Freude. Der beleidigte Gatte war eben im Begriff, etwas vorlaut und sogar anzüglich zu werden, als plötzlich die Thür aufflog und die vier Virtuosen lärmend und polternd in's Zimmer stürmten. Luise verschwand unbemerkt. Die Virtuosen, viel gewanderte Leute, gewohnt, jeden Fremden als einen guten Bekannten zu behandeln und sich überall Weihrauch streuen zu lassen, Beifall und Gold in Empfang zu nehmen, und als Menschen beglückende, rasend machende Genien zu erscheinen, benahmen sich sogleich, als ob sie hier zu Hause wären, übertrugen dem Herrn Klaviermeister die Rangirung und Leitung des Orchesters, die Ausmittlung eines guten Lokals, die Besorgung der erforderlichen Mitwirkenden und die Beischaffung der Instrumente. Seine Mühewaltung sollte der Anerkennung und Belohnung nicht

entbehren. Dabei sprachen die musikalischen Tetrarchen immer zugleich, in übermüthig guter Laune Einer den Andern neckend, und Alle zusammen den verblüfften Herrn Tanzler, der in größter Freundlichkeit vor Ärger bersten wollte.

Seinen gefirnißten Grimm auf's höchste zu steigern, schwebte Luise, schön und lieblich wie eine Huldgöttin, in das Zimmer. Die harmonischen Titanen vergaßen in diesem Augenblicke, daß ein Herr Tanzler auf der Welt sei, umgaben die Frau, und wetteiferten, sie mit Begrüßungen, Lobeserhebungen, Schmeicheleien und Entzückungen zu überhäufen, welche die Betäubte mit unverkennbarem Wohlgefallen aufnahm. Der Violin-Heros, ein langer, hagerer Mann mit langem, hagerem, blassem Gesichte, verwildertem Haare und schwarzen Glutaugen schien Luisen mit diesem Sehorgan verschlingen zu wollen, ergoß sich in einen Strom von überschwänglichen Redensarten und bemächtigte sich ihrer rechten Hand, die er unzählige Male küßte. Der Pianoforte-König, ein zartes, schmächtiges Männchen vom zierlichsten Wuchs, feinen Gesichtszügen mit schmachtend blauen Augen, ergriff die linke Hand, die er bald an seine Lippen, bald an sein Herz drückte. Der Flötengott, ein kleiner, wohlbeleibter Jüngling von blühender Gesundheit, frisch, lustig, voll guter Einfälle und in Allem sans façon, schob die Himmelsstürmer unter lautem Gelächter zurück und eroberte beide Hände der schönen Frau, während der Violoncell-Titan, ein kolossaler, freundlich stiller Mann ganz ruhig sagte: „Einmal werde ich doch wohl auch zum Handkuß kommen!“ — Die Beherrscher der Töne brachen in

lautes Gelächter aus, übergaben ihm feierlich die rechte Hand der gefeierten Klaviermeisterin, und sangen, während er sie dreimal küssen mußte, einen Kanon.

Endlich entfernte sich das Genie=Quartett, und Herr Tanzler konnte seine Verzweiflung loslassen. „Es ist unbegreiflich (schrie er mit der Miene der Verzweiflung) wie eine ehrbare Frau solche Exzesse dulden kann! Man sieht wohl, daß so etwas von den Männern nur dann gewagt werden kann, wenn sie sehen, daß ihr freies Benehmen nicht mißfällig aufgenommen wird.“ —

„Bei genialen Männern (sagte Luise mit ironischem Lächeln) muß man eine Ausnahme von der Regel machen. Künstler haben so etwas Interessantes, daß man in ihrer geistvollen, lebhaften Gesellschaft den alltäglichen strengen Hausfrauen=Anstand vergißt.“ —

„Sehr natürlich! Ganz in der Ordnung! (schrie Herr Tanzler mit kreischender Stimme und blaß vor Zorn). Da muß dann die flache Gemeinheit so eines armseligen Klaviermeisters einer genietrunkenen Frau als etwas gar Erbärmliches erscheinen. Engel! da hängt Dir ja nun der Himmel voll Geigen. Bin doch begierig, welcher unter diesen Genie=Männern der Sieger sein wird? Sollten vielleicht alle vier zusammen das getheilte Herz in Besitz nehmen? Auf jeden Fall wird Dir die Wahl schwer werden. Scharmant! Allerliebst! Bin recht neugierig. Fahr' hin, alltäglicher Klaviermeister! Laufe kreuz und quer! Treib' Notenpulte zusammen! schleppe Instrumente herbei! Gut genug für Dich gemeine Seele!“ —

Luise brach in lautes Gelächter aus und Tanzler rannte wie ein wilder Eber zur Thüre hinaus. Im Hause wurde nun Alles lebendig. Der Besuch der Genies ward sogleich stadtkundig. Neugierige beiderlei Geschlechtes kamen, sich erkundigen, wann das erste Konzert stattfinden werde? wie die Virtuosen aussehen? was sie sprechen? und so weiter. Viele erschienen, um sich zum Mitwirken anzutragen, unter diesen auch hübsche Frauen und Fräulein, die bei dieser Gelegenheit ihre Gesangkunst, vielleicht auch sich selbst, an Mann bringen wollten. Auf die zwei reizendsten dieser Künstlerinnen baute Luise bald ein eigenes Plänchen. Die Virtuosen wiederholten ihre Besuche bei der schönen Frau täglich, bald im Phalanx, bald als einzelne Kämpfer. Sie wählten wohl dazu immer jene Zeit, in welcher der gequälte Herr Tanzler, wie sie wußten, nicht zu Hause war. Jeder machte dann, so gut sich's thun ließ, seine vermeinte Genialität geltend. Der Violin-Heros durch Kühnheit und Wildheit; der Pianoforte-König durch schmachtende Zärtlichkeit und Zartheit; der Flöten-Gott durch hinreißende Lustigkeit und brillanten Witz; der Violoncell-Titan durch Gemüthlichkeit und anziehenden Frohsinn. Trafen die Vier-Fürsten zufällig zusammen, so machten sie einander lächerlich und schwangen die satyrische Geißel über ihre wechselseitigen Untugenden, z. B. Trink- und Eß-Begierde, Aufgeblasenheit, Faulheit, Verschwendungssucht, Wortbrüchigkeit, Verliebtheit, Schwelgerei u. s. w.

Die listige Frau Klaviermeisterin bot, wenn ihr auch manchmal von all' dem Geschwätze des Selbstlobes, der

Schmähsucht gegen Andere und der über sie ausgegossenen Schmeichelei und Vergötterung, der Kopf wirbelte und schwindelte, doch alle ihre Geduld auf, um sich den Schein zu geben, als fände sie diese Herren höchst genial und interessant. Dadurch gelang es ihr, dem Künstler-Verein zwei singlustige Fräulein einzureden, und es dahin zu bringen, daß jeder derselben gestattet wurde, bei der großen Akademie eine Arie zu singen. Luise hatte aber eben diese zwei Fräulein vor allen Andern gewählt, weil sie wußte, daß die Eine dieser Kunstjüngerinnen dem Herrn Tanzler sehr geneigt, die Andere aber etwas kokett und eroberungssüchtig war. Ihren Zweck zu erreichen, wußte sie es endlich auch dahin zu bringen, daß Tanzler sich hergeben mußte, die Arie mit den beiden Sängerinnen einzustudieren, und war in dem Heiligthume seines Arbeitszimmers, in welchem das Pianoforte stand.

Es traf sich häufig, daß Tanzler die Frau überraschte, wenn sie mit Einem oder dem Andern der musikalischen Courmacher in eifrigem Gespräche begriffen war; er mußte selbst manchmal, unter der Thür lauschend, Ohr- und Augenzeuge sein von den zärtlichen Äußerungen und Handküssen der begeisterten Virtuosen. Hatte sich der Verbrecher entfernt, dann brach der Grimm des Eifersüchtigen los; Luise wurde mit Vorwürfen, Schmähungen und Drohungen überhäuft; sie ertrug alle diese Unbilden mit stoischer Gelassenheit, theils im Gefühl ihrer Unschuld, theils in der fröhlichen Hoffnung, bald ihr System ausführen, sich

rächen und das gewählte Heilmittel der Eifersucht in Ausübung bringen zu können.

Die Gelegenheit dazu war bei der Hand. Das Einstudiren der Arien mit den beiden Sängerinnen mußte sogleich beginnen. Jede war schön, die Sopranistin zart und schmachtend, die Altistin stattlich und feurig, Herr Tanzler, Enthusiast für Musik, gefühlvoll, zu Entzündungen des Herzens geneigt, und über die Gesangkunst seiner Schülerinnen entzückt. Kam er mit einer derselben vom Studium, so waren Beide sehr aufgeregt; Eifer und Freude hatten ihre Wangen geröthet. Hatte sich die Sängerin entfernt, dann fing Luise an, den Entzückten mit einer Eifersuchtsscene zu quälen, taub gegen alle Rechtfertigungen. Währte das Einstudiren zu lange, so wurde er beim Heraustreten aus dem musikalischen Tempel mit einem Strom von Thränen, mit einem Platzregen von Klagen und Vorwürfen empfangen. Um diesen unangenehmen Auftritten auszuweichen, schlich er sich einmal mit der Altistin nach der Probe heimlich davon. Gegen den Heimkehrenden ging die Höllenmaschine der Eifersucht los. Einmal lauschte Luise an der Zimmerthüre. Als eben eine Arie geendigt war und eine verdächtige Stille eintrat, öffnete sie leise die Thür, und zwar — so wollte es der böse Zufall — gerade in dem Augenblick, als der Meister die schöne Hand der Sopranistin zweimal nach einander küßte. Luise schloß die Thür, doch so, daß die Überraschten sie noch erblicken konnten und sie sich nur aus Schonung znrückzuziehen schien. In der nächsten Stunde brach das Ungewitter über dem Haupte des Schuldigen mit verdoppelter Stärke los. Er,

der nicht zu Worte kam, glich einem verzweifelnden Stummen, sie, die zu reden nicht aufhörte, einer Furie. Tanzler stürmte wie ein Rasender aus dem Zimmer, und rief noch auf der Stiege: „Die verfluchte Eifersucht!" —

Die Nachhorchende hörte noch diese Worte, schlug vor Freude die Hände zusammen, und sagte mit triumphirendem Lächeln: „Sind wir endlich dahin gekommen? Auf dem Punkt wollte ich Dich haben!" —

Tanzler hoffte sich zu regressiren, er fand aber, leider! keine Gelegenheit dazu, denn die vier Virtuosen hatten in der Stadt so viele Bekanntschaften gemacht, daß sie das Haus des geplagten Herrn Tanzler und der schönen Luise darüber ganz vergaßen; Luise behauptete aber ihre Rolle und ihr System so beharrlich, daß der Gemahl immer schweigsamer und kleinmüthiger wurde.

Beide Parteien setzten ihre wechselseitigen Quälereien und Scharmützel, mit Beobachtung des Crescendo, bis zu dem Tage fort, an welchem die unglückselige Akademie endlich stattfand. Um Luisen einen vollständigen Sieg zu verschaffen, mußte sich bei der Produktion noch der fatale Umstand ereignen, daß Herr Tanzler, der so tüchtige, feste Musiker, im Accompagnement bei jeder Arie einmal fehlte. Die Ursache dieses Versehens lag zwar einzig und allein in der körperlichen Ermüdung und Gemüthsverstimmung; Luise aber wußte die Sache zu drehen; sie wälzte alle Schuld auf die Zerstreuung des von den Sängerinnen bezauberten Herrn Gemahls, der hierüber genug zu leiden hatte.

Die Virtuosen verließen am Tage nach der Akademie die Stadt, und fanden nicht einmal ein freies Stündchen zu einem Abschiedsbesuch bei Herrn Tanzler, dem sie nur einige Zeilen mit dem genügenden Honorar zusandten. Luise zeigte sich so heiter, daß dem Gemahl nicht die geringste Veranlassung zu einem Verdachte, noch weniger zu einem Vorwurfe, übrig blieb; sie aber setzte ihre systematische Feindseligkeit ohne Unterbrechung fort. Zeigte sich der Gemahl von den viertägigen Strapatzen ermüdet und über die häuslichen Leiden verstimmt und mißmuthig, so erklärte sie dies für Melancholie unerlaubter, schuldbewußter Liebe. Sich selbst stellte sie im Lichte siegreicher Unschuld dar, die nicht einmal fehlen konnte, da die vier musikalischen Genies über Berg und Thal waren, die beiden Zauberinnen aber, im Städtchen festsitzend, immerzu gefährlich blieben, die Versucherinnen reizend und der Versuchte schwach war.

Der weibliche Feldherr ließ nicht ab, den in Blokade-Zustand Erklärten in seinem Jammer festzuhalten, welchem nun, da er immer nur hören und nicht erwiedern konnte, eine trostlose Traurigkeit ergriff. Luise fing nun an, mit dem Gequälten ein inniges Mitleid zu fühlen, und als ihm nun einmal wieder die inhaltschweren Worte: „Verfluchte Eifersucht!" entschlüpften, bot sie alle Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit auf und sicherte ihm Verzeihung unter der Bedingung zu, daß er von nun an weder sie mit seiner grundlosen Eifersucht quälen, noch ihr gegründete Ursache zur Eifersucht geben wolle. Herr Tanzler bequemte sich,

Abbitte zu thun, Ehrenerklärung und feierliche Zusicherung zu geben.

Eine lebhafte Umarmung und drei feurige Küsse besiegelten das Bündniß des ewigen Friedens.

Nachdem die Vierfürsten im Reiche der Tonkunst Abschied genommen hatten, fingen die Bewohner des in chaotische Verwirrung gerathenen, ganz toll gewordenen Städtchens an, wieder zur Besinnung zu kommen und zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren; doch ließ sich immer noch ein Nachklang dessen, was da w a r, vernehmen. Die jungen Herren wollten durchgehends genial sein, Lions vorstellen und genannt werden. Die Genialsten und Kühnsten unter ihnen, sich einer ausgelassenen, wilden Melancholie hingebend, ließen sogar hier und da etwas von Weltschmerz und Zerrissenheit fallen, und Fragen aller Art wurden gestellt, Herzens-Schwefel-Fragen, Geist-Betäubungs-Opiat-Fragen, Geldglücks- und Geldmangels-Unglücks-Fragen u. s. w. Man hörte in allen Salons, in allen Vereinen tausend neue Fragen ohne e i n e vernünftige Antwort. Das Fragen war so in die Mode gekommen, daß Jeder, der nicht fragte, ein hinter dem Geiste der Zeit Zurückgebliebener war. Die Rathsherren waren von den Geistern der Töne so besessen, daß sie in seliger Wonnetrunkenheit ihre Vorträge zu singen anfingen. Die Frauen und Mädchen schwärmten im Mondschein wie im Sonnenschein, und seufzten den Virtuosen nach, deren Gestalten und Fan-

tasien ihnen in die Küche und in die Kirche folgten. Väter und Mütter befahlen ihren Söhnen und Töchtern, Virtuosen zu werden.

Der philosophisch-ästhetische Spiel-, Eß- und Trink-Verein, der während der kurzen Genie-Periode ganz in Vergessenheit gerathen war, zog seine verirrten Kinder mit liebenden Mutterarmen wieder an sich, und sämmtliche Mitglieder fanden sich, doch etwas genialer gestimmt, als ehmals, wieder ein. Auch unsere vier Eifersuchtshelden erschienen und setzten sich an den alten Tisch, wo Jeder seinen vorigen Platz einnahm.

Am ersten Abend drehte sich das allgemeine Gespräch einzig und allein um das Kunst- und Geniewesen. Man hörte von allen Seiten die Fragen: „Was ist Kunst? was ist Genie? Was ist die Aufgabe des Künstlers?" Der Wirth sagte mit seiner gewöhnlichen trockenen Manier: „Die den Künstlern und den Wirthen gemeinschaftlich eigene Aufgabe besteht — im Geldeinnehmen." Dieser kühne Mann, erboßt über die dunkeln Tage der leer gebliebenen Vereins-Lokalität, war der Einzige, der es wagte, eine der Fragen des vielfragenden Jahrhunderts zu beantworten. Die Gäste belachten den Einfall und blieben einander die übrigen Antworten schuldig.

Am zweiten Abend war das Kunst- und Geniewesen schon in den Strom der Vergessenheit gefallen. Die Gäste kamen wieder auf ihre alten Lieblingsgegenstände, ihre alten Leiden und Freuden. Die vier Eifersüchtigen klagten einander zuerst, daß man sich im Städtchen über sie lustig mache,

sogar lächerliche Geschichten von ihnen erzähle, ohne daß man eine Spur finde, wie denn solche eheliche Mysterien in den Mund der Profanen kommen können. Der sympathetische Schmerz öffnete die Herzen der Gekränkten und führte dahin, daß Jeder von ihnen den drei Übrigen seine häuslichen Leiden mittheilte. Jeder fand, daß er zwar Recht und die Frau Unrecht habe, daß aber die Eifersucht eine verwünschte Sache sei. Die Frauen seien, im Ganzen genommen, nicht so böse, als man glauben sollte; man müsse daher eine gewisse Schonung gegen sie beobachten, wie jeder Stärkere gegen den Schwächeren. Übrigens sei es auch gewiß, daß man in der Welt durch die Güte mehr ausrichte, als mit aller Strenge. Am besten thäten die Männer, ihre Frauen so zu behandeln, daß es diesen gar nicht einfallen könne, an eine Emanzipazion zu denken, sondern, daß sie unwillkürlich bei der heiligen Sitte der guten, alten Zeit bleiben müßten, wo es ohne Emanzipazion recht glückliche Ehen gab.

Nun nahm der Theaterdirektor das Wort, und erzählte die Geschichte seiner Leiden und der sonnenklar erprobten Unschuld seiner Frau, die ihm selbst endlich den besten Aufschluß über den Quell seiner thörichten Eifersucht gegeben habe, der kein anderer sei, als die zu geringe Meinung von sich selbst. Fest entschlossen, künftighin besser von seiner eigenen Person zu denken, werde er dann auch besser von seiner Frau denken, und sobald er sich ihrer Liebe werth achte, auch ihrer Liebe gewiß sein. Der Mann, der sich selbst geringschätzt, verliere dadurch die Achtung und gute

Meinung seiner Frau, und dieses niederdrückende Gefühl mache ihn verzagt und mißtrauisch. Er zittere dann vor dem Gespenste, das sein eigener Wahn erschuf. Wer sich selbst für nichts hält, der sinkt auch endlich zum Nichts herab. —

Doktor Kauz gestand offenherzig, daß er nun einsehe, er habe durch seine grundlose Eifersucht dem Engel von einer Frau ein himmelschreiendes Unrecht angethan. Diese unselige Leidenschaft könne den Himmel der Ehe in eine Hölle und die beste Frau in die böseste verwandeln. Überdies sei die Eifersucht auch das unnützeste Ding auf der Welt, indem sie, gegen die Schuldlose wüthend, ein sträflicher Frevel sei, die Schuldige aber hartnäckig und zur schlauen, heimlichen Sünderin mache.

Hauptmann Unstern klagte sich an, daß sein Hang zur Eifersucht einzig auf der schlechten Meinung beruhe, die er von dem weiblichen Geschlecht überhaupt hegte; nun sehe er aber ein, daß er, so wie manche Männer, zu dieser ungerechten Ansicht nur dadurch gekommen sei, weil er ehmals, eitel, veränderlich, eroberungssüchtig und selbst keiner wahren Liebe fähig, in dem schönen Geschlechte nur Gegenstände des Vergnügens suchte, die Schwachen bethörte, die Edleren und Festgesinnten mied, die Liebe nur zu einem Spiele und die Treue lächerlich machte, endlich an keine Tadellose mehr glaubte und in den Männern nur arge Schelme seines Gleichen erblickte. Sein Wahnsinn hätte beinahe das Leben seiner engelguten Frau untergraben. Nun eines Bessern überzeugt, sei sein Wahlspruch „Ehret die Frauen!“ Das

eheliche Glück könne durchaus nur als bedingte Wechselwirkung gedacht werden. —

Der Klaviermeister trat nun ebenfalls in der Rolle eines Anwalts und Vertheidigers seiner Ehehälfte auf, und bemerkte am Schlusse, man müsse sich um so mehr hüten, eine Schuldlose mit der Eifersucht zu quälen, weil dadurch ein leibhafter Engel ein wahrer Satan werden könne.

Die vier Männer gaben sich nun die Hände darauf, dem bösen Geiste der Eifersucht zu entsagen, und bestimmten, daß der Bund über das Rezidiv jedes Einzelnen als Vormund und Schiedsrichter zu wachen habe. Sie erhoben sich dann von den Sitzen und brachten ihren wackeren Frauen einen herzlichen Toast; zugleich wurde beschlossen, am nächsten Abend in einem eigenen Zimmer des Gasthofes mit ihren Frauen ein fröhliches Friedensfest des ungetrübten ehelichen Glückes zu begehen.

Friedensfest und Finale.

Am nächsten Abend saßen die vier Ehepaare am hell erleuchteten, mit Blumen geschmückten Tische, die Frauen zierlich gekleidet wie Bräute, hold und anmuthig, die Männer höchst fröhlich und zuvorkommend, alle zusammen wonnetrunken, zum Theile auch in glücklicher Unwissenheit, indem den Frauen die eigentliche Veranlassung des Festes, den Männern aber das Systemwesen und die Heilmethode der Frauen unbekannt war.

Als die Gespräche immer lebhafter, die Unterhaltung immer fröhlicher wurde, hielten die galanten Männer es für Pflicht, nicht nur Jeder seiner eigenen Lebensgefährtin, sondern auch den drei Übrigen zu huldigen, ihren Geist und ihre Schönheit preisend. Mit immer schmeichelhafteren Worten, mit immer freundlicheren Blicken, mit immer steigender Aufmerksamkeit, unterhielt der Theaterdirektor die Frau Klaviermeisterin, der Klaviermeister die Frau Hauptmännin, der Hauptmann die Frau Doktorin, der Doktor die Frau Theaterdirectrice. Plötzlich trat eine allgemeine Pause ein. Jeder Ehmann glaubte in dem Augenblicke in dem Andern einen unerwarteten Nebenbuhler zu entdecken. Der böse Dämon schien über ihren Häuptern hinzufliegen. Ein Verstörter fixirte den Andern mit argwöhnischen, finstern Blicken. Die Frauen erriethen mit dem ihnen angebornen Beobachtungsgeist, was in dem Innersten der Männer vorging, und brachen zugleich in lautes Gelächter aus. Die Männer erwachten darüber wie aus einem bösen Traume; der Theaterdirektor aber rief: „Einer auf den Andern eifersüchtig? Das hätte noch gefehlt!“ — Er hob sein Glas empor und rief: „Das erste Rezidiv, aber auch das Letzte! Danken wir dem Himmel dafür, indem wir dadurch die Eifersucht nun auch von der lächerlichen Seite zu sehen bekommen! Von nun an Vertrauen für Vertrauen und Liebe um Liebe! Es leben die Frauen!“ —

Die Gläser wurden geschwungen und dreimal erscholl der Ruf: „Es leben die Frauen!“ — Diesen Abend feierten

die Glücklichen noch durch manches Jahr, bis der Tod die Hälfte der Theilnehmer abgerufen hatte. —

Als Epilog erlaube ich mir nur noch beizufügen:

Käme etwa irgend eine schuldlos Gequälte einmal auf den Einfall, eine jener vier Heilmethoden zu versuchen, so prüfe sie vor der Wahl des Mittels nicht nur den Charakter des Ehegenossen, sondern auch ihren eigenen sehr genau, sonst würde sie das Übel nur noch ärger machen.

Fleiß und Faulheit.

Eine Geschichte nach Hogarth's Bildern.

[illegible] noch manchen Jahr; bis der Tod die [illegible] hatte. —

Ein Gutes erlaube ich mir nur noch beizufügen:

[illegible] irgend eine schuldlose Gequälte einmal auf den Einfall, eine jener vier Heilmethoden zu versuchen, so prüfe sie [illegible] der Wahl der Mittels nicht nur den Charakter des [illegible], sondern auch ihren eigenen sehr genau, sonst möchte sie das Übel nur noch ärger machen.

I.

Das Gewebe der Menschen und des Schicksals. Lebens-, Schlaf- und Todes-Gesichter.

Der Leser tritt in eine Stube, in welcher mehrere Weberstühle vor uns stehen. Natürlich erweckt dieser Anblick den Gedanken an die vielen und vielartigen Gewebe, die uns von der Wiege bis an's Grab umschlingen. Unsere Väter fielen in das Gewebe, welches das schöne Geschlecht dem starken flicht; dieses niedliche Gewebe von zarten Händen verdient aber Ruhm und Ehre, denn Schiller ruft uns zu:

»Ehret die Frauen!
Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.«

Nicht so lieblich sind die Netze, welche die Frauen den Frauen, die Männer den Männern weben; denn was dort das Werk der Liebe war, ist hier gewöhnlich das Werk des Hasses, der Falschheit, der Hinterlist oder irgend einer bösen Leidenschaft. Der Seidenwurm webt sich selbst das Todesgewebe, so wie der Tod uns Menschen das lebenzerstörende Gewebe über den Kopf wirft.

Der Dichter webt aber ein Gewebe, in welchem die lichten Fäden mit den dunkeln abwechseln, und er folgt hierin dem größten aller Webekünstler, — dem Schicksal, dessen bunte Lebensgewebe uns arme Eintagsfliegen bald mit Entzücken, bald mit Verzweiflung erfüllen.

Und so sind denn auch die Helden dieser Geschichte zwei Webergesellen, deren im höchsten Grade kontrastirende Lebensgewebe den Beweis liefern, daß das Schicksal zwar die Lebensgewebe macht, der Mensch aber selbst doch immer die Fäden dazu liefert.

In der Stube sitzen zwei Webergesellen; jeder vor seinem Webestuhle, doch mit dem Unterschiede, daß der Eine wacht und arbeitet, der Andere schläft, folglich nichts thut. Wir wollen zuerst den schläfrigen Faulhans betrachten.

Der Kopf des schnarchenden Schläfers liegt auf dem Bauche eines grünen Bierkruges. Der Inhalt des geleerten Kruges hat den Kopf betäubt. Die Hand des linken Armes, der sich auf den Ellbogen stützte, hält eine Tabackspfeife. Bier und Rauchtaback waren also die narkotischen Kräfte, durch welche Faulhans heute, wie gewöhnlich, den Übergang von der Arbeit zur Faulheit, und von dieser zu einem schweren dicken Schlafe bewirkt hatte. Ein Kätzchen, welches neben ihm mit einem auf der Erde liegenden, schon halb zerfetzten Wanderbüchlein sehr eifrig spielte, scheint auf die Trägheit des blöden Siebenschläfers eine bittere Satyre machen zu wollen.

Werfen wir einen Blick auf sein Gesicht hin, auf dessen festgeschlossene Augen, obschon es dem Fenster zugewendet

lag, die einfallenden Sonnenstrahlen nicht den geringsten störenden Eindruck machten, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß sein Geist — wenn man anders das Bischen Lebenssalz, welches den Körper eines solchen Menschen vor der Verwesung hütet, so nennen darf — eben so wenig empfänglich für das Licht war.

Sein Gesicht aber lieferte den Beweis, daß die Gesichter guter und edler Menschen durch den Schlaf und den Tod verschönert, jene der Nichtswürdigen aber, durch Beide, noch häßlicher werden.

Das Gesicht unsers Faulschläfers glich, wie die meisten Gesichter gedanken- und gefühlloser, bösartiger Taugenichtse, einem rohen Teige, der noch gar keine Form bekommen hat; es zeigt keine Spur von irgend einem Ausdrucke, und ist ein nichtssagender Klotz. Wenn aber der Eigenthümer eines solchen nicht An- sondern Ungesichtes schlafend auf dem Bett, oder todt im Sarge liegt, dann schielt erst das armselige innere Licht, wie die Sonne durch dichtes Gewölk seitwärts mühsam hervorschießt, auf den Gesichtsteig, und gibt ihm doch einigen Ausdruck, aber welchen? den Ausdruck von Verstocktheit, Starrsinn, Trotz und Bösartigkeit.

Wir wenden uns von der Schlaflarve des häßlichen Faulhans, und schauen lieber auf den wackern Rührig, der, emsig arbeitend, an einem andern Webestuhle sitzt.

Man sagt, das längere Hinblicken auf eine grüne Grasfläche stärke die Augen; verweilendes Anschauen eines guten lieben Menschen-Gesichtes, glaub' ich, wirkt auf unser Sehwerkzeug noch stärkender und noch wohlthuender. Rührig's

Gesicht war wirklich von der Art, daß man es jedem Menschenauge als ein probates Augenstärkungsmittel empfehlen konnte. Die Haut dieses Gesichtes war eben so rein, als das Herz, das aus jeder Miene hervorleuchtete. Es war keineswegs unter die eigentlich schönen Gesichter zu rechnen, aber es gewann die Zuneigung und das Vertrauen eines Jeden, der es anschaute auf den ersten Augenblick, indem man auf demselben mit deutlicher Schrift zu lesen glaubte: „Ich denke nur das, was mir die gesunde Vernunft eingibt; was in mir vorgeht, darf jeder Mensch wissen; betriegen will ich Keinen, aber lieben möcht' ich Alle. Ich arbeite gern, ich bete gern, und ich bin gern froh. Mein Schlaf ist ruhig. Traue mir!"

Die gesunde Farbe dieses Gesichts verkündigte die Gesundheit des Leibes, in dem eine eben so gesunde Seele wohnte.

Etwas, das mir an dem guten Jungen noch insbesondere gefällt, ist, daß er mit dem größten Eifer ein so ruhiges Wesen verbindet, und bei aller Anstrengung recht vergnügt aussieht. Der Segen der Arbeit liegt aber darin, daß man nicht blos arbeitet, sondern gerne arbeitet; für Viele aber ist das Arbeiten nur eine Art von Nothstall und Zwangsanstalt, welche sie, wo nicht laut, doch gewiß insgeheim verwünschen. Sie gleichen dem Mühlrade und dem Windmühlflügel, die sich nur dann bewegen, wenn sie vom Wasser, oder vom Winde getrieben werden.

Ein vermischtes Mißfallen und Wohlgefallen, welches dem meinigen und vielleicht auch dem des Lesers gleicht, empfand auch der Webermeister, der, auf der Thürschwelle ste-

hend, bald auf den schlafenden Faulhans, bald auf den arbeitenden Rührig hinblickte.

Er glich einem Schiffe, welches von zwei entgegengesetzten Winden in die Mitte genommen und bald auf die eine, bald auf die andere Seite hingeschleudert wird. So faßte den guten Mann jetzt der Westwind des Vergnügens über den braven Rührig, dann der Nordwind des Zornes über den Taugenichts Faulhans. Endlich wurde der Nordwind Sieger; der Meister that einen wahren Salto mortale in die Stube, und ergriff das borstig-röthliche Haupthaar des Siebenschläfers mit solcher Gewalt, daß die Spitzen elektrische Funken zu sprühen schienen, und der Gerüttelte auch mit einem solchen Geheule aufsprang, als ob ihm der Kopf brenne. In dieser wilden Feuersbrunst war der erboßte Bursche eben im Begriffe, am Meister das Wiedervergeltungsrecht auszuüben, als dieser glücklicher Weise einen ledernen Beutel aus einer Seitentasche der grünen Schürze hervorzog, das Entlassungsurtheil verkündigte, den Wochenlohn aufzählte, und den durch den Anblick des Geldes schnell besänftigten Delinquenten zur Thüre führte, dann plötzlich, in den vergnügtesten Mann verwandelt, mit freundlich leuchtenden Augen zurückkehrte, und, sich die Hände reibend, nichts sagte, als: „Gott sei Dank! Das Unkraut wäre ausgejätet!“ Hierauf nahm er Rührig's rechte Hand, schlug ein, und sprach: „Wenn's Gottes Wille ist, so trennt uns nur der Tod!“ —

II.

Harmonie der Stimmen und der Herzen.

Ein schöner Sonntagsmorgen stieg, mit seinem festlichen Purpurkleide geschmückt, am Himmel herauf. In dem reinlichen Städtchen herrschte eine feierliche Stille, welche nur hie und da durch wohlklingendes Geläute der drei Glocken im Thurm der Hauptkirche, oder durch die über das unebene Steinpflaster hinschallenden Schritte und Grüße der Wandelnden unterbrochen wurde.

Auf dem Platze vor dem Hause des Webermeisters West stand eine einspännige Kalesche, und vor der Kalesche der Webermeister selbst, dem man es ansah, daß ihm etwas am Herzen liege, indem er schon ein paar Mal in den Wagen einsteigen wollte, jedesmal aber wieder den gehobenen Fuß zurückzog. Endlich erblickte er in einiger Entfernung den guten Rührig, welcher in seinem besten Sonntagsstaat einherschritt. West, über diese Erscheinung in plötzliche Freude versetzt, winkte und rief ihn mit größter Lebhaftigkeit zu sich. Rührig eilte herbei und grüßte ehrerbiethig. West schüttelte ihm die Hand und sagte, den Jüngling mit innigem Vergnügen aufschauend:

„Ei, wie schön Du bist! Dabei fleißig und fromm! Aus Dir kann schon etwas werden. Du kommst mir aber wirklich recht erwünscht und wie gerufen. Ein dringendes Geschäft nöthigt mich zu einer Reise in die Umgegend; ich werde erst Abends zurückkommen. Mein Weib ist unwohl, kann nicht ausgehen. Meine Tochter, so ein sittsames,

solides Mädchen sie auch ist, lasse ich nicht gerne allein in die Kirche gehen; es ist nicht schicklich, könnte auch leicht mißdeutet oder bekrittelt werden; das weibliche Geschlecht kann es mit dem, was man anständig heißt, nie zu genau nehmen. Du, mein lieber Rührig, stehst bei Alt und Jung im besten Ruf; ich bitte Dich also, heute bei meiner Regina Vater- und Mutterstelle zu vertreten. Du sollst sie zur Kirche führen, während des Gottesdienstes bei ihr bleiben, sie dann wieder nach Hause geleiten und der Mutter übergeben. Verrichte Alles mit Deiner gewöhnlichen Genauigkeit und guten Art!" —

Mit diesen Worten stieg Herr West in die Kalesche, mit welcher der rennlustige Schimmel fortflog. Rührig stand einige Minuten mit hochrothem Gesichte vor der Hausthür, um sich in seiner freudigen Überraschung zu fassen; dann öffnete er sie leise, ging zur Mutter, die ein weißes Tuch um die Stirne, in einem wohl gepolsterten Lehnstuhle saß, und verkündigte ihr den vom Vater erhaltenen Auftrag. Die stattliche Frau bezeigte ihm darüber ihr Vergnügen, belobte ihn wegen seines guten Betragens überhaupt, und rief der im Nebenzimmer beschäftigten Regina zu: „Zieh das himmelblaue Kleid an, und mache Dich zum Kirchgange fertig!" —

Nach einer kleinen Viertelstunde, während welcher die unpäßliche Frau Webermeisterin dem aufmerksamen Rührig viel von ihrer vortrefflichen Hausapotheke und deren probaten, selbst zubereiteten Hausmitteln erzählt hatte, erschien endlich Regina. Das Rauschen des him-

melblauen Seidenkleides, der schlanke, edle Wuchs und der sittsam schwebende Gang der Jungfrau gaben der holden Erscheinung etwas Feierliches. Der Blumenstrauß am züchtig verhüllten Busen glich einem lächelnden Genius, der vor dem Eingange in einen Tempel steht. Die zarten Finger der rechten Hand hielten ein Gebetbuch mit schwarzem Sammteinbande. Aus dem ruhigen, klaren Auge sprach ein stilles Gemüth und ein reines Herz. So küßte Regina zuerst die Mutter, dann begrüßte sie den sich tief verbeugenden Rührig, dem es bei ihrem Anblicke vorkam, als ob jetzt das rosenfarbene Licht des Maimorgens in das Zimmer plötzlich hineinzuleuchten anfinge.

Die Mutter verkündigte der Erröthenden den Auftrag des Vaters, und Rührig setzte lächelnd hinzu: „Heute kann ich es fürwahr gegen alle Welt recht hoch geben, Jungfrau Regina, da mir die Ehre zu Theil wird, an Euch Vater- und Mutterstelle zu vertreten.“ —

Somit verließ das holde Paar die Stube und ging zur Kirche, wobei sich's Rührig nicht nehmen ließ, Reginens Gebetbuch zu tragen, obschon es in seiner Hand zu glühen schien.

In der Kirche angelangt, setzten sie sich in den, dem Webermeister und seiner Familie eigenen Betstuhl.

Wie nun das Kirchenlied begann, hielt Rührig das Gesangbuch zu beiderseitigem Gebrauche, jedoch immer sorgfältig bemüht, das Buch und seinen Kopf so zu halten, daß Regina die Zeilen im besten Lichte sehen und am bequemsten vom Blatte weg lesen konnte. Ihr frommes Herz war ganz

in die Andacht versunken; nur ein einziger, zwar weltlicher, aber doch sehr unschuldiger Gedanke flog ihr manchmal durch die Seele, wie ein weißer Schmetterling durch den blauen Luftraum, der Gedanke: „Rührig ist doch recht gut!"

Hörte man so die reinen, wohlklingenden Stimmen des Pärchens, die in den lieblichsten Einklang zusammenschmolzen, so mußte man aus dieser Harmonie der Stimmen beinahe auf eine Harmonie der Herzen schließen, woraus dann gar leicht die verwandte Idee folgte, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, und dies wohl auch gegenwärtig seine Anwendung finden dürfte, obschon weder Regina noch Rührig sich davon etwas träumen ließ.

Ich würde mich jetzt glücklich preisen, wenn ich ein Schriftsteller aus einem frühern Jahrhundert wäre, denn ich dürfte dann geradezu erzählen, daß zwischen diesen beiden engelreinen Wesen wirklich ein Engel stand, der mit einem von Wohlwollen und Entzücken verklärten Antlitz auf sie hinschaute, und welchen sie zwar nicht mit Augen sahen, aber dessen Gegenwart um so mehr in ihrem lichten Innern fühlten. Leider aber erscheinen die Engel in unserm Jahrhundert nicht, und ach! wir bedürften doch ihrer Erscheinung mehr als je. —

Indem die beiden jungen Leute jetzt mit freundlichem Ernste nach Hause gingen, konnte man sie wahrhaftig einen personifizirten, schönen Frühlings-Sonntagsmorgen nennen.

So ungerne ich sie verlasse, muß ich mich doch jetzt von ihnen trennen, da sie schon dem Hause des Webermeisters sich mit immer langsameren Schritten nähern, und muß den

Leser zwingen, mit mir ohne weiters nach der Pfarrkirche umzukehren, um das Gegenstück von jenen Beiden anzusehen, welches auf ihn, eben so wie auf mich selbst, einen unangenehmen Eindruck machen wird.

III.

Die unterbrochene Spielpartie auf dem Kirchhofe.

Der Schauplatz, auf welchen ich den Leser nun hinführen muß, ist die Ruhestätte der rings um die Kirche herum begrabenen ehmaligen Einwohner des Städtchens, die sich in diesem etwas dunkeln Casino zur stillsten Reunion versammelt haben, wobei keine andern Refrescaden zu haben sind, als Eiben- und Hollunderblätter, Graswurzeln, Thau- und Regentropfen in Blumenkelchen; die Sternen-Gasbeleuchtung und die argandische Mondlampe soll sich über den nächtlichen Gemächern besonders gut ausnehmen, wobei die versammelten Gäste, wie man sagt, um Mitternacht in langen Talaren von glänzend weißem Silberstoff zu erscheinen pflegen.

Dieses in Form eines länglichen Viereckes erbaute Casino hat auf jeder Seite einen Eingang. Jede der vier Pforten hat eine sehr einfache Überschrift, die erste heißt: „Kirchhof" — die zweite: „Friedhof" — die dritte: „Freihof" — die vierte: „Gottesacker." In dem Statutenbuche der stillen Reunion werden diese lakonischen Überschriften auf folgende Weise erklärt:

Kirchhof ist in der Bedeutung analog mit dem Worte Hof in verschiedenen andern Zusammensetzungen, z. B. Maierhof, weil in Beiden, ferne vom lauten Menschengetümmel, ein eigentliches Stillleben herrscht. Auch umgeben die Erdschichten der Begrabenen die Kirche, wie ein nächtliches Trauergewölk den Mond umzieht und einen sogenannten Hof um ihn bildet, daher es wohl einen Mondhof, aber keinen eigenen Hofmond (wie z. B. Hofjuweliere rc.) gibt, und ein solcher Mondhof über einem Kirchhofe die eigentliche Hoftrauer ist, welche der Mond für die Todten zu tragen scheint. Ein Kirchhof ist auch die schönste Vereinigung von Edelhof und Bauernhof, und erinnert dabei an den Hofdienst des Himmels nach dem Frohndienst der Erde. Vor Allem aber ist ein Kirchhof die eigentliche Hofhaltung des Todes, dessen Hofstaat, wenn nicht der glänzendste, doch gewiß der größte ist. Wer vermöchte es, alle die Hofdamen und Hofkavaliere dieses Gebieters von Ost, West, Süd und Nord zu zählen! Der Todtengräber ist sein Hof- und Feldmarschall, der Uhu sein Hofkapellmeister, der Wurm sein Hofkoch, die Erde seine Hofküche, und jeder Kammerherr hat seine eigene Kammer. Manche Hofchargen versieht dieser gewaltige Potentat aber gerne selbst; so z. B. ist er sein eigener Haushofmeister, sein eigener Hofdichter (besonders berühmt als Verfasser von Geisterromanen, Spuck- und Gespenstergeschichten, Visionen, Nachtgedanken u. s. w.) als sein eigener Oberhofpostmeister der eifrigste Beförderer der Eilposten in jene Welt, sein eigener und zwar ausge-

zeichneter Hofprediger der Vergänglichkeit alles Irdischen, sein eigener Hofrichter in Ehescheidungs- und andern Trennungs- und Auflösungsprozessen, sogar sein eigener Hof-Taschenspieler, als welcher er eine vorzügliche Fertigkeit im Escamotiren besitzt, und mit außerordentlicher Schnelligkeit Menschen unter die Erde versteckt oder Lebendige in Leichen, und Leichen in Geister verwandelt. Als Hofschauspieldirektor muß ihm das ganze Erdenpersonal gehorchen, und er ist dabei so launenhaft, daß er oft den besten Schauspielern am ersten den Abschied gibt, und die schlechtesten ihr Unwesen am längsten treiben läßt, bis er, der auch sein eigener, abscheulicher Hoftrompeter ist, vor dem Schall einer Himmelsposaune erschrickt, sein eigenes Reich im Stiche läßt, und der ganze auferweckte Hofstaat der Vielschläfer, neu verjüngt und wunderschön gekleidet, davon fliegt, um beim Himmelsfest der Ewigkeit zu erscheinen.

Das Wort Hof behauptet sich auch in den Doppelwörtern Friedhof und Freihof, die uns eine Befreiung von allen irdischen Leiden des Körpers und der Seele verkünden, und den Trost geben, daß so, wie man an diesem Orte der Asche in der Erde die Ruhe gönnt, welche dem armen hin- und hergestoßenen Menschen über der Erde versagt war, auch der von seinen Mängeln und Qualen befreite Geist in das Reich des ewigen Friedens eingegangen ist.

Die Benennung Gottesacker läßt sich zweifach deuten. Ein Feld, auf welchem der vom Tod ausgestreute Same zum ewigen Leben reift, eine Himmelsernte! Oder eine

Flur, auf welcher nur die heilsamsten Seelenpflanzen wachsen: erhabene Gedanken und fromme Empfindungen. Auch gedeiht hier so manche schöne Blume: das holde Vergißmeinnicht an unsere lieben Todten, die Passionsblume, die uns für irdische Leiden den Lohn jenseits verheißt, die Sonnenblume, die sich stets nach der ewigen Geistersonne wendet, die Maiglöckchen eines unvergänglichen Frühlings, die brennende Liebe zu Gott, die Butterblume der Vergänglichkeit, die ein Hauch zerstäubt, die Irisblume als Regenbogenbild des himmlischen Friedens, die weiße Lilie der Seelenreinheit, die Jerichorose des Wiederauflebens vom Tode, das Veilchen der christlichen Demuth, die Zeitlosen der Unendlichkeit, die Balsamine für wunde Herzen, die immerblühende Rose der ewigen Seligkeit u. s. w. Wohl dem, der sich gerne Kränze von solchen Kirchhofblumen windet! —

Wir wenden uns nun zu den Grabmälern, besonders zu den prächtigen und prunkenden, an welchen dieser Kirchhof so reich geschmückt ist, daß selbst der Tod, obschon er alles Irdische zerstört, sich dennoch den Flitterstaat der Eitelkeit gefallen lassen muß, was denn einen reichen Stoff zu einer Betrachtung über Gräberlügen und Lebenswahrheiten und nebenbei einen Beweis liefert, daß der Mensch selbst da noch prahlt und lügt, wo er eigentlich weder prahlen noch lügen kann, indem der Haupt-Satyriker Tod jede seiner Prahlereien und Lügen mit den bittersten

Sarkasmen züchtigt, oder jeder Lüge sogleich zuruft: „Das ist nicht wahr!" —

Die Inschriften der Leichensteine sprachen von Tugenden, welche manche der darunter Modernden kaum dem Namen nach gekannt hatten; sie sprachen von dem Schmerze der Hinterlassenen, die vor Freude jubelten, als der reiche Erblasser die Augen schloß; sie sprachen von den Thränen der Witwen, aber nicht davon, daß es Paradethränen waren, welche die Weinenden vergoßen, weil sie ihre schönen Augen den bewundernden Augen der Welt präsentiren wollten, und wußten, wie schön das Weinen einem schönen Gesichte steht. Der Lapidarstyl*) mancher Grabmäler paßte zu manchem steinharten Herzen, welches darunter gelegt wurde, vortrefflich. Der Stolz der Reichen und Vornehmeren wird hier einen Stoß erleiden, wenn er auf die beiden Beinhäuser hinschaut, wo hohläugige Schädel und Gebeine kreuzweise aufgeschichtet sind; aber auch hier zeigte sich dasjenige, was wir im Leben täglich sehen, nämlich, daß sich ein Kopf (mit oder ohne Augen und Haar) immer über den andern erhebt.

Auf einem Monumente erscheint der Knochenmann mit einer gewaltigen Sense, und auf der untern Marmorplatte zeigen sich die Worte: „Hier liegt." — Die übrigen Worte sind nicht zu lesen, denn auf ihnen liegt, im buchstäblichen Sinne, der — Faulhans mit drei andern

---

*) Den schönen Leserinnen, denen die lateinische Sprache fremd ist, flüstere ich in's Ohr, daß ein Stein lapis heißt, daher der Lapidarstyl kommt.

Spießgesellen, welche mit ihren Körpern die Schrift verdecken, indem sie, auf den Grabstein hingestreckt, Karten spielen, während in der Kirche der Gottesdienst gehalten wird.

Vor dem geselligen Kleeblatt zeichnet sich Faulhans auffallend aus; die Sense des Knochenmannes scheint ihn wie ein böses Vorzeichen, zu berühren.

Faulhans, von seinem Herrn aus dem Dienste weggejagt, war nun sein eigener Herr, und spielte diese Rolle so con amore, daß er sich seinem bösen Hange zum Spiele ganz überließ. Das Kartenspiel war auch der einzige Gegenstand, welcher den trägen Müßiggänger zur Thätigkeit aneiferte, daher er denn auch beschlossen hatte, keinen Dienst zu suchen, so lange er noch einen Häller in der Tasche habe.

Unter den Mitspielern behauptete Faulhans durch sein volles Gesicht, den wohlgemästeten Leib und die bessere Kleidung den Vorrang. Das Bewußtsein dieser Vorzüge flößte ihm auch einen gewissen brutalen Stolz ein, kraft dessen er sich anmaßte, im Spiel und über die Mitspieler den Dictator zu spielen.

Ärmlich und erbärmlich sahen die drei Kunstgenossen aus. Der Eine derselben ein Stiefelwichser, lag mit der Brust auf seinem Schmierkasten und auf einem Paar ungewichster Stiefel. Das grinsende Malefizgesicht wird noch mehr dadurch entstellt, daß es nur ein Auge hat, das zweite aber, dessen es vermuthlich bei einer Schlägerei beraubt wurde, mit einem schwarzen Pflaster bedeckt ist. Die zerlumpte Jacke, in deren Ärmel die neugierigen Ellbogen sich

Fenster gebohrt hatten, verkündigt den Lumpen; das farblose Beinkleid will nicht verheimlichen, daß es vom Schneidermeister ursprünglich für längere Füße geschaffen ward; das Halstuch fehlte, und der Hut war auf dem Schlachtfelde der Zeit vielfach durchlöchert worden. Eigene Stiefel schienen überflüssig, weil er im Nothfalle mit fremden disponiren konnte.

Der Dritte in diesem respectabeln Verein war ein Müllerjunge, dessen Kleidung vom Mehlstaube so schneeweiß leuchtete, daß man hätte sagen können, er sei in das Gewand der Unschuld gehüllt, wäre nicht auf dem Schelmengesichte das Gegentheil geschrieben gewesen. Der Vierte, ein Anstreichergeselle, hatte eigentlich mehr Farben als Kleider auf dem Leibe, denn die vielen Risse und Löcher, das Gesicht selbst nicht ausgenommen, waren, sei es zufällig oder vorsätzlich, mit bunten Pinselstrichen so übertüncht, daß er einer lebendigen Musterkarte oder einer practischen Farbenlehre, oder einer personifizirten Sammlung von Erzählungen aller Farben, oder einem ausgearteten weitläufigen Verwandten der Göttin Iris glich. Übrigens repräsentirte er an der table d'hôte des Todes hier die leibhafte gutmüthige Dummheit, die sich Alles gefallen läßt, und nicht einmal ahnt, wie übel man ihr mitspielt. Was ein Anderer beging oder fehlte, wurde ihm zur Last gelegt, und wenn er für das, was er weder gethan, noch gewollt, noch gedacht hatte, Scheltworte und Püffe bekam, so machte ihm dies so viel Spaß, daß er vor Lachen bersten wollte. Er gehörte übrigens zu jener glücklichen Menschenrace, auf welchen sich das

Sprichwort: „Hans kommt durch seine Dummheit fort“ — im vollsten Umfange anwenden läßt.

Eben erhebt der stolze Faulhans seinen massiven Arm, um dem personifizirten Regenbogen eine derbe Maulschelle zu versetzen, als in demselben Augenblicke auf den emporgehobenen Arm des Austheilers ein noch derberer Streich von einem emporgeschwungenen Stock herabfiel, wie der Blitzstrahl aus dem heitersten Himmel. Der Besitzer und Director dieses Stockes war aber kein Anderer als der Bettelvogt, der hier als die strafende Gerechtigkeit erschien, nachdem er dem Unfuge des Kartenspiels auf dem Grabstein schon längere Zeit mit zornfunkelnden Augen zugesehen hatte. Jetzt riß der dünne Faden seiner Geduld, er hob den rächenden Arm und das hölzerne Schwert der Gerechtigkeit fuhr nieder, traf zuerst den maulschellirenden Faulhans, hierauf den Stiefelwichser, der sich um den Kameraden annahm, dann den vor Schadenfreude laut auflachenden Müllerjungen, zuletzt den Anstreichergesellen, welcher, die Flucht ergreifend, nur einen Streifschuß erhielt. Wie eine Schar Raben mit wildem Krächzen auseinander fährt, wenn ein Steinwurf sie schreckt, oder eine Katzen-Serenade, wenn aus der Höhe ein Wolkenbruch aus einem Dachfenster herabstürzt, so zerstäubte jetzt auch die Spielgesellschaft, und verließ das mit Karten, Stiefeln, Farbentöpfen u. s. w. bedeckte Schlachtfeld.

Der Bettelvogt sammelte die corpora delicti und schritt damit, bepackt wie ein Lastthier, und stolz, wie ein römischer Triumphator, nach dem Polizeihause.

IV.

Eheliche Harmonie. — Rührig's Erhöhung. — Die Vesuv-Nase. — Hund- und Katzenmoral.

Indessen war Herr West am Abende desselben Tages zurückgekommen. Seine erste Frage an die über die Stiege herab und ihm entgegenspringende Regina war: „Wie geht's der Mutter?" Und auf die Antwort: „Sie steht in der Küche," eilte der Webermeister mit den Worten: „Gott sei Dank!" die Treppe hinan, küßte seine Ehehälfte und zog sie mit sich in das Zimmer. Die wackere Frau befand sich wieder recht wohl und also auch recht gesprächig. Sie erstattete ihrem Eheherrn, der in jener Zeit gewöhnlich auch der Liebste war, treuen Bericht über die Tagsbegebenheiten, und verweilte am längsten bei der Erzählung von Reginens Kirchengang mit dem guten Rührig, mit dessen Lobe sie gar nicht zu Ende kommen konnte. Herr West hörte der freundlichen Erzählerin mit solchem Vergnügen und mit solcher Theilname zu, daß er manchmal das Weinglas einige Minuten in der Hand hielt, ohne es an den Mund zu setzen.

Wer mit dem, den Weibern eigenen Späherblick auf ihn so Acht gehabt hätte, wie Frau Margaretha, dem könnte es nicht entgangen sein, daß jetzt in Herrn West's Seele manche schon früher gehegte Lieblingsgedanken zu einem hohen Grad von Reife kamen.

In Frau Margarethens Gesichtszügen war dabei eine gewisse stille Freude zu lesen, welche zu sagen schien:

„Ich habe den Samen meiner Rede auf kein unfruchtbares Erdreich ausgesäet!"

Frau Margaretha gehörte im besten Sinne zu den Stillen im Lande. Sie erlaubte sich's nie, ihrem Manne anmaßend vorzudeklamiren, was er in diesem oder jenem Falle zu thun oder zu lassen habe; sie gab nur ihre Gedanken, Ansichten und Meinungen auf eine bescheidene Weise zu erkennen, ohne sie dem Zuhörer aufdringen zu wollen. West räumte ihr dagegen im häuslichen Rathe gerne Sitz und Stimme ein, und wenn er die verständige, wohlmeinende Frau manchmal auch nicht mit Worten lobte, so zeigte er ihr doch immer, daß sie ihre Worte nicht in den Wind geredet habe. Eine solche wackere Frau wirkt im Stillen, sittsam, nachgiebig und voll Hochachtung gegen den Gatten, oft mehr und sicherer, als eine Zänkische, Auffahrende oder Rechthaberische jemals erreicht. Sie spielt meistens die schöne Rolle einer Vermittlerin zwischen dem Vater und den Kindern, zwischen dem Herrn und seinen Dienstleuten, zwischen dem Gatten und seinen oder ihren eigenen Verwandten. Sie bescheidet sich, nach ihm die Erste im Hause zu sein, und ist eben deshalb die Erste in seinem Herzen. Bei einem solchen weiblichen Accompagnement des Mannes erklingt die reinste Harmonie eines glücklichen Ehe-Duetts.

Die guten Folgen der gemüthlichen Unterredung zwischen Herrn West und Frau Margaretha blieben auch nicht aus. Er ließ Rührig am nächsten Morgen zu sich in die Schreibstube rufen.

Da standen nun zwei treffliche Wesen einander gegen-

über. Herr West, ein Mann, edel und würdig, Rühriq, ein unverdorbener guter Jüngling; die Seele des Letztern so rein, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers kam, die Seele des Erstern so rein, daß sie jeden Augenblick vor Gottes Thron erscheinen konnte. Beide zeigten auch an einander ein so unverkennbares Wohlgefallen, daß sie sich wechselseitig mit Freude in die Augen sahen und ihre Seelen auf den Lichtstrahlen ihrer Blicke in einander zu fließen schienen. Wäre Herr West ein Mann vom galanten Ton der modernen Welt gewesen, so hätte er den Liebling, nachdem er ihn lange mit innigem Vergnügen betrachtet hatte, mit einer plötzlichen Aufwallung von Entzücken umarmt und sogar geküßt; Herr West war aber kein Freund von jenen theatralischen Extasen, Liebkosungen und schönen Redensarten, mit welchen gemachte Weltleute so verschwenderisch gegen alle Welt zu sein pflegen; er begnügte sich, die rechte Hand des wackern Jungen mit der seinigen zu drücken, und legte seine Linke sanft auf Rührigs Schulter. Dann sagte er: „Du frommer und getreuer Junge! Du bist bei dem Wenigen getreu gewesen; ich will Dich nun über Vieles setzen. Du sollst von nun an wie der Sohn im Hause gelten. Du sollst in mir einen Vater haben; Frau Margaretha wird Deine Mutter sein, Regina Deine Schwester. Hier liegen meine Handelsbücher; Du wirst von heute an die Rechnungen führen über Einnahme und Ausgabe. Hier ist der Beutel, aus welchem Du die täglichen Bedürfnisse des Geschäftes, den Lohn der Arbeiter u. s. w. bestreiten wirst. Hier sind die Schlüssel zu den Magazinen,

um die Fabrikserzeugnisse aufzubewahren oder zu versenden. Bücher, Beutel und Schlüssel seien die Insignien der Ehre, mit welchen ich Dich vor Gottes Angesicht hiermit bekleide."

Mit diesen Worten gab er dem Gerührten, dessen Augen über den glühenden Wangen voll Thränen standen, während Zunge und Kehle keines Lautes mächtig waren, einen kräftigen Handschlag, und setzte hinzu: „Rede nichts! denn erstens vermagst Du jetzt nicht zu reden, und zweitens lese ich in Deinen Augen Alles, was Du sagen möchtest, so gut, als ob es mit Fraktur-Buchstaben geschrieben vor mir läge!"

In dem Augenblicke trat ein Träger in's Zimmer, dessen Rücken mit einigen Ballen von neu verfertigtem Zeuge belastet war, das Produkt eines, unserm Rührig gelungenen glücklichen Versuches. Der Träger bewegte sich aber mit der schweren Last sehr leicht, denn sie war seiner kolossalen Figur nur ein Spiel; auch gab seine glühendrothe Purpurnase deutlich zu erkennen, daß er sich durch geistige Getränke für seine Arbeit hinreichend zu stärken, und den etwa vergossenen Schweiß durch häufigen Genuß von Flüssigkeiten reichlich zu ersetzen pflege. Die Nase, welche beinahe in rothen Flammen zu brennen schien, glich dem Krater eines Vulkans, von dem jeden Augenblick ein feuerspeiender Ausbruch zu besorgen war. Auf jeden Fall könnte man eine solche Nase wenigstens den Leuchtthurm des Gesichtes nennen. Der Eigenthümer dieses Pharus pflegte im nüchternen Zustande sehr freundlich und demüthig zu sein, im begeisterten aber stumm und

feierlich; nur die verglasten Augen sprühten Flammen der Beredsamkeit.

Herr West sagte zu Rührig: „Du hast die Schlüssel zu den Magazinen; beginne denn Dein neues Amt!" — Rührig schickte sich auch sogleich an. Herr West lachte laut auf, und bat den deklarirten Sohn, noch ein Bischen zu verweilen, indem mit der Purpurnase des Lastträgers auch eine Hundsnase in's Zimmer gekommen war, gegen deren zudringliches Beschnüffeln die Hauskatze eben sehr ernstlich protestirte.

„Sieh nur!" (sagte West.) „Es ereignen sich tausend Dinge im alltäglichen Leben, die wir achtlos übersehen, obschon wir aus ihnen so Manches lernen könnten. Der Hund hier ist das Bild eines unbesonnenen Menschen, der sich überall die Nase anstößt. Er attakirt Andere, deren Eigenschaften er nicht kennt, will zur Unzeit scherzen, wo der Ernst waltet, oder traut sich Kräfte zu, die nicht hinreichen, und so muß er dann oft mit blutiger Nase abziehen. Die Katze ist dagegen das Sinnbild der Vorsicht und Aufmerksamkeit. Sie verachtet keinen Gegner, ist auch nie der angreifende Theil, beobachtet aber stets eine bewaffnete Neutralität. Besiegt sie ihren Feind nicht, so wird sie doch, weil sie stets auf ihrer Huth ist, nie unvermuthet überfallen, daher auch nie besiegt, indem sie, ohne die Niederlage abzuwarten, sich kämpfend zurückzieht, und sich dabei den Besitz des Terrains zu sichern weiß. Sieh nur! Unser Murner hat sogleich die Anhöhe des Koffers besetzt, und bildet sogar mit dem gekrümmten Rücken noch eine zweite Anhöhe, während er sich

mit bewaffneter Hand vertheidigt. Der Pudel lernt zu spät die Befestigungs- und Vertheidigungskunst seiner schönen Feindin kennen. Er schließt Frieden, und die Katze zeigt sich geneigt, den Traktat sogleich zu ratifiziren. Dieser kleine Streit kann sogar eine Anwendung auf die Begegnungsweise und Zwistigkeiten der beiden Hälften des Menschengeschlechtes finden."

Rührig ging lächelnd an sein neues Geschäft, ihm folgte der Lastträger, dem Lastträger der Pudel, auf dessen Nase die Katzenpfote wie ein Niespulver gewirkt hatte.

V.

Der Abreisende wider Willen.

Was ist ein Taugenichts? Ein Taugenichts ist eine Kreatur, welche zwar die menschliche Gestalt hat, ohne deshalb ein eigentlicher Mensch zu sein, eine Kreatur, welche auf der Gränzlinie zwischen Menschheit und Thierheit steht und keiner von Beiden angehört; eine Kreatur, die nicht weiß, worin das Glück des Lebens besteht, daher das Glück mit Füßen tritt, und ihr Leben geradezu dem Tode — oft sogar einem schmählichen Tode, in den Rachen wirft; eine Kreatur, welche sich selbst und Andern zur Last und zum Verderben existirt, eine Dissonanz, die erst durch ihre Auflösung zur Harmonie des Ganzen etwas beitragen kann.

Eine solche Kreatur ist unser Faulhans. Die Stockschläge, welche ihn auf dem Kirchhofe trafen, haben weder seine Trinksucht, noch seine Schlafsucht, noch seine Faulheit vermindert. Er blieb dem Bier, den Karten und Würfeln mit ganzer Seele (sofern er eine hatte) ergeben, und machte jeden Eck- und Leichenstein zu seinem Spieltisch, jeden Müßiggänger zu seinem Herzensfreund, so fern er ein Herz hatte und einen Freund haben konnte.

Ist indeß nur einmal ein Sumpf da, so finden die Kröten sich bald. Auf diese Art fehlte es dem wackern Faulhans nie — wenn auch an Freunden — doch nicht an guten Freunden, wo das arme Wörtchen gut, wie bei manchen andern Gelegenheiten, so viel als übel bedeutet. Bergaufgehen fordert Müh' und Kraft; langsam steigt man die Höhe hinan; bergab aber geht es leicht und schnell, oft so reißend schnell, daß Mancher, ehe er es vermuthet, in die Tiefe hinab läuft oder gar hinab stürzt. Gib dem Teufel ein Haar, und du bist sein mit Leib und Seele! Faulhans merkte bald, daß seine Tasche leer ward; diese Leere erzeugte in ihm eine Fülle von Gedanken voll Lug und Trug. Er spielte falsch, und die Finger, welche mit den Karten und Würfeln so gut zu manipuliren wußten, trieben ihre Kunst endlich so weit, daß sie fremdes Eigenthum in das Seinige verwandelten. Einige gesetzliche Verbesserungs-Versuche, wie z. B. Arrest, Prügel, Wasser und Brot, — brachten nicht die gewünschte Wirkung hervor, so daß die Ortsobrigkeit sich endlich genöthigt sah, den dienstlosen, fremden Schelm in seine Vaterstadt zurückzusenden.

Um dahin zu kommen, mußte sich Faulhans eine kleine Seereise gefallen lassen. Schmach und Elend standen ihm zwar jetzt in geringer Entfernung vor den Augen; er sah ihnen aber, wie muthige Soldaten der Gefahr, keck in's Gesicht. Ihn konnte nichts aus der Fassung bringen, wie es bei verstockten und petrifizirten Menschen häufig der Fall ist, bei denen ein gefühlloses Phlegma die Stelle der praktischen Philosophie vertritt, und eine unerschütterliche Gemüthsruhe erzeugt.

Schon stand das Schiff bereit, welches unsern Faulhans nebst einigen andern Geistesverwandten durch das Bad salzigen Meerwassers einer bessern Wiedergeburt zuzuführen bestimmt war. Diese sympathetische Gesellschaft schien aus den Repräsentanten der gemeinsten Verworfenheit zu bestehen; jedes Gesicht war eine Landkarte der häßlichsten Leidenschaften; wogegen auf dem Faulhansischen Antlitz, wie auf einem leeren Blatte, das einzige Wort nichts (vermuthlich hier gleichbedeutend mit nichtswürdig) zu lesen war.

Einen auffallenden Kontrast gegen das rastlose Muskelspiel jener, von innerm Sturm und Drang wildbewegten Gesichter bildete das Antlitz eines alten Mannes, der unter den übrigen Bootsleuten am Ruder saß, durch dessen Lenkung das Schiff die Seereise mit seiner Menagerie von Thiermenschen machen sollte. Seine ernste Physiognomie war ein Spiegel der Seelenruhe. Keine Miene wechselte, kein Muskel regte sich, selbst der Augapfel blieb in fast unveränderter Lage. Die braune Farbe des von der Sonnenhitze verbrannten Mumiengesichtes zeigte die vielen Kämpfe, welche der

Mann mit Fluten und Stürmen bestanden, und wie vielen Menschen- und Elementar-Feindseligkeiten er in seinem langen Leben getrotzt hatte. Seine reichen Erfahrungen hatten die Folge, daß ihm in seinem Wirkungskreise nichts Neues mehr vorkam, und er sich über alle menschlichen Angelegenheiten erhaben dünkte. Diese Seemanns-Philosophie hatte auch die Wirkung, daß die Fratzengesichter der zu deportirenden Spitzbuben und ihre teuflischen Äußerungen nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten und er sie in den Schiffsraum so gleichgiltig aufnahm, als wären es Warenballen. Und dennoch ereignete sich nach wenigen Minuten ein Fall, der selbst das Gleichgewicht der Seelenruhe eines solchen Mannes stören konnte.

Eben wollte Faulhans mit seinem gewöhnlichen Stumpfsinn in das Schiff steigen, welches er bisher gedankenlos angeschaut hatte, als eine abgehärmte, weinende Frau herbeieilte, — die unglückliche Mutter der moralischen Mißgeburt. Sie war in einem, einige Meilen entfernten Städtchen mit einem Töpfer verheirathet, und Faulhans war die einzige bittere Frucht dieser Ehe, die ohne ihn eine glückliche gewesen wäre. Ihr Mann starb vor wenigen Tagen an einer schweren Verletzung nach einer Feuersbrunst, die sein Häuschen und all seine Habe verzehrt hatte, in Noth und Elend. Die arme Witwe konnte nach dem Verlust der Stütze ihres Lebens in dieser Welt auf nichts mehr rechnen, als auf ihren einzigen Sohn. Zu ihm flüchtete sie nun, machte den Weg zu Fuße, und kam in dem Städtchen an, von Ermüdung und Hunger erschöpft, dennoch wohlgemuth,

weil sie in dem Sohne eine neue Stütze zu finden hoffte, in dem Sohne, der ihr mütterliches Herz nicht nur nicht trösten, sondern — brechen sollte. Nur zu schnell erfuhr die Unglückliche das Schicksal des Ungerathenen. Sie konnte sich zwar kaum mehr schleppen, aber der Schmerz der Verzweiflung gab ihr noch die Kräfte, das Schiff zu erreichen. Hier sah sie den Sohn und vermochte ihn kaum zu erkennen, ihn, der sie sogleich erkannte, doch nicht erkennen wollte.

Da schien das Gift, das von ihm aushauchte, ihr in das Herz zu dringen, und sie überhäufte ihn mit den bittersten, aber gerechtesten Vorwürfen, zwischen denen jedoch die zärtlichsten Ausbrüche der Mutterliebe hervordrangen. Der verstockte Sünder hörte aber nur die harten Vorwürfe, nicht die weichen Klagen, und sagte mit gefühllosem Stumpfsinn: „Ihr seid meine Mutter? und wessen Sohn bin ich?" — Darauf erhob er seine linke Hand über den Kopf, und machte gegen sie mit den ausgespreiteten Fingern das gehörnte Zeichen der Hahnreischaft. Vom Schmerz überwältigt, sank die trostlose Mutter lautlos zu Boden, um nicht sobald wieder aufzustehen. Jetzt verließ den abgehärteten Steuermann die Geduld, die er seit Jahren nicht verloren hatte; er sprang aus dem Schiffe, faßte mit der linken Hand ein Ohr des Bösewichts, drehte ihm den Kopf seitwärts nach einer wenig entfernten Stelle der Umgegend, in welcher ein Galgenbaum mit noch daran hängender Lasterfrucht stand, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten darauf hin, und rief mit gewaltiger Baßstimme: „Sieh dorthin, Schurke!

da steht das Bild Deiner Zukunft!" — Dann stieß er den Buben in das Schiff und ließ abfahren.

VI.

Der Handlungs-Compagnon. Hochzeits-Vorabend. Nachtmusiken.

Wir lassen den Taugenichts auf dem Wasser, obschon er im Wasser besser aufgehoben wäre, und eilen an das Festland, welches nun in doppelter Hinsicht so heißen kann, nämlich, nicht nur, weil es fest ist, sondern auch, weil wir auf demselben, und zwar in dem bekannten Städtchen, einem Feste, und zwar einem Hochzeitsfeste, entgegen gehen, welches gewiß um einige Wochen früher gefeiert worden wäre, wenn der wackere Rühfrig und die schöne Regina hätten reden können. Sie konnten aber vor Empfindungen gar nicht zu Worten kommen. Dies war aber nicht ihr eigener Fehler, sondern vielmehr ein Fehler ihrer Zeit, welcher Fehler darin bestand, daß die Verliebten damals kaum das ausdrückten, was sie wirklich fühlten, und nicht selten mit wenigen Worten oder gar ohne Worte viel sagten, wogegen unsere geistreiche Zeit die Kunst besitzt, Empfindungen auszudrücken, welche sie nicht fühlt, und mit einem Schwalle von Worten nichts zu sagen.

Rühfrig und Regina sprachen zwar viel, aber immer nur mit den Augen, und waren dabei so seelenvergnügt,

daß es schien, als bedürfe die Liebe gar keiner Zunge. Jedes Wort war ein Lichtstrahl, der aus dem Herzen durch die Augen hervortrat. Da aber diese stumme Sprache gewöhnlich den Nachtheil hat, daß die Verliebten später an's Ziel kommen, so sah Herr West, der kein Freund von langen Vorgängen und von langen Prozessen war, sich genöthigt, die Sache, zum Wohle der Liebenden, etwas abzukürzen. Es scheint aber, daß Frau West, welcher das Töchterlein wahrscheinlich ein offeneres Geständniß abgelegt hatte, als dem Stillgeliebten, zu jener Abkürzung ihr Schärflein beigetragen hatte. Dem zufolge erklärte Herr West dem guten Rührig, der vor Erstaunen beinahe zu Stein wurde, daß er gesonnen sei, ihn zum Handels-Kompagnon zu nehmen.

Herr und Frau West, Regina und Rührig, saßen an dem kleinen, runden Tisch beim Mittagsmahl, als ein Diener mit einem neuen, großen Hausschilde eintrat, auf welchem unter einem mit zwei Füllhörnern begabten Löwen die goldenen Worte standen: „Weberwaren-Fabrik von Thomas West und Franz Rührig." Das Sinnbild schien nichts anders sagen zu wollen, als tüchtige Kraftanstrengung zwingt das Glück, sein Füllhorn über den Menschen auszuleeren.

Herr Thomas West deutete dem Franz Rührig mit dem Finger auf die Worte: „Franz Rührig," und über diese Deutung stürzten dem guten Franz Rührig die Thränen aus den Augen, wie mancher Mensch im Traume über ein unerwartetes Glück weint, welches, so wie er

die Augen öffnet, auch schon verschwunden ist. Rührig's Glückserscheinung war aber eine bleibende. Er öffnete zwar die Augen weit, konnte aber doch durch den Freuden-Thränenschleier kaum sehen, und schaute nur, so gut er's vermochte, bald auf den Herrn Thomas West, dessen Augen glänzten, bald auf Reginen und die Mutter, aus deren vier Augen der Himmelsthau der Liebe herabfloß. Da stand Rührig vom Stuhle auf, kniete vor dem elterlichen Ehepaar nieder, wollte sehr viel sagen, und brachte kein Wort heraus. Ein zu volles Herz drückt ja die Zunge so gewaltig, daß sie kein Wort zu sprechen vermag, obschon sie tausende auf einmal sagen möchte. Da sah Frau West dem Herrn West in's Auge, so wie sie es vor vierzig Jahren als Braut mochte gethan haben, und Herr West verstand den Blick so, wie er ihn vor vierzig Jahren verstanden hatte, und er riß den knienden Rührig in die Höhe, und drückte ihn an die Brust, küßte ihn, und sagte: „Will mein Compagnon auch mein Schwiegersohn werden?" —

Ohne auf die Antwort zu warten, die er sich ohnedies schon denken konnte, griff er nach Reginens Arm, legte ihre Hand in Rührig's Hand, und Rührig umarmte die zitternde Braut, und Frau West umarmte die zitternden Brautleute, und Herr West hob eiligst sein Glas zum Himmel und rief: „Gott gebe euch seinen Segen, wie ich euch den meinigen gebe! Glückliche Ehen werden ja im Himmel geschlossen, damit sie den Himmel bringen auf Erden!" —

Fama, die von den ältesten Zeiten her der Telegraph der Liebe und der Hochzeiten war, erfuhr die jetzt erzählte Be-

gebenheit, obschon sie nur unter sechs Augen vorgefallen war, alsogleich, kraft ihrer tausend Ohren, und machte sie mit tausend Trompeten, folglich mit solcher Schnelligkeit bekannt, daß am nächsten Morgen das ganze Städtchen die ganze Geschichte wußte. Am Abend vor der Hochzeit versammelte sich das halbe Städtchen vor dem Hause des Herrn West, während dieser sammt seiner Frau und dem Brautpaare zu Tische saß.

Plötzlich scholl ein mehrstimmiges Hochzeitlied zu den Fenstern hinauf; es ging lärmend im lustigen Ton, und enthielt mitunter auch ziemlich derben Witz. Herr West lachte herzlich, Rührig lächelte verstohlen, Frau West wäre gerne böse geworden, wenn sie es vermocht hätte, und Regina saß da wie versteinert, den vor ihr stehenden Teller mit den Augen durchbohrend, indem sie aus Neugierde horchte und aus Verlegenheit nicht hörte. Diese Verlegenheit erreichte aber den höchsten Grad der Verwirrung, als mehrere Stimmen von unten herauf verlangten, daß sich das Brautpaar den versammelten Sängern und Glückwünschenden persönlich zeige. Das Verlangen wurde mit jedem Augenblick ungestümer; der geängstigten Regina blieb endlich nichts übrig, als der lärmenden Simmenmehrheit nachzugeben. Zwischen dem Vater und dem Bräutigam erschien die holde Jungfrau, deren Purpurglut auf den Wangen sich jetzt in Todesbläße verwandelte, nach vielen Zureden endlich am geöffneten Fenster. Herr West steckt hier einen Becher in die rechte Hand, um ihn dankend auf das Wohl der versammelten Menge — wenn auch nicht trinkend — wenig-

stens nippend, an die Lippen zu halten. Regina folgte dem Geheiß. Der Wille war gut, die Hand aber so schwach und zitternd, daß ihr der Becher entfiel, und die Glasscherben auf dem Boden klirrten. Die Hochzeitgäste auf der Straße hielten dieses Geklirre für den Klang angestoßener Gläser, und brachen, darüber hoch erfreut, in ein verdoppeltes Jubelgeschrei aus.

Der Jubel verstummte aber plötzlich, und die arme Regina, die eben in eine Ohnmacht sinken wollte, wurde davon abgehalten, indem eine Instrumental-Musik losbrach, die so gewaltig rauschte und sauste und donnerte, daß sie die Todten hätte erwecken können. Die Virtuosen, welche dieses harmonische Gewitter hervorbrachten, waren einige als Bergknappen verkleidete Handwerksleute des Städtchens, welche für den Herrn West seit Jahren zu arbeiten hatten und jedesmal gut und prompt bezahlt wurden. Die Zwillingssöhne des Rauchfangkehrermeisters kratzten auf zwei Geigen, der Friseur fingerte auf einer abscheulich quickenden Querflöte, der Schuhmacher grollte mit einem brüllenden Fagot, der Schmid tobte, gräßlich auf und nieder fahrend, auf einer ungeheuern brummenden Baßgeige, und der Tischler schlug wie ein Rasender auf eine vor ihm stehende Hackmesser-Harmonika.

Schon vergingen den Zuhörern die Sinne, und die sämmtlichen Hunde der Nachbarschaft erhoben ein entsetzliches Geheul, als die musikalischen Dilettanten glücklicher Weise ihre Instrumente zusammenpackten und unter allgemeinem Beifallsklatschen abzogen. Herr West dankte dem

Himmel, und die betäubte Braut fing an, sich etwas zu erholen.

Die Feierlichkeit war aber noch nicht zu Ende. Das Beste sollte erst nachkommen, eine neue Kunstleistung, doch eine von zarterer Art. Der Künstler selbst war der Schneidermeister Bibi, ein schmächtiges, winziges Männchen von so zarter Leibesbeschaffenheit, daß jedes Lüftchen ihn zu seinem Spielball machen, eine anprallende Bremse ihn niederstoßen, eine fallende Schneeflocke ihn aus dem Gleichgewichte bringen konnte.

Dieses Männlein war aber nicht nur der größte Kleiderkünstler des Städtchens, sondern zugleich ein berühmter Deklamator, erster Liebhaber auf mehreren Privat-Theatern, und Virtuos auf der Trommel in dem Grade, daß er mit dem glücklichsten Verein von Genialität und mechanischer Fertigkeit ganze Schlachtgemälde vortragen konnte, und zwar nicht nur kriegerische, sondern sogar häusliche, bei welchen letztern er einen ungeheuern Humor entwickelte.

Die Trommel wurde, weil sie für Bibi's Persönchen zu viel Schwerkraft hatte, auf einen Stuhl gestellt. Er spielte zuerst eine Schlachtphantasie, welche die ganze Stadtmiliz, sechs Mann hoch, zum Heldenmuth entflammte, die friedlichen Bürgerfamilien aber mit Schrecken erfüllte. Dieser genialen Trommeldichtung folgte eine Hochzeitrede, deren Vortrag von einem fortwährenden Wirbel pianissime begleitet wurde. Am Schluße der Rede, als der Beifallssturm losbrach, riß Bibi im Übermaß des Entzückens den Hut vom Kopfe, und drehte und verneigte sich nach allen Seiten.

Leider aber verstieg er sich in die Stuhlfüße, stolperte, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. In diesem Augenblick vergaß das undankbare Publikum die ganze Virtuosität des Künstlers, und der lärmende Applaus verwandelte sich blitzschnell in das schallendste Spottgelächter. Armer Bibi! Wegen des verlornen Gleichgewichtes wirst Du nun so schmählich behandelt, und es ist doch so etwas Gewöhnliches, daß Menschen aller Stände und in allen Verhältnissen das Gleichgewicht verlieren, der Betrunkene wie der Nüchterne, der Kleine und der Große, und zwar nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Haben doch schon ganze Völker und Reiche das Gleichgewicht verloren!

Die kleine Zahl von Bibi's eifrigsten Verehrern zog den unglücklichen Virtuosen hinter der Trommel hervor, legte ihn, als eine leichte Ware, auf die Trommel und trug ihn, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, wie im Triumph nach Hause.

Am nächsten Morgen fühlte sich der arme Bibi ganz lendenlahm, und ohnmächtige Wuth kochte in seinem Innern. Da ich für ihn die zärtlichste Theilnahme empfinde, so wünsche ich nichts sehnlicher, als daß das gute Männlein ein Chinese gewesen wäre, um sich Genugthuung für die erlittene Beleidigung zu verschaffen, und zwar durch die in Peking befindliche Trommel des Rechts, in chinesischer Sprache Tschoua-Kou-Ting genannt.

Diese Trommel stand ehemals auf dem Gipfel eines hohen Gebäudes. Widerfuhr einem Chinesen ein Unrecht oder eine Beleidigung, so eilte er, wenn er sich nicht anders

zu helfen wußte, in dieses Gebäude, erstieg den Gipfel, und schlug aus Leibeskräften die Trommel. Sobald dieser moralische Trommelsturm sich hören ließ, verfügten sich einige Mandarinen sogleich nach dem Hause, vernahmen den unglücklichen Trommelschläger, und verschafften ihm Recht oder Genugthuung.

Wer könnte nun auf diese Trommel-Justiz mehr Anspruch machen, als unser Kleider- und Trommel-Virtuose Bibi?

Ich muß aber die Leser aus China wieder in das Städtchen zurückführen, wo sie hören werden, daß die Hochzeit-Nachtmusiken vor West's Hause gar kein Ende nehmen wollten.

Bibi war kaum auf dem Trommel-Triumphbette vom Platze weggetragen, als eine neue Bande von Virtuosen ein Konzert von seltsamer Art erschallen ließ. Vier junge Herren, jeder derselben gesund, kräftig und kolossal, wie ein Herkules, sämmtlich im schneeweißen Gewande der Unschuld — schlechtweg Fleischerknechte genannt — stellten sich in eine Reihe, und fingen eine Art von Musik an, welche nur diesem Gewerbe in einigen Orten bekannt und eigen ist. Jeder derselben hielt in der einen Hand ein Hackmesser von der Größe eines kleinen Hirschfängers, in der andern einen gewaltigen Ochsenknochen. Man könnte dieses Instrument etwa eine Ochsenknochen-Harmonika nennen, welche in ihrer Art nicht weniger Wirkung thut, als die Trinkgläser-Harmonika in einer Gesellschaft von lustigen Zechbrüdern.

Unglücklicher Weise ließ Herr West durch zwei seiner

Diener volle Weinbecher präsentiren. Die Fleischer=Harmonika=Virtuosen bemächtigten sich des edlen Rebensaftes vor allen Andern so, daß sie das Musiziren vergaßen, und, jemehr sie tranken, desto mehr Durst fühlten. Mehrere Zuhörer wünschten aber gleichfalls etwas von der köstlichen Bachusgabe zu genießen; sie bemächtigten sich daher einiger Becher, was die harmonischen Fleischer mit den dürstenden Zuhörern in eine solche Disharmonie versetzte, daß es endlich zu einer förmlichen Schlägerei kam.

Die Zuhörer mußten in kurzer Zeit das Schlachtfeld räumen. Die Schuldigen entflohen, und der Unschuldige mußte büßen. Und wer war dieser Unschuldige? Kein Anderer als der erbarmungswürdige **poëta loci**, der arme Gelegenheitsdichter Zwickel, ohne dessen goldene Leier keine Hochzeit, keine Kindstaufe, kein Leichenbegängniß, kein Genesungs=, Neujahrs=, Geburtstags= oder Namensfest seit Mannsgedenken im Städtchen gefeiert worden war.

Zwickel hatte sich hier eingefunden und alle vorhergegangenen Kunstleistungen in Demuth abgewartet, um zuletzt sein Hochzeits=Carmen rezitativartig vorzutragen, zu welchem Ende er, in Ermanglung einer goldenen Leier, eine elende Geige bei sich hatte. Während der Schlacht der Lapiten und Centauren suchte der geängstigte Poet vergebens zu entwischen; er wurde von den Kämpfern ohne ihren Willen zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, ohne daß Jemand davon etwas wußte, als er selbst. Wir sehen ihn hier auf der Erde liegen, neben ihm die zertrümmerte Geige. Vergebens hebt er noch in der einen Hand den Geigenbogen

empor, um mit dieser schwachen Waffe eine ohnmächtige Gegenwehr zu versuchen, während er in der andern wie ein zweiter Camoens das Hochzeitgedicht hält, welches so wie er selbst in der Gefahr ist, unbemerkt und schmählich zu Grunde zu gehen. Seine Armuth hatte ihn und seine Gedichte zum Lieblingsgegenstande des öffentlichen Mitleids gemacht; seine Gedanken und Empfindungen gefielen Jedem, weil Jeder eben so denken und emfinden konnte, wie er, und sein Witz wurde von Allen gut aufgenommen, weil Alle ihn gelegenheitlich selbst wieder als eigene Ware an Mann bringen konnten.

Der Kampf hörte auf, weil die Feinde die Flucht ergriffen; endlich zogen auch die Fleischer-Virtuosen mit der neutralen Menge ab; der arme Poet lag auf dem leeren Schlachtfelde, verlassen von Allen. Nur ein einziges Wesen blieb ihm zur Seite, sein treuer Hund, der mit seinem Herrn Hunger und Noth zu theilen pflegte, und wenn jener traurig dichtete, oft mit leisem Winseln accompagnirte. Jetzt ächzte der Dichter laut, und der Hund heulte noch lauter neben seinem Brotherrn, dessen poetischer Broterwerb so kümmerlich war.

Herr West vernahm die zwei- und vierfüßigen Klagetöne, ließ die beiden Elegiensänger zu sich in's Haus bringen, und verpflegte Beide mit gewohnter Liberalität.

So endigten die Feste des Hochzeits-Vorabends.

VII.

Faulhans in der Heimat. — Die Prima Donna der Dorfkomödianten. — Faulhans als Carl Moor, dann als wirklicher Räuber.

Dem Hochzeitsfeste folgte wie gewöhnlich, wenn nichts Ungewöhnliches dazwischen kommt, die Trauung und die Hochzeit. Beide gingen glücklich und fröhlich vorüber. Wir lassen also die jungen Eheleute fröhlich und glücklich, wie sie sind, allein, und wenden uns von der Lichtseite des Lebens zu seiner Schattenseite, das heißt, zum Faulhans.

Einem menschlichen Menschen wäre der qualvollste Tod lieber als ein schändliches Leben; wer aber einmal in den Schlamm der Schändlichkeit versunken ist, der bleibt darin eben so gerne wie die Kröte im Sumpf.

Als Faulhans in seinen Geburtsort wider Willen zurückkam, erweckte sein Äußeres Mißtrauen und Scheu, sein Inneres aber nach einigen Tagen Abscheu und Haß; denn er verübte bald in boßhafter Nüchternheit, bald in unsittlicher Trunkenheit, so viele Schlechtigkeiten, daß kein Haus, kein Beutel, kein Mensch vor dem Gauner sicher war, der nun, um das Maaß seiner Verworfenheit voll zu machen, auf den Gedanken kam, er sei ein verkanntes Genie, und müsse sich deshalb an der Welt rächen, weil sie ihn verkenne.

Wer ihm Dienst oder Beschäftigung gab, mußte ihn am zweiten oder dritten Tage wegjagen, und wer ihn wegjagte, den beschloß er als Feind zu behandeln. So kam es

dahin, daß er weder Dach noch Fach hatte, und schon den Plan faßte, den undankbaren Geburtsort in Brand zu stecken und sich, wie ein zweiter Nero, an den auflodernden Flammen zu ergetzen.

Um dieses Verbrechen zu verhindern, traf glücklicher Weise spät am Abend, als er zur Ausführung schreiten wollte, eine wandernde Komödiantentruppe in dem Orte ein, die ihr Nachtquartier im Wirthshause nahm. Faulhans schlich sich um die Gesellschaft herum, wie der Marder um ein Hühnerhaus. Der Direktor benöthigte einen Trommler und Ausrufer. Faulhans erbot sich dazu, gegen tägliche Versorgung mit Trank und Speise, wofür er auch andere Dienste leisten wollte, zu denen sich kein Anderer herbeiließ, denn Hunger und Durst zwangen ihn, doch etwas zu thun, wenn er es gleich langsam, ungeschickt und unwillig that. So ließ er sich auch zum Tragen und Aufstellen der Coulissen und Dekorationen im Rathhauskeller verwenden, wobei er die Rolle eines Shakespear'schen Kaliban spielte.

Bei dieser Gelegenheit lernte Faulhans die erste Liebhaberin der Truppe kennen. Sie nannte sich Miranda, obwohl nichts an ihr zu bewundern war, als ihre Häßlichkeit, ihre Keckheit, und der Umstand, daß sie in ihrem fünfzigsten Lebensjahre noch die zärtliche Liebhaberin auf und außer dem Theater spielte. Alles dieses aber hinderte unsern Faulhans-Kaliban nicht, in ihr sein Ideal zu finden, und für sie in kalibanischer Glut zu entbrennen, welche denn auch, da die harmonischen Seelen sich bald fanden, mit entgegenlodernden Flammen erwiedert wurde.

Der bisherige erste Liebhaber der Truppe kündigte auf, und Miranda wußte den schwachen Director, der sich in der größten Verlegenheit befand, nach einigen Debatten und Drohungen dahin zu bringen, daß er den albernen Faulhans für ein Genie erkannte und ihm das Fach des primo Amoroso übertrug, obschon er weder reden noch gehen konnte. Die Liebe kann Alles. Schillers Räuber wurden in einer verstümmelten, ganz unkennbaren Gestalt aufgeführt. Miranda erschien als Amalie, Faulhans als Carl Moor. Die Liebe war seine Lehrerin, und zwar eine fünfzigjährige, die sich, obschon es ihr an vielfacher Erfahrung nicht mangelte, noch sehr jugendlich benahm. Miranda unterrichtete ihn in seiner Rolle, das heißt, sie prägte ihm einzelne Schlagwörter ein, die er auch wie Paukenschläge von sich gab, während er, wie der grimmige Tod, mit eisernen Fußtritten stampfte, wie ein Wolf heulte, und wie ein Orangutang grimassirte.

Den Bewohnern des Marktfleckens, so wenig sie auch von der dramatischen Kunst verstanden, konnte die Erbärmlichkeit dieses Anti-Garrik nicht entgehen; dennoch aber ergetzte sie die, bis an's Lächerliche grenzende Unnatur Kaliban's so sehr, daß der Tempel der Thalia im Rathskeller drei Abende nach einander überfüllt war, endlich aber nur von Mäusen und Ratten besucht wurde. Die Truppe ging auseinander. Nur die beiden Liebenden blieben beisammen, denn Miranda hatte noch einige Thaler Ersparniß aus früherer Zeit.

Sie erklärte nun dem Geliebten, es sei ihr fester Wille,

die Bühne zu verlassen, und auf ihren Lorbeern zu ruhen, wobei sie sich noch immer in dem Stande fühle, einen Mann glücklich zu machen, und ihn sogar zu großen Thaten zu begeistern. Sie wußte nun mit verschiedenen Wendungen ihrer beredten Zunge den albernen Faulhans glauben zu machen, er sei nicht nur ein Meister in den Räuberrollen, sondern sogar für's Räuberhandwerk geboren. Sie schilderte ihm dann diese Lebensweise so schön und so einträglich, daß er ihrer holden Suada nicht länger widerstehen konnte, und ihr feierlich erklärte, er wolle nun auch im wirklichen Leben als ein Carl Moor, Abälino oder Rinaldo-Rinaldini auftreten, wogegen die holde Miranda ihm ewige Liebe und Treue gelobte.

Das Pärchen verlebte noch einen Tag im Wirthshause, im Vollgenuße aller irdischen Freuden, entfernte sich, und bezog nach zweitägiger Wanderung eine verfallene Jägerhütte in einem Walde, an dessen Rand die Heerstraße lag. Hier bestand Faulhans-Abällino-Rinaldo-Rinaldini in einer bewölkten Mondnacht sein erstes Abenteuer.

Willst Du, lieber Leser, Deine blauen Wunder sehen, so sieh Dich nur ein Bischen in der elenden morschen Breterstube um! Und was siehst Du hier? Nichts als Dinge, die Niemand gerne sehen mag, nämlich: Ein erbärmliches Bett mit schadhaftem Gestelle und zerlumpten Zeuge; auf dem Boden ein Paar Pistolen, an einer derselben eine Maus, die gar keine Idee hat, daß so ein Ding losgehen könne, sondern in aller Unschuld das daran klebende Fett wohlbe-

haglich beleckt; eine durchlöcherte Branntwein-Bouteille nebst einem detto durchlöcherten Trinkglase, welche beide vermuthlich von dem Trunkenbolde nach so vielen geleisteten Diensten undankbar weggeschleudert wurden; eine zerbrochene Schüssel, einen Topf in gleich invalidem Zustande, und ein Messer, das vor langer Zeit einmal eine scharfe Schneide hatte, jetzt aber so viele Scharten hat, daß es einem Kinde gefahrlos als Säge dienen könnte.

So unangenehm der Anblick dieser leblosen Dinge dem Leser sein mag, so muß ihm doch die Erscheinung der zwei lebendigen Wesen noch widriger werden. Faulhans und Miranda sind ziemlich spät am Tage erwacht; er, weil er in der Nacht einen Reisenden beraubt hat, sie, weil sie den von seiner ersten Expedition zurückkehrenden Gatten mit schlafloser Neugier erwartete.

Als Faulhans erwachte, war er nüchtern; das Verbrechen der Nacht hatte er mit Beihilfe einer betäubenden Trunkenheit vollbracht; es war ja sein erstes, und in den sumpfigen Abgrund des Lasters versinkt der Mensch nur stufenweise. Hat er es in der Verruchtheit einmal zur Meisterschaft gebracht, dann vermag er es, Verbrechen, ohne Genuß von Reizmitteln, mit kaltem Blute zu begehen.

Faulhans erwachte; für einen Bösewicht ist das Erwachen stets eine gar üble Sache, besonders wenn das Gewissen zugleich erwacht, oder irgend ein Schrecken ihn plötzlich aufweckt, wie es jetzt der Fall war.

Faulhans simulirte hin und her, und konnte in einer Art von dumpfer Betäubung nicht recht herausbringen,

wer er sei, wo er sei und was er gethan habe. Er überzeugte sich sogar von dem Umstande, daß er eine Lebensgefährtin habe, erst dann, als er sie wirklich erblickte und ihr grinsendes Lächeln, so wie ihre Belobung für die nächtliche Heldenthat ihm zu Theil wurde. Sie vergaß aber den Geliebten bald, um ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Schätze hinzuwenden, welche er in der verflossenen Nacht erbeutet hatte.

Indem nun der stumpfsinnige Rinaldo-Rinaldini, in eine Art von thierischem Nachsinnen versunken, selbst nicht wußte, was er aus sich und seiner Lage machen, ob er klagen, oder sich freuen, hoffen oder fürchten sollte, — da erwählte das Schicksal eine Katze, um bei dem Kaliban die Rolle des Gewissens zu spielen.

Ein dichter Regen strömte vom Himmel; die Katze, welche, wie alle Katzen, nicht naß werden wollte, verfügte sich vom Dache in den Rauchfang, wollte durch den schlüpfrigen Raum sachte herabgleiten, glitschte aber, ungeachtet ihrer Bemühung, sich mit den eingesetzten Krallen festzuhalten, an der glatten Wand ab, und fiel, nebst einigen Schornstein-Bruchstücken in die Stube herab, und zwar mit einem so fürchterlichen Gepolter und Geschrei, daß Faulhans zusammenschrak, als hätte der Donnerkeil in die Hütte geschlagen. Die Katze erschien ihm wie die Schreckgestalt des Gewissens, oder wenigstens wie eine unheilbringende Hexe. Er stand starr, wie Loth's Salzsäule, keines Wortes mächtig. Hätte sich nicht der böse Feind in weiblicher Miranda-Gestalt ihm zugesellt, vielleicht hätte dieses zufällige, an sich

unbedeutende Ereigniß den Unglücklichen noch auf bessern Weg geführt.

Miranda war aber von einer viel festeren Leibes- und Gemüths-Beschaffenheit als Faulhans. Sie hatte die Augen kaum geöffnet, als sich ihre ganze Aufmerksamkeit auf die nächtliche Beute hinwendete. Vor allen andern Dingen versetzte, nachdem sie ein paar Taschenuhren wohlgefällig auf die Bettdecke hingelegt hatte, ein Ohrgehänge die Glückliche in Entzücken.

Dieses Entzücken stieg mit jedem Augenblicke und erreichte endlich einen solchen Grad, daß die Betrachtende, jetzt ganz Auge, das Gehör verlor, und das Getöse der aus dem Rauchfange herabfallenden Katze sammt den, ihr nachstürzenden Mauerstücken gar nicht vernahm, versunken in den bezaubernden Gedanken, wie schön dieses Ohrgehänge in ihren Ohren schimmern würde. Um sich den Vollgenuß des Entzückens zu verschaffen, beschloß sie, das Bruchstück eines Theaterspiegels aus einem Sacke hervorzusuchen, um das Ohrgehänge an den fünfzigjährigen Ohren zu beäugeln.

Auf den geschreckten Faulhans hatte aber die Gewissenskatze einen solchen Eindruck gemacht, daß er schon die Schergen in die Stube treten sah, um ihn in's Gefängniß zu führen. Seine erste Sorge ging daher instinktmäßig dahin, einige Bodendielen aufzubrechen, und dieselben als Verschanzung gegen die Thüre anzustemmen. Aber auch von diesem Getöse vernahm Miranda, blind und taub für alles Andere als ihr Ohrgehänge, nicht das Geringste.

VIII.

Das Gastmahl.

Wir verlassen dieses traurige Vorspiel des rächenden Gewissens und der Verstocktheit, um uns als Zuschauer eines fröhlichen Gastmahls bei einer glücklichen Begebenheit für das Unangenehme schadlos zu halten.

Derjenige, dem wir diese Erheiterung verdanken, ist der gute, brave Rührig, dem West bald nach der Tochter auch sein ganzes Geschäft übergeben hatte.

Rührig gehörte zu den Menschen, in denen moralische und geistige Schätze vergraben liegen. Bei Vielen, denen das Glück nicht günstig ist, gehen sie unentdeckt mit ihnen zu Grabe; bei den Wenigen aber, denen das Glück wenigstens wie eine gute Hebamme zu Hilfe kommt, entwickeln sich jene Schätze mit einer Schnelligkeit, welche Bewunderung erregt, indem der Geist, sobald er vom Unglück nicht niedergedrückt wird, hell aufleuchtet wie das freie Feuer, und das Herz, von Verkennung und Mißhandlung nicht erbittert, die Menschen mit der angebornen Menschenliebe umfaßt. Ein Glücklicher dieser Art, der sein Glück so verdient, wird dann, weit entfernt, beneidet zu sein, von Allen geachtet und geliebt, was ihn zu einer ganz eigenen Begeisterung in der Menschenliebe emporhebt; und so entsteht dann ein Wetteifer der Einen, die ihn heben, und des Gehobenen, der den Hebenden Wohlwollen erzeigt.

Dies war der Fall bei Rührig. Er handelte rechtlich,

er that Gutes. Dadurch wurde die allgemeine Meinung von ihm stets besser, so wie er selbst immer besser wurde durch die allgemeine gute Meinung. Der Bürgermeister des Städtchens starb, und das ganze Städtchen wählte unsern guten Rührig zum Bürgermeister. Im ganzen Städtchen war aber nur Einer, der den guten Rührig nicht für würdig hielt, Bürgermeister zu werden, und dieser Eine war kein Anderer als — Rührig selbst.

Er war aber nun erwählt, und sobald er erwählt war, fand er sich in das Bürgermeisteramt so gut hinein, als ob er von jeher Bürgermeister gewesen wäre; und nach acht Tagen dachte auch jeder Einwohner des Städtchens, Rührig sei von jeher Bürgermeister gewesen.

Dieser erfüllte nun nicht nur seine wesentlichen Pflichten mit Würde, sondern auch die unwesentlichen mit Glanz, insbesondere bei dem festlichen Mittagsschmaus.

Ein Gastmahl ist immer eine interessante Szene, weil das ganze Leben ein — bald köstliches, bald erbärmliches Gastmahl ist, von dem wir lustig oder mißvergnügt aufstehen, um zu einem andern Gastmahl, dem Gastmahl des Todes, zu kommen, bei welchem wir aber nicht essen, sondern gegessen werden, und statt mit Blumen bekränzt zu sein, aus unserm Staube Blumen für die Nachkommenschaft aufsprossen lassen.

Es gibt zwei Klassen von Menschen auf der Welt: die eine ißt, um zu leben, die andere lebt, um zu essen. Die Gesellschaft, welche wir bei dem gegenwärtigen Gastmahle an der Tafel sitzend erblicken, gehört ohne Zweifel

zu der zweiten Klasse, einen Einzigen ausgenommen, dessen hagere Schattengestalt eben so wenig Eßlust als Lebenslust zeigt, vielleicht deshalb, weil die Eßlust ehmals so groß war, daß sie auf die Lebenslust nothwendig sehr nachtheilig wirken mußte, ein neuer Beweis, daß bei weitem viel mehr Menschen durch Übersättigung als durch Hunger sterben. Ein großes Gastmahl gibt daher immer einen traurigen Anblick, weil man sich dabei die Krankheit und den Tod als mitsitzende Gäste denken muß, und auf jeden Fall ein unlieblicher Überreiz dabei eintritt, indem die Männer sich durch geistige Getränke, die Frauen durch gewürzten Speisengenuß wenigstens in einen Grad von Berauschung versetzen, wobei denn die Seele, eine wahre arme Seele, als eine Sklavin des tirannischen Leibes erscheint, der hinterdrein der mißhandelten Seele über ihre Schwäche die bittersten Vorwürfe macht, bis endlich zwischen Beiden, nach langen Zwistigkeiten, eine förmliche Ehescheidung — nämlich der Tod — erfolgt. Ein Volkssprichwort sagt zwar: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen;" die Erfahrung zeigt aber, leider! nur zu oft, daß Essen und Trinken Leib und Seele auch trennen kann.

Der Bestgeber dieses Festes hielt sich dabei so zurückgezogen, daß man ihn nur in dem kurzen Knalleffekt-Augenblicke bemerkte, da er für das ihm dargebrachte Lebehoch dankte. Die Hauptperson des Gastmahls war also nur der Hauptesser, der gleichsam im Namen der ganzen Bürgerschaft, folglich auch für die ganze Bürgerschaft des Städtchens aß, seine Pflicht aber auch mit solcher Auszeich-

nung erfüllte, daß er alle übrigen Esser verdunkelte. Dem Leser will ich es sub rosa vertrauen, daß dieser korpulente Mann der erste Stadtschreiber war, ein Virtuos im Essen, der es in seiner Kunst so weit gebracht hatte, daß er, während er eine vor sich liegende Kalbskeule verzehrte oder vielmehr verschlang, ungeachtet der eifrigsten Beschäftigung des Mundes zugleich eine gebratene Gans mit den Augen nicht nur fixiren konnte, sondern sie schon in Gedanken genoß, und die ausersehenen Lieblingsglieder derselben, eh' die Schüssel gehoben wurde, durch blitzschnelles Aufspießen mit der Gabel, allen Vormännern zum Trotz, sich zuzueignen wußte. Ihm zur rechten Seite saß sein Gegentheil in der Gestalt und in der Eßkunst, — der Herr Pastor, dessen Leib sich, immer mehr abmagernd, der Schattenwelt näherte, mit den Arzeneien sich durch täglichen Umgang stets mehr befreundete, den Speisen aber, besonders den soliden, immer fremder und abholder wurde. Man sah es deutlich, daß nicht der Magen, sondern der Ehrgeiz ihn antrieb, große Gastmahle zu besuchen, die ihm eigentlich ein Gegenstand des Abscheues waren. Er verlegte sich in diesem krankhaften Zustande darauf, bei solchen Festlichkeiten, statt zu essen, über die Essenden seine Bemerkungen zu machen, mitten unter den Schülern des Materialismus und Realismus dem Spiritualismus und Idealismus zu huldigen, und während alle Übrigen den Magen füllten, seinen Geist und sein Tagebuch zu füllen. Die Nothwendigkeit mit dem traurigsten aller Gesichter hatte ihn zum Schüler der Homöopathie gemacht, eh' Hahnemann sie in die Welt eingeführt hatte.

Ich glaube daher, daß die homöopathische Kurart, so wie das verstorbene Brownische System, schon vor vielen Jahrhunderten auf der Erde praktisch existirt haben, eh' die Theorie sich ihrer annahm. Selbst in der schönen Literatur spielt die Homöopathie unserer Zeit keine geringe Rolle; man nimmt einen Gedanken und läßt ihn als einen geistigen Tropfen in einer Maß Wasser auflösen, und Bilder, Empfindungen 2c., die ein Schüler des Apollo ehmals dutzendweise ausströmte, werden jetzt in unendlich kleiner Dosis gegeben — **quantum sufficit.**

Von den anwesenden Damen kann ich nichts als Gutes sagen; denn erstens waren ihrer nur wenige, und diese wenigen sprachen wenig, weil sie drittens mehr aßen als sprachen, und zwar viertens aus dem Grunde, weil sie von keiner Speise viel aßen, aber von jeder Speise etwas, nicht aus Eßbegierde, sondern aus Neugierde, daher auch, nachdem das Zünglein nicht mit Worten, sondern nur mit Speisen beschäftigt war, nur den Augen hie und da noch ein Spielraum zu einem feurigen, schmachtenden oder schalkhaft strafenden Blicke übrig blieb. Will Jemand etwas von ihrer Schönheit wissen, so kann ich ihm nur so viel sagen, daß sie Alle gleich schön oder nicht schön waren, welches Letztere doch auch seine gute Seite hat, da die schönsten Frauen manchmal mit der Zeit häßlich werden, die häßlichen aber sich manchmal verschönern oder durch Gewohnheit wenigstens angenehm werden, wenn sie die leiblichen Gebrechen durch vorzügliche Eigenschaften des Herzens ersetzen.

Unter den Personen, die nicht am Tische saßen, sondern

in der Nähe des Tisches standen, folglich nicht, wie Menschen, die Speisen, sondern gleich den Göttern, nur den Duft genoßen, zeichneten sich bei diesem feierlichen Gastmahle der Gerichtsdiener und ein Mohr aus. Dieser Letztere war einmal mit einem reisenden Engländer in das Städtchen gekommen. Der reiche Engländer erschoß sich in einem Anfalle von Spleen, der ihn lebenssatt machte; der Afrikaner war im Gegentheil sehr lebenslustig, aber auch sehr arm. Zu seinem Glücke traf sich's, daß die Einwohner des Städtchens seit vielen Jahren keinen Mohren gesehen hatten; die schwarze Nachtgestalt machte daher auf Jung und Alt einen fürchterlichen Eindruck. Der weise Magistrat des Städtchens benützte die Gelegenheit und machte den Schwarzen zum Vice-Gerichtsdiener, welcher dann allerseits einen so heilsamen Schrecken einflößte, daß manche Weiße nichts Böses thaten, um nicht in die Hände des Schwarzen zu kommen, den sie für den Bösen hielten. Es wäre vielleicht nicht übel, zu Bütteln, Schergen, Scharfrichtern u. s. w. nur Mohren aufzunehmen.

Dem Schwarzen gefiel die Furcht der Weißen so außerordentlich, daß er in seiner neuen Würde, obschon er herzlich gut war, Alles aufbot, sich gefürchtet zu machen. Dabei war er mit seinem geringen Einkommen im höchsten Grade zufrieden, weil er sehr mäßig lebte. Einen Beweis dieser Mäßigung erblicken wir mit unsern eigenen Augen, indem wir ihn voll Verwunderung über die Gefräßigkeit der Gäste da stehen sehen. Seine schwarze Bescheidenheit kontrastirt aber sehr gegen die Weißheit des wirklichen

Gerichtsdieners, der in seiner glänzenden Amtskleidung und mit allen Insignien seiner Würde, Stock, Tressenhut rc. versehen, im Gefühl seiner Wichtigkeit hochmüthig einherstolzirt, als hänge das Wohl eines Welttheiles von ihm ab. Er kann zwar weder lesen noch schreiben, um so besser aber schreien und drein schlagen. An ihn pflegten sich gewöhnlich viele hungrige Bittsteller zu adressiren, theils um Prügel von sich abzuwenden, theils um Almosen zu erhalten. Unglücklich Darbende benutzten auch dieses Gastmahl, weil sie die Glücklichen mit den vollen Mägen in einer menschenfreundlichen Stimmung für die leeren Mägen zu finden hofften; der gewichtige Herr Gerichtsdiener gab ihnen aber statt des Trostes nur Worte und Stöße, woraus sie deutlich erkannten, daß sie am besten thun würden, sich aus dem Speisesaale zu entfernen, freilich nicht ohne Neid gegen die zurückbleibenden Fliegen.

IX.

Die unterirdische Kluft.

Leider muß ich diejenigen, die dieses Licht- und Nachtstück lesen, jetzt in eine Gesellschaft von Menschen führen, gegen welche das Thierreich im Glanze moralischer Schönheit erscheint.

Der Schauplatz ist ein Weinkeller vor dem Thore des Städtchens. Dieses unterirdische Gewölbe war seit einiger Zeit der Versammlungspunkt aller Schlechten aus dem Städt-

chen und der Umgegend, durch welche der eben so schlechte Wirth reich zu werden suchte. Die Guten leben, der Regel nach, mit einander im Frieden, die Schlechten aber, weil sich ihre Interessen häufig durchkreuzen, in ewigem Kriege. Hier kam jeden Abend ein Völkchen der letzteren Art zusammen; natürlicherweise wurde der Weinkeller fast jeden Abend ein Schlachtfeld, wo nicht nur geschlagen, sondern auch geschlachtet wurde. Breter, Stuhlfüße, Knotenstöcke, Feuerschaufeln u. dgl. Werkzeuge waren die Waffen, mit welchen Trunkenbolde und Schurken hier zu kämpfen pflegten. Das Getöse der Waffen vereinigte sich dann mit dem kannibalischen Geschrei der Kämpfenden zu einem echt höllischen Getöse. Neben der ärgsten Verworfenheit zeigte sich aber auch die größte Stumpfsinnigkeit. Mitten im Getümmel und Geschrei lag ein Elender unter der Ägide des von viehischer Trunkenheit bewirkten Schlafes, unbekümmert daß jeder nächste Streich und Schlag ihn treffen konnte, so ruhig, als läge er in seiner sichern Stube einsam und ungestört. Vermuthlich war ihm sein Leben, das er hundertmal verwirkt hatte, keinen Heller werth, oder er schlief in dem süßen Bewußtsein, daß er über kurz oder lang dem Galgen doch nicht entgehen werde. Dahin schien auch das Schicksal selbst zu deuten, indem über ihm ein Strick herabhing, als wolle er den Schläfer zu seiner nahen Bestimmung aufziehen. Ein Anderer, ähnlicher Gräuelszenen gewohnt, trieb den Stumpfsinn der Verworfenheit noch weiter, indem er eine Pfeife so ruhig und so unbekümmert rauchte, als ob nichts um ihn her vorginge, und er in einer ländlichen

Hütte voll Unschuld säße, während ein Dritter, die Sache auf's höchste steigernd, an der andern Seite des Kamins Zerrbilder an die Wand malte, vielleicht ein Karrikaturmaler, der selbst schon zur Karrikatur des Lasters herabgesunken war.

Alle diese Geschöpfe aber, so sehr das moralische Gefühl sich gegen sie empört, sind doch nur Nebenfiguren in dem schauderhaften Gemälde, auf deren Hauptgruppe wir erst jetzt unsere Augen hinwenden.

Den ersten Platz in dieser Hauptgruppe nimmt — Faulhans ein. Er hatte zwar sein Räuberhandwerk nicht ohne günstigen Erfolg fortgesetzt, aber dennoch nicht so einträglich, wie die unersättlich gierige Miranda es wünschte. Der einäugige Schurke, den wir schon bei der Spielpartie auf dem Kirchhofe kennen gelernt haben, gesellte sich zu ihnen. Miranda fand einen Gehilfen nöthig, und Faulhans mußte der tragischen Gebieterin gehorchen, da er nun in ihr Netz so tief verstrickt war, daß er ihr keine Kraft entgegen setzen konnte, folglich keinen eigenen Willen mehr hatte.

Der Weinkeller ward zugleich eine Mordhöhle. Faulhans und sein einäugiger Gehilfe hatten in dieser finstern Nacht einen Wanderer in der Nähe des Städtchens ermordet, und konnten den Leichnam ungescheut in dieses unterirdische Sodoma tragen, um sich in die Habseligkeiten des Getödteten zu theilen, und ihn dann durch eine Fallthüre in einen noch tieferen Keller zu versenken, welcher das Grabgewölbe mehrerer unglücklicher Schlachtopfer war.

Der Einäugige hatte vor Faulhans den Muth und die Falschheit voraus. Faulhans fühlte selbst in seiner Verworfenheit einige Regungen des schlechten Gewissens; der Einäugige überlistete aber in der verstocktesten Gewissenlosigkeit den ihm vertrauenden Faulhans, obschon er ihm die größte Ergebenheit heuchelte. Bei der Vertheilung der Habseligkeiten des Getödteten wollte er eben eine Uhr für sich stehlen; Faulhans ward es gewahr, und hob die geballte Faust gegen den Dieb in der Räuberbande auf; der Arm sank aber plötzlich, wie gelähmt, vor einer Erscheinung, welche den Zürnenden wie ein Donnerstreich traf. Und diese Erscheinung war die Schar der Gerichtsdiener! Und wer war es, der ihnen diesen unbekannten unterirdischen Welttheil, oder vielmehr Weltpfuhl entdeckte? Die holde Miranda!

Faulhans fröhnte der Trägheit schon zur Zeit, da er noch schuldlos war; die Faulheit führte ihn auf den Weg des Lasters; eben diese Faulheit war jetzt auch noch die Ursache, daß er die Verbrechen, die er beging, weder so kräftig, noch so zahlreich verübte, als die unersättliche Miranda es von ihrem Anbeter verlangte. Sie hatte sich dessen ungeachtet ein Sümmchen baren Geldes nebst einigen Habseligkeiten von Werth bei Seite geschafft, und pochte auf dieses höllische Besitzthum so sehr, daß sie beschloß, den albernen Faulhans, wie ein ferner unbrauchbares Werkzeug von sich zu schleudern, und als ihre eigene Frau zu leben. Der Magistrat des Städtchens hatte auf den Raubmörder einen Preis gesetzt. Miranda erfuhr es aus sei-

nem eigenen Munde. Sie faßte sogleich den Entschluß, sich den Preis zu verdienen. Sie zeigte selbst an, wo man den Verbrecher finden könne, indem sie selbst ihn in die unterirdische Kluft lockte.

Die Gerichtsdiener schlichen, leise wie die Gespenster, statt aus der Unterwelt zu kommen, in die Unterwelt hinab. Faulhans plötzlich ergriffen, verlor Besinnung und Sprache zugleich, und wurde weggeführt, eh' die Gäste es recht bemerkten. Nur Miranda lächelte triumphirend auf den Anführer der Schergen, der einst ihren Reizen gehuldigt hatte, als sie noch Priesterin in Thaliens Tempel war.

X.

Das Todesurtheil.

Aus der düstern Kerkernacht wurde Faulhans am nächsten Tage wieder an's Tageslicht geführt, aber an das traurige des Gerichtssaales, in welchem die versammelten Richter bereits am Rathstische saßen. Zwei Schergen führten die mit Ketten belastete Todesgestalt des Missethäters herein, auf dessen bleichem Gesichte der Fluch der Sünde lag. Ein Scherge trug das Schwert und die Pistolen des Raubmörders.

Einem alten Herkommen gemäß, durften auch Fremde den peinlichen Verhören beiwohnen. Unter dieser, größtentheils aus Kaltblütigen und Neugierigen bestehenden Versammlung befand sich aber eine Person, welche vom tiefsten

Schmerz durchdrungen war, eine ärmlich gekleidete Matrone, welche auf eine seltene Weise die Schwäche der weiblichen Natur und des hohen Alters mit der höchsten Kraftanstrengung vereinigte.

Und diese Matrone war die Mutter des Verbrechers! Faulhans, in stumpfsinnige Verzweiflung versunken, hatte die Greisin, an welcher er vorüberging, nicht erkannt, auch ihren Wehruf nicht vernommen.

Das Verhör begann, und ein wohlthätiger Strom von Thränen kam der Unglücklichen zu Hilfe. Nur so vermochte sie es, die schreckliche Scene zu ertragen, ohne todt zur Erde zu stürzen. Ein Scherge, der weder die Qual des Schmerzes noch den Balsam der Thränen je kennen gelernt hatte, verwies ihr, mit wichtiger Miene und brutalen Worten, das Weinen als ein unanständiges Betragen. Die Thränen erstarrten vor dem Eishauche der Gefühllosigkeit, und die Greisin mit ihnen.

Rührig, der Bürgermeister, obenansitzend, hatte anfangs den Delinquenten nur mit einem flüchtigen Blicke angesehen, denn dem reinen, edlen Manne fiel in seinem Ehrenamte nichts schrecklicher als der Anblick eines Verbrechers und der Augenblick der Verurtheilung.

Nun war die Einleitung des Verhöres geendigt, und der befragte Verbrecher, der wie stumm und taub, keine der an ihn gerichteten Fragen beantwortet hatte, begann, jetzt zu sprechen. An der Stimme erkannte Rührig den Unglücklichen, dessen entstelltes Angesicht er vorhin nicht erkannt hatte. Er blickte auf die Schreckensgestalt; ein Dolch

drang in sein Herz, ein Wehruf aus seinem Munde. Er wendete sein Antlitz weg, und hielt sich mit der Rechten am Tische fest, um nicht vom Stuhle zu sinken.

Das Verhör wurde fortgesetzt. Faulhans versuchte anfangs zu leugnen; bald aber verwickelten und widersprachen sich seine Aussagen, und er gestand nun Alles. Die Zeugen, unter ihnen selbst der verworfene Einäugige, vollendeten den Beweis, und das Zusammentreffen der Umstände sprach für die Wahrheit ihrer Aussagen.

Die Richter erkannten ihn einhellig als des Raubmordes überwiesen, selbstgeständig und schuldig, der Todesstrafe durch den Strang.

Rührig unterzeichnete mit zitternder Hand das, vom Rathsschreiber ihm vorgelegte Urtheil, und sprach mit bebender Stimme: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ —

Die Mutter stürzte ohnmächtig zu Boden.

XI.

Die Richtstätte.

Und dennoch gab die Verzweiflung dieser Mutter, die wir so eben in bewußtloser Ohnmacht zu Boden stürzen sahen, eine solche Kraft, daß sie es über sich vermochte, einer Scene beizuwohnen, von welcher der Leser sich mit Entsetzen und Abscheu wegwenden wird. Ich wage es daher nicht, diese Scene auszumalen, und stelle das gräßliche Bild in den Hintergrund, damit der Leser nur ein paar flüchtige Blicke darauf werfe und sich dann schnell davon abwende.

Und dieses Bild ist der Galgen, das Ziel, zu welchem Faulhans auf einem Karren die letzte Reise machte. Er lehnt seinen Rücken gegen den Sarg, der den Körper nach der gewaltsamen Operation des Henkers aufnehmen soll, und nach Sonnenuntergang den Entseelten auch wirklich aufnahm.

Ich wage aber kaum zu entscheiden, was von beiden erschütternder und empörender zu sehen ist: die Hinrichtung eines Verbrechers oder der größere Theil der Menschenmenge, welche derselben beiwohnt, und so zu sagen, eine Art von Galgenfest begeht, gleichgiltig, neugierig, selbst entartet.

Es gehört der Griffel eines Hogarth dazu, um Geschöpfe, die, wenn auch noch nicht eigentliche Verbrecher, doch den Keim aller Verbrechen in sich hegen, und das Gepräge vom Hang zum Lasterleben in allen Gesichtszügen zur Schau tragen, Scheusale, die zum Galgen noch nicht reif sind, Karrikaturen der Verworfenheit, mit so lebendigen, charakteristischen Umrissen darzustellen.

Mehrere der entmenschten Zuschauer, die sich bei diesem Galgenfeste versammelten, waren, wenn wir dem biographischen Sittenmaler Hogarth trauen dürfen, wirklich von der Art, daß man von einem Ebenbilde Gottes bei ihnen keine Spur fand, und sie nur deshalb dazu gekommen zu sein schienen, um das Gräßliche des Lasters und Verbrechens noch gräßlicher zu machen.

Ich wage es nur, einzelne Bilder aus diesem Abgrunde der Verderbtheit auftauchen und blitzschnell vorüberfliegen zu lassen, eine moralische Todtenerscheinung!

Wirf, Leser, nur einen Blick auf die Verruchte, die

sich in der Nähe des schmählichen Todeswerkzeuges mit Branntwein betrinkt! Wirf einen Blick auf den Herzlosen, der einen Hund beim Schweif hält, den er, um sich und Andern einen Spaß zu machen, in die Ferne schleudern will! Wirf einen Blick auf die anwesende hoffnungsvolle Jugend, auf den Knaben, der im Angesichte des Galgens einen Kuchenverkäufer bestiehlt! Wirf einen Blick auf die beiden Jungen, die sich um die aus einer Schiebkarre herausfallenden Waren balgen, welche sie für gute Beute erklären! Wirf einen Blick auf die Beiden, die sich über den in eine Pfütze tretenden Stadtwächter höchlich belustigen! Wirf einen Blick auf den Buben, dessen schadenfrohes Gesicht zeigt, daß seine genießende Seele in den Anblick der Hinrichtung wie in den Genuß einer theatralischen Vorstellung versunken ist und den Augenblick des Erwürgens mit Ungeduld erwartet! Wirf einen Blick auf die beiden im Gedränge kämpfenden Mannweiber! Wirf einen Blick auf den Schuft, der die Perüke auf dem Stocke, wie eine Fahne emporhält!

Wirf nun noch einen Blick, den letzten, auf das Schrecklichste von Allem, auf die Mutter desjenigen, den sie einst freudig unter ihrem Herzen trug, und nun das Leben am Schandpfahle endigen sieht. Die Verzweiflung zog sie nach dem Richtplatze, als sie aber dort angelangt war, vermochte sie es doch nicht, den gräßlichen Anblick zu ertragen; sie verhüllte sich das Gesicht, als glaubte sie sich durch diese, sich selbst aufgedrungene Finsterniß, der Erde und der Gegenwart zu entziehen und die Nacht des Grabes vor sich zu haben. Vergebens umgaben einige Tröstende die Trostlose. Sie

öffnete endlich die Augen, erblickte die entseelte Schreckensgestalt desjenigen, dem sie das Leben gab, um in ihm den bösen Geist ihres Lebens zu finden, und schloß dann die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen.

Ich und unser Freund Hogarth, wir Beide wissen jetzt nichts Besseres zu thun, als den betrübten Leser in die Mitte zu nehmen, ihn von dem widrigen Schauplatze des bestraften Lasters eiligst zu entfernen, und, damit jene unangenehmen Eindrücke bald verwischt werden, ihn dahin zu führen, wo er nichts als festliche und ergetzliche Scenen erblickt.

Es hatte sich getroffen, daß kurze Zeit nach jener Execution der Fürst mit seiner Gemahlin durch das Städtchen fuhr, und einen Tag darin zu verweilen beschloß. Rühri g's guter Character und seine vielfachen Verdienste waren dem Fürsten bereits bekannt. Was Rührig in der neuesten Zeit geleistet hatte, wie er Zucht und Ordnung im Städtchen aufrecht hielt, wie er die Umgegend von den Räuberbanden reinigte, wie er allen Einwohnern im Guten mit seinem eigenen Beispiele vorleuchtete, für Alles dies beschloß der edle Landesfürst den wackern Regenten des Städtchens nun zu belohnen, indem er ihm eigenhändig die Ehrenkette umhängen wollte. Rührig erhielt den Auftrag, sich in feierlichem Zuge auf die im Städtchen gewöhnliche Weise nach dem, von dem Fürsten bewohnten Hause zu begeben.

Als der Zug vor dem Hause ankam, trat der gnädige Fürst mit seiner Gemahlin auf den mit Tapeten behangenen Balkon, um das Volksfest anzusehen, da alle Einwohner

des Städtchens sich selbst vom Glanze der, ihrem unmittelbaren Oberhaupte widerfahrenen Ehre angestrahlt fühlten.

Der Geist der höchsten Lustbarkeit ist in Alle gefahren, insbesondere aber in die Stadtmilitz, die hier Alles in Ordnung halten sollte und auch erhalten hätte, wenn nicht eine gewisse Flüssigkeit ihr die Festigkeit geraubt und der Freudentaumel nicht einen noch stärkeren Taumel nach sich gezogen hätte.

Willst Du, Leser, recht herzlich lachen, so wirf Deine Blicke nur auf einige Männer dieser Stadt- und Friedens-Miliz, und Du wirst mit Vergnügen sehen, wie Keiner zum Andern paßt, Keiner sich um den Andern oder um ein Commandowort bekümmert; wie einige ihre Flinten nicht tragen, sondern von ihnen getragen werden; wie der Bierkrug der eigentliche Wachkommandant ist; wie Einer aus eigenem Belieben die Flinte losfeuert und über den Knall selbst erschrickt; wie der Befehlshaber des buntscheckigen Heeres sich gar in eine Art von Ritterrüstung gesteckt hat, um sich und das Fest zu verherrlichen; wie Einer, der im Wirthshause sich selbst und das Fest vergessen hat, seinen Kriegskameraden nachtaumelt, aber, bevor er sie einholt, die Erde küßt, während er sich den Fall, daß sein Fall so nahe ist, gar nicht als möglich denken kann; wie der Eine sich den Hut in seiner martialischen Stimmung so tief in die Stirne drückt, daß er nicht mehr sehen und in blinder Wuth den eigensinnigen Hut nicht mehr lüften kann; wie unter denen, die noch in Reih und Glied stehen, der Flügelmann als kleinster von

allen, die verkehrte Welt vorstellt; wie ein anderer ein Tuch um den Kopf gebunden hat, als wolle er blinde Kuh spielen u. s. w.

Und nun, lieber Leser, ist die Geschichte zu Ende. Bist Du zufrieden und vergnügt, so lasse Dich von der allgemeinen Lustbarkeit begeistern und bringe dem wackern Hogarth einen — Toast!

Adolar und Roberto. Zwei in Einem.

allen, die verkehrte Welt vorstellt; wie ein anderer ein Tuch um den Kopf gebunden hat, als wolle er blinde Kuh spielen u. s. w.

Und nun, lieber Leser, ist die Geschichte zu Ende. Bist Du zufrieden und vergnügt, so lasse Dich von der allgemeinen Heiterkeit begeistern und bringe dem wackern Hogarth einen — Toast!

Ausgetobt hatte der Seesturm; in der Ferne verhallte sein letztes dumpfes Brausen. Die Himmelsgebirge der schwarzen Gewitterwolken theilten sich und zwischen ihnen schoß die Abendsonne ihre rothglühenden Strahlen hervor.

Auf den Fluten, die mit schaumbedeckten Häuptern, bald riesengroß sich hoben, bald tosend zusammenstürzten, schwammen die Leichname der Schiffbrüchigen, von Schiffstrümmern und reichbeladenen Kisten umgeben. Viele derselben trieb die See an den Strand eines Eilandes, welches im bläulichen Abenddufte friedlich und freundlich dalag. Zuletzt wälzten die Wogen noch eine lange, hagere Menschengestalt an das Ufer. Von den Resten eines zerrissenen Gewandes bedeckt, lag sie, mit geschlossenen Augen im bleichen Gesicht, starr auf dem sandigen Boden.

Wasservögel, über das menschenähnliche Schreckbild hinstreifend, flogen, kaum genähert, mit gellend scheuem Angstgeschrei sogleich wieder hinweg.

Vergebens buhlten die Sommerlüfte, den Starren mit ihrem warmen Odem zu beleben; vergebens übergoß die Abendröthe den bleichen Leib mit ihrem Rosenduft. Der Tod schien von seiner Beute nicht mehr ablassen zu wollen. —

Schon verhüllte Nacht die leise säuselnden Haine der Insel und die dumpfrauschenden Wogen des Meeres. Hoch am dunkeln Himmel stand der Mond, umlagert vom Sternengewimmel, und hüllte die weite Gegend in sein weißes Trauerlicht; da erhob sich die grauenhafte Gestalt, wimmerte, bebte, blickte, vom zweifelhaften Nachtscheine umflort, unter den Trümmern forschend umher, richtete sich endlich hoch empor, und sprach mit dumpfer Stimme: „Wo bin ich? Im Grabe nicht! Ich schaue Licht, ich athme Lebensluft. — Und doch nicht im weichen, warmen Schooße des Lebens? Todesgrauen schauert durch Mark und Gebein; ich bin allein, und Grabesöde schweigt um mich her. Fremd ist mir Alles, fremd bin ich mir selbst! Die Brust, wie schwer! Das Herz, wie kalt! Der Geist, wie fern von Lieb' und Hoffnung! Sprich es aus, Verzweiflung! ich bin todt" —

„Meer, Du Schlund des Verderbens von Tausenden! Warum hast du mich nicht verschlungen? Durftest du nicht? Ist das Maß meiner Leiden noch nicht voll? Mond, du Gräberfackel! Wie wunderbar zeigst du mir, der sich selbst verlor, in räthselhafter Dämmerung hier eine neue Welt! — Ausgeworfen an ein unbekanntes Gestade, steh' ich bebend unter Trümmern und Leichen. Vor wenig Stunden noch Sturmgeheul und Todesröcheln und des Blitzes Flammenpfeile! Himmel, Meer und Erde in Aufruhr! Und nun schläft die Natur im Mondlicht so friedlich, wie ein neugebornes Kind. O Erde, der armen Menschen Wiege und Grab seit Jahrtausenden! Was sind all' deine Schlachten und Schiffbrüche, all' deine Vulkane und Seuchen? Sie toben

und vertoben: kaum die Spur einer Narbe bleibt von ihnen zurück, und ewig klar und ruhig strahlt oben des Äthers reines Himmelslicht. Nicht so der Mensch! Freudenjubel oder Schreckenstöne, die in der Außenwelt längst verschwunden sind, klingen, ihr geistiges Echo, in seinem Innern fort und fort. — So glüht denn, ihr Wunden an meinem Leibe! Schüttle mir, Frost, die morschen Glieder! Durchzuckt mich, ihr Schmerzen, wie Blitze den Himmel! Was thut's? Ist nicht das ganze Leben eine Reihe von Schiffbrüchen? Und dieser Schiffbruch, er ist ja nur das Sinnbild meines gescheiterten Lebens. Wäre er doch auch von allen meinen Schiffbrüchen der letzte!" —

Bei diesen Worten zitterte die Gestalt vor Frost, grinste mit verzerrten Gesichtsmuskeln, heulte laut auf zum Monde, und sank bewußtlos zu Boden.

Die aufgehende Sonne sah das sonderbare Wesen kniend und mit gefalteten Händen zum Himmel schauend. Sein Geist, nun klar wie das Blau des Firmaments, flehte zum großen Geiste des Weltalls, der ihn und die Natur neu belebte. In einiger Entfernung von dem Verzückten standen mehrere Einwohner der ruhigen, glücklichen Insel. Scheue Bewunderung malte sich auf jedem Gesichte, nicht ohne einen Beisatz von Mitleid über den unverkennbaren Contrast von Geisteserhebung und Leibeszerrüttung; denn edel, doch seltsam, schien die Morgenfeier des bewegungslos Knienden.

Nur einzelne Worte und Laute unterbrachen die tiefe Stille; der Betende aber vernahm die Menschen nicht, sah

nur den Himmel, und segnete die Sonne, die ihn jetzt durchwärmte, da er vom Sturme des Meeres und des Lebens noch schauderte. Das Wohlgefühl der Sonnenwärme löste endlich das Band der betäubten Sinne, und versenkte ihn in einen erquickenden Schlaf. Gott dankend und Gott allein denkend, sank der Schläfer sanft, wie auf den Wink seines Schutzgeistes, zur Erde. Der grüne Rasen wurde ihm zum weichen Bett, der Himmel selbst sein Baldachin.

Die Insel, auf deren Kräuterbette der Fremdling nun schlummerte, lag fern von dem großen Continental-Reiche, zu dem sie gehörte. Der Culturgrad ihrer Bewohner war kein höherer, als ein etwas veredelter Naturstand; ihr gemeinschaftlicher Charakter ruhig, sanft und freundlich. Die holden Tugenden, ihnen von der Natur als Mitgift des Lebens angeboren, übten sie aus, ohne es zu wissen; Laster und Verbrechen, die den Menschen entwürdigen und die Erde verheeren, kannten sie nur aus dunkeln Nachrichten, welche manchmal vom Mutterstaat eintrafen, wie man am Rande des fernen Horizontes drohende Grauengestalten schwarzer Gewölke erblickt, die, ohne dem sonnenlichten Bezirke des Schauenden näher zu kommen, vorüber ziehen und spurlos verschwinden.

Hier war der Menschenliebe Heimat. Die himmelklare Redlichkeit ging mit der Treue Hand in Hand. Die Lust war immer rein, und fröhlich die Pflicht. Der Schmerz zerriß die Seele nie mit wilder, zerstörender Kraft, da sich mit ihm nie das Gift der Schuld vermischte und kein physisch- oder moralisch- naturwidriger Zustand

ihn hervorbrachte. Das Gesetz zeigte sich den friedlichen Menschen hier, wie den Frommen ein Heiligenbild in der Kirche erscheint. Jeder Statthalter, welchen der Beherrscher des großen Continental-Mutterstaates auf diese Insel sandte, erhielt diese Stelle als eine Auszeichnung und Belohnung für lange treue Dienste, denn er lebte dann hier so, wie ein glücklicher Vater unter seinen Kindern.

So war denn die schöne Insel reich an köstlichen Produkten, noch reicher an guten und zufriedenen Menschen. Freilich schlich das Leben der Bewohner etwas einförmig dahin, dafür aber auch ohne jene lange Weile, welche alle wechselnden Taumelgenüsse der geräuschvollen großen Welt im Schooße des Luxus begleitet.

Jetzt wurde die stille Gleichförmigkeit durch zwei Gegenstände unterbrochen, die Alles in ungewöhnliche Aufregung brachten; durch das Erscheinen des Schiffbrüchigen und das Eintreffen von Neuigkeiten in Betreff eines großen Mannes im Continental-Reiche, dessen Tugenden und Geistesgröße die allgemeine Bewunderung und Verehrung erregten.

In der Mitte des Eilandes lag, wie ein Freudensaal der Natur, ein liebliches, fruchtbuntes, farbenreiches Thal mit seinen weichen, schwellenden Blumenkissen, auf drei Seiten von sanften Hügeln umschlungen, auf der vierten aber offen, mit freier Aussicht gegen das Meer, in dessen Schooß ein kleiner Fluß, welcher das Thal blinkend durcheilte, sich behaglich ergoß. Auf den Hügeln standen die Wohnungen der Insulaner, hinter welchen dichte Wälder bis an die entgegenstehenden Ufer sich hinabsenkten. In den Hügeln

wölbten sich kühle, dämmerige Grotten, deren eine der Schiffbrüchige — so nannte man ihn, der seinen Namen nicht nannte, in Besitz nahm. Ungeachtet sein verstörtes, seltsames Wesen den Insulanern oft unheimlich schien, erweckte doch die Spur von der, nach einem großen Unglück zurückgebliebenen Wehmuth, die ihn wie ein nächtlicher Dämon umschattete, ihre Theilnahme in hohem Grade; denn es schien, als ob ihnen etwas zuflüsterte: „Seht doch den armen Mann! Ihn traf im Großen und mit schwerem Gewicht, was Jeden von uns im Kleinen, zwar geringer, aber stündlich treffen kann!" —

Durch so wohlwollendes Entgegenkommen wurde der Fremdling — er mag indeß Adolar heißen — immer ruhiger und zutraulicher, denn die Liebe erwärmt und erhellt des Menschen Inneres, wie die Sonne das Äußere.

Adolar entwickelte in seinen Gesprächen ungemeine Kenntnisse und einen Schatz von Erfahrungen, manchmal aber, obschon immer seltner, ergriff ihn eine sonderbare, böse Heftigkeit. Sein Zustand, ein Kampf des Wahnsinns mit der Seelengröße, erweckte dann noch mehr Rührung und Mitgefühl, wie Ruinen, die im Schein der Abendröthe glänzen, den Schauenden noch wehmüthiger stimmen. Erreichten die bösen Ausbrüche den höchsten Grad der Heftigkeit, dann loderte wildes Feuer in den rollenden Augen; die Adern schwollen, der gepreßte Athem keuchte, und die Hände ballten sich krampfhaft. Dies geschah vorzüglich dann, wenn das Gespräch auf einen gewissen Grafen Roberto fiel, dessen Tugenden und große Eigenschaften

man bewunderte und verehrte. Eines Tages gerieth Adolar dabei in solche Wuth, daß ihm eine Ader im Auge barst und ein Bluttropfen, im weißen Raume glühend, wie ein feuriges Meteor in heller Mondnacht, haften blieb.

Man zweifelte jetzt nicht länger, daß zwischen beiden Männern die heftigste Feindschaft walte. Jeder vermied es nun, sorgfältig schonend, diesen Gegenstand zu berühren; aber Adolar selbst führte das Gespräch jetzt mehr als sonst darauf, gleich Einem, der im Fieberanfall die eigene Wunde sich aufreißt.

Alltäglich, wenn die glühende Sonnenscheibe in die Meeresfluten sank, fanden sich die Inselbewohner, alt und jung, im Abendscheine am Meergestade ein; Gespräche wechselten mit Gesängen. Nun ertönte hier von allen Lippen das Lob des Grafen Roberto. Jeder wußte von irgend einem Charakterzug oder von irgend einer That zu erzählen, die man nicht genug rühmen konnte. Wetteifernd wurde dann so lange forterzählt, bis der Mond die Dämmerung erhellte.

Ein Jüngling, Glut in Blick und Wort, sprach mit höchster Lebhaftigkeit: „Roberto, edel, kühn und mild, ist fürwahr das schönste Bild der Liebe! Hört nur den einzigen Zug! Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue schwur, wurde ihm von den Verwandten aus nichtigen Gründen verweigert; die Herzlosen führten sie in ein fernes Land, in der Absicht, sie dort zu einem verhaßten Ehebündniß zu zwingen. Roberto aber — was that er? Roberto hält seinen Schwur; er eilt, sie zu finden, aus seiner Heimat,

durchzieht Länder, fliegt über Strom und Meer, trotzt der Gefahr, trotzt dem Tode, besiegt das feindliche Schicksal, besiegt den Haß, erringt die Geliebte und mit ihr das Glück seines Lebens!"

So sprach der Jüngling. Aus Aller Augen glänzte ihm der Widerschein seines Entzückens entgegen; aber in die Lobsprüche scholl plötzlich ein wildes Gelächter hinein. Gleich einer bleichen Grabgestalt grinste Adolar in den Kreis. Er hielt mit den Händen ein weißes Täubchen empor; es schlug mit den Flügeln, flatterte bang und sträubte sich; er aber drosselte und würgte es, daß dem Thierchen die Augen vordrangen und das Blut aus dem Schnabel quoll. Er fing die warmen Tropfen in die hohle Hand auf und sang mit mordgierig wilder Lust:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So sendet das Schicksal den Tod uns zum Glück!«

So sang er, schauerte, und schritt dahin wie ein Geist der Nacht. Die Taube lag todt; schweigend entfernten sich Alle.

Als die Sonnenglut am nächsten Abend wieder in's Meer sank, stand die Versammlung abermal im Purpurlicht des Abends. Ein schöner Mann führte begeistert das Wort und sagte: „Roberto ist auch der Freundschaft schönes Bild! Er vereinigt mit dem Glanz hoher Geburt den herrlichsten Geist und das beste Gemüth. So stieg er bald von Stufe zu Stufe, und bekleidete die höchsten Staatsämter. Seine glänzende Laufbahn war gerade das Gegenstück zu der seines Jugendfreundes Arthur, in dessen Verfol-

gung ein feindseliges Schicksal sein Äußerstes that. Arthur, zu stolz, um sich im Stande der Erniedrigung dem erhabenen Freunde zu zeigen, verschmähte es, als ein Gegenstand des Mitleids zu erscheinen, und verbarg sich ängstlich vor dem, der ihn glücklich machen konnte und wollte. Roberto wußte aber den, der ihn verkannte, aufzufinden, und zwang ihn, das Glück des Lebens aus seinen Händen anzunehmen, und an die Macht der Freundschaft zu glauben. Schon bekleidete Arthur eine ehrenvolle Staatswürde, und erfreute sich des verdienten Genusses von Glücksgütern, machte sich aber während seiner Amtsverwaltung durch sein stolzes Wesen bald Feinde, die, mächtiger als er, nichts unversucht ließen, ihn zu stürzen. Schon stand er am Rande des Verderbens. Nur Roberto, der für den Freund Alles aufbot, ja sein eigenes Wohl auf die Spitze stellte, vermochte es, ihn zu retten."

Während dieser Erzählung kamen mit hastigen Schritten zwei Männer herbei, Adolar in ihrer Mitte. „Seht," riefen sie, „seht den Undankbaren! Wir waren die Ersten, die sich ihm näherten, da Alle noch vor ihm Scheu trugen. Wir haben den Hilflosen gekleidet, genährt, gepflegt. Wir haben an ihm gehandelt wie Freunde. Und wie wollte er vergelten? Als wir nach Hause kamen, trafen wir ihn, mit einer Fackel in der Hand umherschreitend, um die Wohnungen seiner Wohlthäter in Flammen auflodern zu lassen.

Die Anwesenden vermochten's nicht über sich, der Anklage Glauben beizumessen; sie vermutheten, es müsse hier ein Irrthum obwalten. Man drang in Adolar, sich zu

rechtfertigen. Er sagte: „Freundschaft ist Eigennutz, Wohlthätigkeit geschminkte Heuchelei. Schnell verwandelt sich ein Palast in Asche, noch schneller die Freundschaft in Feindschaft. Dankt mir, daß ich euch das wollte einsehen lernen!"

Die Insulaner fanden sich genöthigt, dem Unglücklichen nun den Zutritt zu ihren Wohnungen zu versagen; man beschränkte seinen Aufenthalt auf die abgelegenste der Grotten.

Nun verfloßen mehrere Tage, welche die sonderbarsten Ereignisse in einer Reihe der kontrastirendsten Scenen zeigten. Es schien, als füge ein feindseliges Geschick es, daß, so oft von jenem herrlichen Roberto, der ununterbrochen der Gegenstand allgemeiner Verehrung blieb, irgend eine große That, eine schöne Handlung, ein edler Zug erzählt wurde, Adolar immer etwas dem ganz Entgegengesetztes that, als müsse oder wolle er den Menschen, dessen Geistesgröße und Seelenschönheit man in jenem Manne kaum bewundert hatte, nun eben so in seiner Nichtigkeit und Verworfenheit zeigen, und gleichsam ein entwürdigendes Zerrbild der Menschheit aufstellen.

Einige Tage vor jenem fürchterlichen Sturme, welcher die Ufer der Insel mit Trümmern und Leichen bedeckte, und Adolar's Leichengestalt an's Land geworfen hatte, war der Statthalter gestorben; man erwartete den Nachfolger.

An einem heitern Abend landete ein stattliches Schiff. Alt und Jung eilte an's Ufer und begrüßte die Ankommenden mit Freudengeschrei. Der neue Statthalter stieg aus dem Schiffe, ein junger Mann, dessen Miene die schönste

Verschmelzung von Geist und Herzensgüte verkündigte. Ihm zur Seite wandelte seine Gemahlin, blühend im Reize der Jugend, ein Bild der liebenswürdigsten Anmuth.

Der Statthalter zeigte das eifrigste Bestreben, sich von der Insel die genaueste Kenntniß zu verschaffen und für das Wohl der Bewohner nach Kräften zu sorgen. Zu dem Behufe scheute er keine Mühe, um sich von Allem mit eigenen Augen zu überzeugen, und gab schon in den ersten Tagen Beweise von Gerechtigkeit und Menschenliebe, Kenntniß und Klugheit. Gegen den milden Charakter dieses edlen Mannes kontrastirte um desto greller Adolar's wilde Heftigkeit, die mit jedem Tage so stieg, daß es nicht mehr räthlich schien, ihm den bisherigen Genuß der Freiheit länger zu gestatten.

Die Sache wurde dem Statthalter gemeldet. Dieser, gewohnt, Alles selbst zu untersuchen, ließ sich zu der abgelegenen Grotte führen, welche Adolar bewohnte.

Die Morgensonne erleuchtete den Vordergrund der Höhle, während die Tiefe in Dämmerung lag. Stille herrschte im dunkeln Gewölbe. Auch die Eintretenden gingen leise und schweigend.

Ganz im Hintergrunde erhob sich Adolar's hohe Gestalt in glänzend weißem Gewand, unbeweglich und ernst, und starrte gerade vor sich hin. Der Statthalter trat näher, Adolar sah ihn nicht. Der Statthalter redete ihn an, Adolar hörte ihn nicht. Endlich ergriff Jener die rechte Hand des Regungslosen. Nun fuhr Adolar heftig empor und rief mit rauher Stimme:

„Was wollt ihr, Ruhestörer?" Der Ton schien den

Statthalter so zu treffen, als sei ein Donnerkeil aus den Wolken auf sein Haupt gefallen. Er schwankte, taumelte, und fiel mit dem Ausruf: „Ist's möglich? Nicht todt?" in die auffangenden Arme der zwei Männer, die ihm zunächst standen.

Nun erhob sich Adolar, und schritt mit funkelnden Augen gegen den Statthalter, den man auf einen dicht bemoosten Stein gelegt, und sagte, ihn wild anstarrend: „Hast auch Du dort über'm Meere Treue und Glauben gebrochen, Freundschaft und Liebe verrathen, und willst nun hier Belohnung ernten für Deine Verbrechen? Ja, — sollst ihn finden, den Lohn, wie Du ihn verdienst, Frevler des Continents!"

Mit diesen Worten riß er einen gewaltigen Stein von der Felswand und holte aus, ihn auf den Liegenden zu schleudern. Ein Schrei des Entsetzens Aller. Viele Arme faßten den Arm des Schleudernden zugleich, und der Stein fiel zu Boden, ehe er das Ziel erreichte, das er treffen sollte. In demselben Augenblicke kam der Statthalter zu sich. Dem Blick folgte, eine Verschmelzung von Entsetzen und Entzücken im Tone, der Ausruf: „Roberto — mein Vater!"

In Adolar's Seele schien mit diesem Worte die Rückerinnerung an eine große Vergangenheit aufzudämmern, doch wirkte die Gewalt der Szene, die jetzt zugleich auf ihn eindrang, auf den geschwächten Körper zu heftig, um ein klares Erkennen aufkommen zu lassen. Das unruhige Spiel der Muskeln, das unstäte Feuer der Blicke, das rastlose

Verändern der Gesichtszüge zeigten den Aufruhr in seinem Innern; er vermochte aber nicht auszusprechen, was in ihm vorging, weil dessen, was er sagen wollte, zu viel war. Eben dieser Zustand überzeugte den Statthalter immer mehr, daß er sich nicht irre, und daß der unglückliche Mann, der ihn jetzt tödten wollte, derselbe sei, dem er das Leben verdanke.

Und so war es auch. Adolar und Roberto waren eine und dieselbe Person, die aber, mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, gewissermaßen ein moralischer Doppelgänger geworden war. Daher Adolar's Entsetzen und sein Rasen, wenn von Roberto die herrlichsten Züge erzählt wurden, denn er war ein so ganz Anderer geworden, so verschieden von dem, der er einst war, daß er in dem irren Zustande der Zerfallenheit in jenem allgemein bewunderten Roberto sich selbst nicht mehr erkannte, sondern ihn für seinen Todfeind, für den treulosen Arthur hielt. Aus Haß gegen diesen, die Welt und sich selbst, entbrannte er bei jenen Erzählungen, die unter anderm Namen ihn priesen, gewöhnlich in Wuth, und that dann das Gegentheil von dem, was die Erzähler als Nachrichten, die sie vom Continent einzeln erhielten, mit Begeisterung priesen.

Den Aufschluß zu alle dem gibt die Reihe jener Begebenheiten, die sich zutrugen, ehe Adolar, Schiffbruch leidend, an die Eilandküste geworfen ward. Das Wesentliche der Vorgeschichte besteht in Folgendem:

Adolar war als Jüngling wirklich das schönste Bild der Liebe, so edel, kühn und mild, wie jener Jüngling in

der Abendversammlung unter freiem Himmel erzählte. Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue schwur, wurde ihm von den Verwandten aus wichtigen Gründen wirklich verweigert. Die Herzlosen führten die Holde wirklich in ein fremdes Land, um sie dort zu einem verhaßten Ehebündnisse zu zwingen. Adolar, seinem Schwur getreu, durchzog Länder, flog über Ströme und Meere, trotzte der Gefahr und dem Tode, besiegte das feindliche Schicksal, und errang die Geliebte. Der Ruf von der Liebe und dem Glücke des romantischen Jünglings hatte sich weit verbreitet und war auch bis zum fernen Eilande geflogen; nicht so das traurige Gegenstück; denn ach! die so muthig und schwer errungene Geliebte vergiftete durch Treulosigkeit das Glück, welches Adolar nur zwei Jahre in ihren Armen genoß. Daher kam es, daß Adolar, da er Begebenheiten aus seiner eigenen Lebensgeschichte unter fremden Namen erzählen hörte, in Wuth gerieth und das Täubchen würgte, als habe er die Treulose selbst unter seinen rächenden Händen. Darauf bezogen sich auch die von ihm schauerlich vorgetragenen Verse:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So sendet das Schicksal den Tod uns zum Glück.«

Adolar hatte einen Jugendfreund. Er zog den vom Schicksale verfolgten Arthur aus dem Staube der Niedrigkeit zum Gipfel des Glückes empor; er rettete den Gestürzten mit eigener Gefahr und mit großen Aufopferungen. Auch diese schöne That hatte der Ruf weit umher verbreitet; man wußte aber nicht, was darauf gefolgt war, wußte

nicht, daß der Gerettete seines Retters Nebenbuhler um Macht und Würde war, ihm, dem er seine Erhebung und sein Glück verdankte, Macht und Würde raubte, und den Wohlthäter, den Freund, in den Abgrund des Elends stürzte.

Nun versank Roberto von Adolar, von Menschenhaß ergriffen, in eine tiefe Schwermuth, die ihn mit ihren nächtlichen Flügeln immer drückender umfaßte. Ein trauriges Vergessen der Außenwelt und aller Verhältnisse drängte ihn immer mehr in sein Inneres zurück. So brütend über den Bösen, entartete sein trostloser Zustand endlich in Geisteszerrüttung.

Er hatte einen trefflichen Sohn; er kannte ihn nicht mehr. Er verließ heimlich die Stadt, schiffte sich ein, segelte fort, ohne zu wissen, wohin, und ward, nach langem Herumirren und nach vielen Widerwärtigkeiten, indem er abermals zur See ging, von einem Sturm ergriffen, der das Schiff zertrümmerte, auf dem er fuhr. Was Leben hatte, ging zu Grunde, unter diesen wohl viele Glückliche, die nach Gattin und Kindern in der Heimat sich sehnten! Nur Er, der Unglücklichste von Allen, ward von den Fluten an das Ufer der Insel getragen, wo er jenes Selbstgespräch hielt, als er in jener Mondnacht unter Trümmern und Leichen erwachte und zuerst sich todt glaubte, dann todt wünschte. In der Residenz glaubte man, der Vermißte, den man, alles Nachforschens ungeachtet, nicht mehr fand, habe sich selbst getödtet. Der Zustand, in dem man ihn wußte, gab der Vermuthung die meiste Wahrscheinlichkeit.

Der neue Statthalter war der Sohn des Unglücklichen Roberto von Adolar. Beide erkannten sich. Er-

klären muß ich nur noch, wie Guido von Adolar, obschon noch Jüngling, zu einer Würde gelangte, die sonst nur Greisen oder Männern verliehen wurde.

Arthur, der nichtswürdige Verräther am edelsten Freunde, er, der seinem, erst im Schooße des Glückes erwachenden Ehrgeize, Pflicht und Recht aufopferte, blieb seines unrechtmäßig erworbenen Besitzes nicht lange froh. Adolar's Verschwinden und muthmaßlicher Selbstmord warf den ersten Gifttropfen in den Taumelbecher seines unverdienten Glückes. Die geheimen Frevel, deren er sich zu Adolars Sturze schuldig gemacht hatte, wurden dem Fürsten durch redliche Männer enthüllt, und Arthur fand bald den schweren Arm der strafenden Gerechtigkeit. Mit der Ungnade des Fürsten traf ihn zugleich die Verabscheuung der Edlen des Landes. Unter diesen war nur Einer, der ihn nicht so hassen konnte, wie er es verdiente. Dieser Eine war Guido von Adolar, war's deshalb, weil Arthur eine Fürsprecherin hatte, so mächtig, so reizend und so schuldlos, daß nur ein ehernes Herz ihr hätte widerstehen können. Arthur konnte die ihn treffende Schande und die ihn folternden Gewissensbisse nicht überleben. Er wußte, wie innig Guido und Alphonsine sich liebten, und legte noch in seiner Todesstunde ihre Hände in einander, indem er zur Tochter mit schon matter Stimme sagte: „Vergüte dem Sohne, was ich dem Vater raubte — die Ruhe und das Glück seines Lebens!"

So ward denn Alphonsine die Gattin Guido's. Der Fürst erkannte bald des jungen Mannes ausgezeichnete Geistesgaben, so wie das edle Wesen seines Charakters,

und dachte darauf, ihm nicht nur einen Wirkungskreis anzuweisen, in dem er jene Vorzüge beglückend anwenden könne, sondern ihm zugleich durch eine mehr als gewöhnliche, schnelle und auszeichnende Beförderung das Unglück seines Vaters zu vergüten. Da nun aber in der Residenz Alles den Sohn an die Leiden des Vaters erinnerte und deshalb eine nicht zu besiegende Schwermuth sich Guido's bemächtigte, beschloß der erhabene Fürst, dessen Scharfblicke nichts entging, eine zufällig sich darbietende Gelegenheit auf das zweckmäßigste zu benützen. So wurde Guido an die Stelle des kürzlich verstorbenen Statthalters ernannt.

Hier war wohl eine höhere Fügung unverkennbar; denn Guido fand auf dem schönen Eilande nicht nur den Anfang einer glänzenden und glücklichen Laufbahn, sondern auch Denjenigen, dessen Verlust und Unglück er so lange und so tief betrauerte.

Adolars Gemüthsverwirrung ward zwar Anfangs durch die heftige Erschütterung des sonderbaren Zasammentreffens und Erkennens gesteigert; allmälig wurde aber der Sturm der gestörten Seelenruhe sanfter, und verschwand endlich ganz. So befand sich Adolar nun in derselben Lage, wie damals, als der Seesturm den Gescheiterten halb todt an's Land warf, und er dann in stiller Mondnacht das Bewußtsein wieder fand. Jener Schiffbruch war das Ende seiner Leiden; der Rest seines Lebens verfloß nun wirklich wie eine stillheitere Mondnacht. Guido strebte rastlos, dem greisen Vater das frühere Unglück zu vergüten, so wie Alphonsine sich bemühte, den Frevel ihres Vaters durch die

sorgfältigste Liebe zu sühnen. Adolar aber sprach mit dem letzten Hauche seines Lebens noch die Worte: „Im Gewebe dieses irdischen Daseins sind die Fäden von Glück und Unglück so unzertrennlich durcheinander geschlungen wie Tag und Nacht, und des Menschen Größe und Nichtigkeit, allenthalben dicht an einander gränzend, zeigt den grellsten Contrast. Was soll nun die armselig prunkende Seifenblase des Stolzes? Vergesse der Glückliche ja nie der Strafe, der Unglückliche nie des Lohnes jenseits! Der Leidende hiernieden denke aber an die Lilie, die von der Glut des Sonnenstrahls nicht versengt wird, sondern noch hellweißer erglänzt!"

Legenden

und

biblische Bilder.

Die Macht des Gebetes.

Eine Vision.

Guido hatte große Reichthümer besessen und — vergeudet im Genusse irdischer Freuden; er konnte sein Glück nicht ertragen. Nun war er verarmt; der Schwelger darbte im Elend, er konnte jetzt auch sein Unglück nicht ertragen. Hatte er im Taumel des Wohllebens an Gott nur selten und flüchtig gedacht, so dachte er im Elend an den Allerhöchsten nur mit Unmuth und Widerwillen. So ward denn sein Gemüth nie von kindlichem Vertrauen zum Schöpfer erwärmt, nie dankbar emporgehoben zum Urheber alles Guten, und die beseligende Empfindung des aus dem Grunde des Herzens aufsteigenden Gebetes blieb ihm fremd. Hatte er früher aus sträflichem Leichtsinne nicht gebetet, so unterließ er das Beten nachher ganz, weil er sich selbst durch Grübeln und frevelhafte Scheingründe verblendet hatte.

„Wozu beten?" (sagte er,) „in welcher Absicht? zu welchem Zwecke? — Bete ich in guter Absicht, so gebührt mir das, um was ich bitte, auch ohne Gebet. Ist die Absicht schlecht, so darf das, um was ich bitte, mir auf keinen Fall gewährt werden. — Soll ich beten, weil mir Gutes zu Theil wurde? Gott bedarf meines Dankes nicht. Soll ich beten, um Übles von mir abzuwenden? Gott wird nichts Böses über

mich verhängen, wenn ich nichts Böses verschuldet habe. Ist Gott allwissend, so weiß er ohnedies, was ich wünsche oder scheue; ist er allweise, so weiß er besser als ich, was mir frommt oder schadet. Was Er beschlossen hat, daß es geschehe, das wird und muß geschehen, auch ohne mein Gebet. Ist Gott allmächtig, so kann er mir Alles geben, Alles versagen nach seinem Willen. Ist Gott allgütig, so wird er mir, auch ohne mein Gebet, meine bereuten und gebüßten Fehler verzeihen und mein zeitliches Wohl fördern. Ist Gott allgerecht, so wird er mir auf jeden Fall nur das gewähren, was ich verdiene. Hat Er mir Gutes verliehen, so wird ihm, mehr als mein Dankgebet, der gute Gebrauch des Verliehenen wohlgefallen. Bete ich für Andere, so wird Er, der Allweise, Allgerechte, nicht auf mein Gebet, sondern auf ihr Verdienst sehen. Wozu soll ich nun beten?" —

Während Guido also sprach, ward das Gemach von einem Glanze erfüllt, gleich den ersten, der aufgehenden Sonne voreilenden Lichtstrahlen, welche noch vom Purpur der Morgenröthe glühen. Der entzückende Himmelsglanz verschwand aber wieder so schnell, als er erschienen war, und eintrat ein ehrwürdiger Eremit, von erhabener Gestalt, mit schneeweißem Bart und Haupthaar. Seine edlen Gesichtszüge zeigten die schöne Reinheit eines frommen Gemüthes, die höchste Heiligkeit des Geistes und eine wunderbare Verschmelzung vom Ausdrucke des ehrfurchtgebietenden Alters mit dem blühenden Reiz ewiger Jugend; das eben verschwundene Himmelslicht aber schien sich in seine Augen zurückgezo-

gen zu haben, aus welchem sich eine Verklärung über das edle, würdevolle Antlitz ergoß.

Die wunderähnliche Erscheinung der eben so schönen als erhabenen Gestalt des Eremiten erfüllte Guido's Seele mit Staunen und mit einem heiligen Schauer, dessen er sich nicht erwehren konnte. Der Eremit sprach mit einem Tone, dessen Wohlklang mit rührender Gewalt in Guido's Herz drang:

„Der Friede sei mit Dir! Ich habe Dich vernommen, und während Deine frevelhaften Zweifel an der Macht und Herrlichkeit des Gebetes laut wurden, stieg mein Gebet für Dich zum Himmel empor. Höre denn und erwäge! — Du fragst, warum Du beten sollst? Deiner selbst wegen! Gott, — Du magst ihn lobpreisend anbeten, Du magst ihn für Dich oder Deine Mitmenschen um Verleihung eines Guten oder um Abwendung eines Übels bitten, oder ihm danken für empfangene Wohlthaten — Gott bedarf Deines Gebetes nicht. Das Gebet ist aber des Menschen Annäherung an Gott; es erhebt die Seele und veredelt sie eben durch diese Erhebung, so wie der Diamant im Feuer noch fester, die Lilie in der Sonne noch weißer, die Luft noch reiner wird, je höher ihre Region ist. Das Gebet ist die unmittelbare Vereinigung unsers Geistes mit dem Allerheiligsten, der Aufschwung zu dem Ewigen. Änderte es auch kein Haar in den Begebenheiten und im Laufe der Welt, so bliebe seine Kraft doch immer die mächtigste, indem sie Deine Vervollkommnung bewirkt. Die Stunde des Gebetes ist eine Stunde der Verklärung, der Aufgang einer himmli-

schen Sonne in der Nacht des irdischen Lebens, der hohe Adlerflug in das Reich der Seligkeit; es wirkt das große Wunder, welches Dich über Dich selbst erhebt, den Sterblichen zum Engel erhöht. Der Drang zum Gebete muß demjenigen Drange gleichen, welcher den Strom zwingt, sich in das Weltmeer zu ergießen, die Sonnenblume, sich nach der Sonne zu wenden. Nicht der Eigennutz, sondern Dankgefühl, Frömmigkeit, Liebe und Gottvertrauen müssen in Dir die heilige Glut des Gebetes entflammen, und jedes Gebet muß schließen mit den Worten der innigsten Ergebung: „Nicht mein Wille geschehe, o Herr! sondern der Deinige! — Willst Du Dich aber selbst überzeugen von der Macht des Gebetes, so folge mir!" —

Der Eremit reichte dem Staunenden die Hand. Sie verließen das Gemach. Guido wußte nicht, ob er wache oder träume.

Sie traten in einen kleinen Garten. Das Frühlicht und die feierliche Stille eines Sonntagsmorgens schienen ihn zu verklären. Vor dem Eingange in eine leise flüsternde Jasminlaube prangte ein Beet von weißen und rothen Rosen, mit blauen Lilien am Rande umgeben. Die Sonnenstrahlen brachen sich farbenreich in den Thauperlen, die an allen Blumenkelchen und auf allen Blättern schimmerten. Vor dem Blumenbeete kniete ein liebliches Kind mit Purpurwangen, goldblondem Lockenkopf und hellblauen Augen. Neben dem Kinde erschien klar, doch kaum sichtbar, wie der vom Mor-

genroth angehauchte Äther, die Gestalt eines Engels, aus dessen Augen ein Lichtstrahl in die Augen des Kindes floß, welches die gefalteten Händchen zum Himmel erhob, indem es sein Morgengebet sprach: „Himmlischer Vater! Laß mich fromm und folgsam sein, Du gabst mich meinen guten Eltern, gib auch, daß ich die Freude ihres Lebens werde. Lasse sie auf ihrer Lebensbahn lange meine Stützen sein, und wenn sie, von Dir, o Gott! abgerufen, im Grabe ruhen, so ruhe ihr Segen auf mir! Laß mich schuldlos bleiben und fleißig, wie die Biene! Laß mich blühen, wie die Blume am Morgen, rein und schön! Und, wenn ich mein Haupt senke, wie die Blume am Abend des Welkens, so nimm mich auf zu Dir, o Himmelsvater, in Dein Reich, wo alle Blumen unvergänglich blühen, und die frommen Kinder sich mit den Engeln freuen!" —

Die Engelsgestalt neben dem Kinde zerfloß wie ein Lichtstrahl auf der Oberfläche eines klaren Baches, dessen flimmernde Wellen ihn mit sich fortzutragen schienen. Das Kind sank, wie von süßer Schlummergewalt augenblicklich überwältigt, mit dem goldgelockten Köpfchen auf das Blumenbeet, sprang sogleich wieder fröhlich empor, und flog jubelnd den kommenden Eltern entgegen, die, in der Entfernung stehend, das Morgengebet vernommen hatten. Die entzückte Mutter hob die fromme Unschuld empor, und drückte sie an die Brust, während der glückliche Vater den Blick zum Himmel wendete, und die segnende Hand auf das Haupt des liebkosenden Kindes legte.

Guido seufzte. Der Eremit sprach: „Selig sind die schuldlosen Kinder, denn ihrer ist das Reich Gottes."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, da war die Scene plötzlich verändert.

Eine unermeßliche Ebene dehnte sich aus. Zwei Heere standen einander in Schlachtordnung gegenüber; ein zahlreiches Heer von heidnischen Barbaren, die sich, wuthschnaubend, mit Flüchen und wildem Geschrei selbst zur Raserei entflammten. Ein blutgieriger Eroberer sprengte auf einem schwarzen Rosse vor den fanatischen Schwärmen vorüber, ihre Mordlust und Habsucht durch Verheißung reicher Beute reizend.

Still und ruhig stand das kleine Heer der Christen, der frommen Vertheidiger ihres bedrohten Vaterlandes. Schwach war ihre Streitmacht, aber die gerechte Sache auf ihrer Seite; ohne Hoffnung eines Sieges, sahen sie ihren unvermeidlichen Untergang vor sich, und sie zogen nur deshalb in den Kampf, um in der Erfüllung ihrer Pflicht rühmlich zu erliegen. Den edlen Feldherrn trug ein weißes Roß an den vordersten Reihen dahin. Er hielt eine Rede, den Muth der Seinigen zu bestärken, ihr Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache preisend; dann schloß er mit den Worten: „Klein ist unser Heer, aber Gott ist stark in dem Schwachen. Ist Gott mit uns; wer ist wider uns?" —

Jetzt stieg der Feldherr vom Pferde herab, ließ sich auf sein Knie nieder. Seinem Beispiele folgten die Krieger. Im

Angesicht des Feindes stieg ihr Gebet zu Gott empor, ein großer feierlicher Augenblick!

Der Feldherr erhob sich; seinem Beispiele folgten die Krieger; jeder war ein Held. Das Vertrauen auf Gott erfüllte die Herzen der — durch die Macht des Gebetes hochbegeisterten Kämpfer, und durch alle Reihen scholl's wie Jubelruf: „Gott ist mit uns; wer ist wider uns?"

Jetzt befahl der Feldherr den Angriff. Die feindlichen Horden erstaunten über solche Kühnheit. Das kleine Heer rückte in festgeschlossenen Massen vor. Unüberwindlich durch seinen Glauben, drang es in die Mitte der zahllosen Feinde. Die durchbrochenen Massen geriethen in Unordnung; die blinde Wuth verwandelte sich in blinden Schrecken. Die Flucht ward allgemein. Das kleine Heer der Christen stand, als die Sonne sich zum Untergang neigte, siegreich auf einer, die Umgegend beherrschenden Anhöhe, und ihr Dankgebet scholl in das gerettete Vaterland hinüber, welches, vom Abendglanze bestrahlt, in ruhiger Segenfülle vor seinen rettenden Söhnen, wie in Siegesglorie lächelnd, dalag.

Der Tag schwand, die Nacht warf ihren schwarzen Schleier wie ein weites Leichentuch über das Schlachtfeld. Am düstern Himmel brannten die bleichen Sterne wie Todesfackeln. Unter den Leichenhügeln lag ein verwundeter Krieger des christlichen Heeres auf seinen blutigen Waffen; er erwachte aus seiner Todesohnmacht, erhob sich, sank auf seine Knie, und betete.

„Als das Blut mir aus den Wunden strömte, erhieltest Du, Gott der Schlachten! Kraft und Bewußtsein mir so

lange, daß ich den Sieg meiner Gefährten, die Rettung meines Vaterlandes, zu erkennen vermochte. Dank sei Dir, o Herr des Himmels und der Erde! Gerne wäre ich gestorben und aus dieser Welt der Zwietracht in Dein ewiges Friedensreich hinübergegangen, Du aber wolltest, daß ich lebe, und ich öffnete die Augen wieder. Aber nicht mein Muth, nicht meine Tapferkeit, nicht die Stärke und Gewandtheit meines Leibes vermochte es, den Todesstreich von meinem Haupte abzuwenden; nur Dein heiliger Wille ließ mein Leben nicht untergehen. Hast Du beschlossen, daß ich wiederkehre zu den Meinigen, so wollen wir vereinigt Dich lobpreisen; soll aber mich Hilflosen dennoch in dieser Nacht der Augenblick des Todes in Mitte der Todten ereilen, o Herr, so empfehle ich in Deine Hände meinen Geist!" —

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, da kamen seiner Kriegsgefährten viele, mit Fackeln und Tragbahren versehen. Sie fanden den Lebenden und trugen ihn zu den Seinigen, daß ihr gemeinschaftliches Dankgebet zum Himmel scholl.

Nun folgten der Erscheinungen viele auf einander, jede derselben machte auf Guido's Herz einen tiefen, erschütternden Eindruck.

Er erblickte einen hochgewölbten Prunksaal vor sich, in dessen Mitte ein erhabener Thron stand, goldstrahlend und mit einem Purpurbaldachin überdeckt. Auf dem Throne saß ein völkerbeherrschender König. Der Mächtige stieg herab, nahm die Krone vom Haupte, legte den Scepter auf ein

Sammtkissen, kniete nieder auf die unterste Stufe des Thrones, und betete, das Haupt zum Himmel gewendet, mit lauter Stimme:

„Herr der Herren! König aller Könige der Erde! Lass' mich würdig sein der Krone, die Dein Wille mir auf das Haupt gesetzt! Lass' mich den Scepter, den Du mir gabst, ausstrecken über ein gutes, glückliches Volk! Lass' den Thron, an dessen Stufen ich knie, geheiligt sein im Andenken der Nachwelt! Gib Ruhe und Frieden meinem Reiche, Weisheit und Gerechtigkeit mir selbst! Gewähre, daß ich, der Herrscher, vor Allem mich selbst beherrsche! Stärke meinen Blick, daß er das Wahre und Gute erkenne! Stärke mein Herz, daß es das Wahre und Gute ausübe! Lass' mich den Meinigen Vorbild sein in jeder Tugend! Lass' mich Dein demüthiges Ebenbild sein auf Erden, daß ich einst, wenn Du mich abrufest von diesem Thron, freudig erscheinen darf vor Deinem Throne, und, Vater der mir Anvertrauten, in Dir den gnadenreichen Vater finde!" —

Indem der König also betete, streute ein Engel Blumen auf den Thron.

Der Prunksaal verschwand, und vor Guido's Augen lächelte die grüne Fülle eines freundlichen Thales, an dessen Eingang ein einfaches, ländliches Haus stand. Vor dem Hause sangen Jungfrauen und Jünglinge ein Hochzeitlied. In dem einsamsten Gemache des Hauses stand aber der Bräutigam, ein frischblühender Jüngling, zum Ernste des jungen Mannes reifend. In seinen Gesichtszügen herrschte

der Ausdruck gedankenvoller Frömmigkeit; aus seinen Augen leuchtete die edelste Reinheit des Herzens, und er hob die klaren Sterne zu einem, mit Blumen bekränzten Christusbilde, und sagte: „Gott der Liebe! die schönste Stunde meines Lebens naht, die Stunde, in der ich den Bund schließe mit einem mir gleichgestimmten Wesen, das mir Liebe für Liebe geben, und, von mir beglückt, mich beglücken soll. Ich stehe nun zwischen der Frühlingsflur der Jugendlust und dem Sommer-Ährenfelde gediegener Männlichkeit. Gib mir, o Herr, jene milde Kraft, die mit Besonnenheit umherblickt, das Rechte erkennt und freudig vollzieht, damit ich der zärtliche Freund und der muthige Beschützer werde der Meinigen! Gewähre, daß ich mein Tagwerk redlich vollbringe, und mit unverdrossenem Fleiße Gedeihen schaffe mir und den Meinigen! Lass' uns gemeinschaftliche Leiden durch wechselseitige Geduld und Hilfe erleichtern, gemeinschaftliche Freuden durch wechselseitige Theilnahme verdoppeln, und schenkst Du mir Vaterfreuden, so sei auch unser Aller Vater!"

Während der Jüngling also betete, war, von ihm unbemerkt, sein Vater eingetreten, die Braut und die Mutter der Braut führend. Sie standen schweigend. Als das Gebet geendigt war, sagte die bräutliche Jungfrau, die einem Engel der Morgenröthe glich: „Dein Glück sei das meinige, so wie Dein Gebet!"

Dann ließen sich Beide, umschlungen haltend, auf die Knie, und die Eltern legten die Hände segnend auf die Häupter des vor Entzücken weinenden Brautpaares.

Bald nachher erblickte Guido dasselbe als glückliches Ehepaar. Die Mutter hielt ein liebliches Mädchen an der Brust, wie die Knospe neben der voll aufgeblühten Rose schlummert; an des Vaters Knie schmiegte sich, mit süßem Lächeln emporschauend, ein holder Knabe. Die Mutter betete zu Gott, daß er den Sohn einst dem Vater lasse gleich werden, und der Vater flehte, daß er in dem Mägdlein einst das Ebenbild der Mutter erblicken möge.

Düstere und rührende Erscheinungen folgten diesem Bilde.

Am Sarge des Gatten kniete die Witwe, neben ihr die beiden Kinder. Thränen strömten aus den Augen der vaterlosen Waisen, wehmuthvolle Klagen von ihren Lippen; aber stumm war die trauernde Mutter; sie hatte weder Thränen noch Worte; der Schmerz hemmte Beide. Lange hob sie den starren Blick zum Himmel, ein Bild der Verzweiflung. Endlich erhob sich auch ihr Geist; sie konnte weinen und — beten. Sie sprach mit gebrochenem Herzen und gebrochener Stimme: „Genommen ist mir die Seele meines Lebens, freudenlos und freundlos die Welt; aber Er, der euch, ihr Waisen, den Vater entzogen hat, Er wird nun euer Vater sein. Und ist mir auch das Beste auf Erden verloren, Eines bleibt: Du, allbarmherziger Gott, und der Glaube an Deine unendliche Gnade, und die Gewißheit, den hier Verlornen in jener Welt wieder zu finden, wieder lieben zu dürfen. O Herr! Lasse diesen Trost wie einen hel-

len Stern mir leuchten in der Nacht des Lebens! Gib, daß der Verklärte sich im Himmel erfreue seiner Gattin und seiner Kinder!" —

So betete sie, und die Kraft Gottes floß wie ein Lichtstrahl der sanft weinenden Dulderin.

Ein dumpfer Kerker düsterte wie eine Grabeshöhle. Der matte Strahl einer Lampe zeigte zwei bleiche Jammergestalten: einen Verbrecher und einen Schuldlosen, der das Opfer seiner Feinde ward. Der Verbrecher heulte in seinen Eisenbanden. Er sah das Blut des von ihm Gemordeten, wie einen Glutstrom; er hörte die Flüche, welche die Geister seiner Sünden ihm zuriefen. Endlich hob er die angeschmiedeten Arme empor, und stöhnte unter dem dumpfen Gerassel seiner Ketten:

„O Du, den ich nicht zu nennen wage, Du, den ich verlassen, — Du hast mich verworfen. Unwerth Deiner Gnade, darf ich nicht um Barmherzigkeit flehen. O daß ich sühnen könnte mein Verbrechen! Ich kann es nicht. Der nächste Morgen endet mein Leben auf dem Blutgerüste. Sieh mich, o Herr, von Schmerz gefoltert, von Reue zerknirscht! Vernichte mich nicht, daß ich büße, wie ich soll! Dann aber sei gnädig, ewiger Richter, dem Gefallenen, daß er wieder auferstehe, Dich zu preisen in Ewigkeit!" —

Die Verzweiflung wich aus der Seele des Unglücklichen. Reue goß ihm den Balsam der Ergebung und der Hoffnung in das Herz. Er starb auf dem Blutgerüste. Sein letzter Hauch war ein Gebet.

Mit heiligem Seelenfrieden blickte der Schuldlose auf seine Fesseln und sprach mit weichem Tone: „Unversöhnliche Feinde! Ich vergebe euch. Verkennt mich auch die Welt, Gott blickt in mein Herz, Gott kennt meine Unschuld. Möge das Licht seiner Gnade euch Verblendete einst erleuchten! Sei mir willkommen, Engel des Todes! Du führst den Reinen zum Throne des Ewigen.“ —

Aus ruhigem Schlummer weckten ihn die Schergen zum letzten Verhör. Die Gnade Gottes entzündete in seinen Richtern den Geist der Wahrheit. Die erkannte Unschuld siegte. Erst nach einer Reihe glücklicher Jahre führte der Engel des Todes den Reinen an den Thron des Ewigen. Sein letzter Hauch war ein Dankgebet, und Segenswünsche waren das Todtenlied, welches die Seinigen am Sarge des Vollendeten sangen.

Im Dunkel der Nacht stand Guido neben dem Eremiten nun plötzlich vor einer halbzerfallenen Hütte, deren morsche Thür, in Trümmern liegend, freien Eingang gewährte. Eine matte Lampe erhellte kärglich das Innere einer kleinen Stube. In einem Winkel kauerte auf altem Stroh die bleiche, mit Lumpen bedeckte Gestalt eines greisen Bettlers, der sich mühsam erhob und, die Hände faltend, betete:

„Dürftig war mein Leben, aber Du, der die Raben nährt und die Lilie kleidet, Du ließest mich nicht verschmachten im Elend! Allgütiger Gott! Du hast mir Muth und Kraft verliehen, daß ich allen Lockungen zum Bösen wider-

stand. Du ließest mich, obschon ich in Noth schmachtete, ein ehrenvolles Greisenalter erreichen und schuldlos bleiben bis an den Rand des Grabes. O Du, ohne dessen heiligen Willen kein Haar fällt vom Haupte des Menschen, Du sendest mir nun die gnadenreiche Stunde der Erlösung, den Lohn des ewigen Heils. Gelobt sei Gott, der Herr über Leben und Tod!" —

Leise sank die morsche Hülle des Betenden auf das Strohlager zurück. Herzensreinheit und Seelenruhe verklärten die Gesichtszüge des Entschlummernden. Sternenglanz durchflog die Hütte, wie ein Lächeln der Ewigkeit.

Und es ward heller und heller. Der Morgen errichtete der kommenden Königin des Tages in Osten den purpurnen Baldachin, und die Sonne bestieg den goldstrahlenden Thron. Die freudeglühenden Berge, von Weihrauchwolken umgeben, umstanden denselben wie betende Priester den Altar des Allerheiligsten. Die Bäume rauschten den Morgenhymnus, in welchen der Chor aller Geschöpfe einstimmte. Die Blumen neigten anbetend ihre perlengeschmückten, tausendfärbigen Häupter, und aus Flüssen und Bächen sprangen die Funken andachtsvollen Entzückens empor.

Auf dem glanzumflossenen Gipfel des höchsten Gebirges kniete ein frommer Weiser, das Antlitz der Sonne zugewendet, die triumphirend höher emporstieg, der Schöpfung ihren Schöpfer zu verkünden.

Der Weise wollte laut beten, aber die Worte versagten ihm, denn er war zu mächtig erschüttert von der Herrlichkeit jenes Schauspiels, welches nur ein Gott erschaffen kann. Die Worte wurden — Thränen; die bethauten Blumen weinten mit ihm. O Schönheit des Gebetes der in ihrem Übermaß verstummenden Entzückung!

Aus einem dichten, dunkeln Walde, in welchen kein Strahl der allerwärmenden Sonne zu dringen vermochte, trat ein Gottesleugner hervor. Er hatte die edelsten Lebenskräfte vergeudet, auf Gottes Barmherzigkeit gesündiget, dann die Menschen, dem Gebot der Nächstenliebe zuwider, gehaßt, den Schöpfer in seiner Schöpfung verleugnet, sein eigenes Dasein verflucht. Sein Körper wurde die Beute unheilbaren Siechthums, sein Geist ein Raub des Wahnsinns; aber dem Wahnsinnigen blieb die fixe Idee: „Er würde von seinem Wahnsinne genesen, gesund werden an Leib und Seele, wenn er nur einmal b e t e n könnte; das Beten sei ihm aber versagt von einem furchtbaren Richter und Rächer."

So ging er in seiner Verzweiflung aus der Waldnacht hervor; da ergriff ihn das täglich erneuerte Wunder der Glorie der Morgenfeier. Die Gewalt des innern Dranges besiegte die Idee des Wahnsinnes, warf ihn auf die Knie, und er b e t e t e um die Gnade, beten zu d ü r f e n. Es war das s c h ö n s t e Gebet seines Lebens — und Gott erhörte ihn. Er glaubte die Erlaubniß, b e t e n z u d ü r f e n, von Gott

durch einen leuchtenden Himmelsboten erhalten zu haben, sank in einer Erschöpfung des Entzückens auf den weichen Rasen zurück, und die befreite Seele erschien vor Gott, wie das verirrte Kind jauchzend in das Vaterhaus zurückkehrt.

Guido, an der Leiche des Begnadigten kniend, betete mit heißer Inbrunst für ihn und sich.

Die Gestalt des Eremiten zerfloß, sich verklärend, wie ein Freudentraum, in den Strahlen der Morgensonne.

Der Tochtermörder.

Eine Erzählung.

In einem dichten, aber durch Kunst zu einem Garten umgestalteten Haine außer Nikomedia, der Hauptstadt der römischen Provinz Bithynia in Asien, stand ein düsterer, hoher Thurm, auf dessen graues Gemäuer die untergehende Sonne durch den Raum, welchen ein Nachwuchs von jungen Lorbeerbäumen ihr frei ließ, einen so freundlichen Schimmer herabgoß, als wollte sie die Trauer eines in diesem Thurme eingeschlossenen Wesens versüßen! Ach! und dieses Wesen war eine Jungfrau, deren Jugend der Morgenröthe, deren Schönheit der aufblühenden Rose, deren Herzensreinheit dem durchsichtigen Silberbächlein, deren heller Geist den auf dem Bächlein flimmernden Sonnenstrahlen glich.

Die holde Jungfrau, Barbara genannt, hatte vor einem Jahre ihre Mutter verloren, von der edlen Matrone aber das reichste und schönste Erbtheil erhalten, indem sie von ihr, die eine heimliche Christin war, in das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit eingeweiht wurde, und dann die heilige Taufe erhielt.

Die Tochter leistete der sterbenden Mutter den feierlichen Eid, daß nichts auf Erden sie bewegen werde, von der

als einzig wahr erkannten christlichen Religion je abzufallen und zum Götzendienste zurückzutreten. Da segnete die fromme Matrone die liebliche Jungfrau, welche im achtzehnten Jahre ihres holden Lebens blühte, und jetzt am Todtenbette dastand, wie die Lilie an einem Grabhügel. Die mütterliche Hand lag auf der von dunkeln Locken umwallten Stirne der still Weinenden, die jetzt auf ihre Knie sank und die letzten Worte der Sterbenden vernahm:

„Bleibe treu dem einzig wahren Gotte bis zum letzten Hauche Deines Lebens! Keine Lockung, keine Versuchung, keine Drohung leite Dich auf Abwege! Dulde und harre! Aus dem Schooße der Nacht geht das Morgenroth hervor. Ich werde nach meinem Tode Dein Schutzgeist und der unsichtbare Zeuge Deines Wandels hienieden sein. Ich segne Dich im Namen des dreieinigen Gottes, und mein Segen ruhe auf Dir unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens, welches nur eine Prüfung der Tugend ist, die sich bewähren muß unter Verfolgungen und Leiden, zwischen Feuer und Schwert. Im Reiche der ewigen Seligkeit wird die Gnade Gottes uns wieder vereinigen!“ —

Sie schloß die Augen, in denen sich Lichtstrahlen vom Vorgefühl himmlischen Entzückens zu brechen schienen, und neigte das Haupt. Die Seele kehrte zurück zu dem, von dem sie ausgegangen war. In dem schüchternen Mädchen erwachte aber in diesem Augenblicke die Seelenstärke des erhabensten Heldenmuthes.

In den Hain traten jetzt zwei Männer, deren Äußeres einen grellen Abstand bildete. Der Eine dieser Beiden war der Sophist Hierokles, sehr zierlich gekleidet, aber auch sehr geziert in jeder Geberde und Bewegung. Der Faltenwurf des reich verbrämten Oberkleides war sorgfältig geordnet; goldgestickte Sandalen schmückten die Füße. In dem abgemessenen Gange lag etwas Gekünsteltes, in der Haltung des schlanken Körpers etwas Weichliches. Jede Miene des Gesichtes zeigte die Spuren von Behaglichkeit und Wohlleben. Der Andere, ein Mann von kolossaler Gestalt, gab sich durch Kleidung und fast noch mehr durch verwilderte Gesichtszüge und Heftigkeit der Geberden als rauhen Krieger zu erkennen. Und dieser rauhe Krieger, — Dioskorus genannt, — war der Vater der holden Barbara; ein leidenschaftlicher Götzendiener und von wüthendem Hasse gegen die Christen erfüllt, deren Jedem er Verfolgung und Tod geschworen hatte.

Zwischen diesen beiden Männern entspann sich nun folgendes Gespräch:

Hierokles. Wie? In diesen Thurm verschloßest Du das Mädchen, welches die Schönheit der Liebesgöttin mit aller Anmuth der Grazien in sich vereinigt? Gram oder lange Weile werden sie selbst oder wenigstens ihre Reize tödten.

Dioskorus. Meine Liebe zu ihr zwang mich zu diesem Schritte. Du weißt es, wie gewaltig die neue Religion so viele Gemüther verblendet; insbesondere findet sie bei den Weibern und Mädchen leichten Eingang; Neuheit, Glanz und geheimnißreiches Wesen reißt die Schwachen da-

hin. Ich aber bin ein Feind dieser Christen, und werde es bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens. Ich werde nie aufhören, sie zu verfolgen, so viel in meinen Kräften steht. Sie müssen ausgerottet, vertilgt werden vom Angesicht der Erde. Nicht Einen von ihnen soll das weite Römerreich dulden. Schwert und Feuer wüthe gegen sie, ihr Blut dünge die Fluren unserer Villen!

Hierokles. Dein Eifer raubt Dir ja beinahe den Athem! Erhole Dich, indeß ich Dir meine Ansichten entwickle! — In der Hauptsache bin ich mit Dir einverstanden. Die Christen müssen vertilgt werden, die Götter und das Staatsinteresse gebieten es. Über die Wahl der Mittel aber, deren wir uns zu ihrer Ausrottung bedienen müssen, weiche ich von Deiner Meinung ab. Du willst nur Gewalt; ich ziehe Klugheit und List vor. Jene erbittert und macht die Verblendeten noch halsstärriger und verwegener. Der qualvolle Tod, den so Viele öffentlich erleiden, flößt ihnen einen ganz eigenen Stolz ein, macht sie bei Vielen zu Gegenständen des Mitleids, und entvölkert die edelsten unserer Familien. Klugheit und List führen schneller und sicherer zum Ziele. Kaltblütigkeit und Beobachtung des äußern Scheines milder Schonung werden die beste Wirkung thun. Selbst der Versuch, die ganze enthusiastische Geschichte lächerlich zu machen, würde sich gewiß der Mühe lohnen. Erkläre mir nun aber vor Allem, warum Du die holde Barbara in diesem Thurm verschlossen hast. Wollte sie unsern Göttern abtrünnig werden und den Glauben der Christen annehmen?

Dioskorus. Hätte sie es gethan, so lebte sie nicht mehr.

Hierokles. Das wolle Zeus verhüten!

Dioskorus. Ich konnte es nicht vermeiden, daß ihr mancher Christ zu Gesichte kam, oder daß man ihr hier und da etwas zu Gunsten dieser heuchelnden Enthusiasten erzählte. Ich verwahrte sie also sogleich nach dem Tode ihrer Mutter in diesem Thurme, um ihr alle Gelegenheit zu benehmen, mit Christen bekannt zu werden. Ich mußte damit um so mehr eilen, als die Schönheit und der Geist dieses seltsamen Mädchens schon allgemeine Bewunderung zu erregen anfing.

Hierokles. Ich zweifle sehr, ob Du auf solche Art Dein Ziel erreichen wirst. Die Einsamkeit führt die Seele in einen Zustand der Betrachtung, in dem wir eine vorherrschende Neigung für das Übersinnliche gewinnen, und eben die Religion der Christen ist es, die einen solchen Zustand vorzugsweise begünstigt. Die Einsamkeit entzündet auch die Fantasie, die dann, zu Schwärmereien verlockt, das wirkliche Leben schal findet, sich schönere Welten bildet, um ihre überspannten Träume zu verwirklichen, das Irdische endlich gar verachtet und sich dem hingibt, was die Christen das Himmlische zu nennen pflegen.

Dioskorus. Eher will ich ihr Haupt den Göttern der Unterwelt weihen, ehe ich es dulde, daß sie eine Christin wird. Der bloße Gedanke der Möglichkeit könnte mich rasend machen. Soll ich mein ganzes Leben dem Dienste von Göttern gewidmet haben, denen mein einziges Kind abtrün-

nig wird? In vielen Schlachten floß mein Blut für die hohe Roma, die selbst von den Söhnen eines Gottes, des gewaltigen Kriegsgottes gegründet und von den Göttern bestimmt ist, die Welt zu beherrschen. Sie selbst entzünden in diesem Augenblicke in mir einen Gedanken, den ich als ihre Eingebung vollziehen will. Barbara werde Vestalin!

Hierokles. Dieser Plan möchte für's Erste wohl kaum ausführbar sein; nehmen wir aber auch an, es wäre möglich, so würde ich Dir dringend davon abrathen. Alles Andere bei Seite gesetzt, fände ich es unverzeihlich, ja abscheulich, ein holdes Wesen von so viel Schönheit und Geist, für beglückende Liebe geschaffen, ihrer Bestimmung und der Welt zu entziehen; überdies haben wir ja viele Mittel und Wege, die Sache zu lenken, ohne die Zuflucht zu einem Äußersten zu nehmen. Nur so nebenher erlaube mir zu bemerken, daß ich mir in kurzer Zeit sehr viele Wirkung von einem Werke verspreche, welches ich so eben vollendet habe. Es führt den Titel: „Philalethes" *), und ist gegen die Religion der Christen gerichtet; ein Werk, mit solcher Klugheit, mit so feiner Schlauheit, mit so tiefer und weitumfassender Welt- und Menschenkenntniß, und mit einer so reichgeschmückten, hinreißenden Beredsamkeit geschrieben, daß ich mich, so oft ich es zur Hand nehme, eines selbstgefälligen Lächelns nicht erwehren kann.

Dioskorus. Mag sein! Wer das Leben und die

---

*) Freund der Wahrheit.

Kunst der Weisheit und Überredung erlernen will, der muß zu Dir in die Schule gehen. Wer Dich hört, muß glauben, was Du ihn glauben machen willst. Was sagst Du denn in Deinem Werke? Dem Lesen bin ich feind, reden aber höre ich nicht ungern, obschon meine Beredsamkeit das Schwert ist, welches auch den Beredtesten verstummen macht.

Hierokles. Du weißt, ich pflege öffentlich die Mäßigkeit, die Genügsamkeit, die strengste Tugend, ja sogar die Armuth zu preisen, denn die Welt liebt den Schein des Schönen und Guten. Im Stillen aber genieße ich das Leben, und lasse mir meine Kunst als sogenannter Sophist gut bezahlen, weil man das Leben ohne Geld nicht genießen kann. Das kurzgeschnittene Haupthaar gibt mir die Miene des Weisen, und das, was man an mir etwa Fehler zu nennen belieben könnte, bedecke ich vor den Augen der Uneingeweihten mit dem philosophischen Mantel, während man in meinem einfachen Landhause besser lebt und speiset, als in den Palästen mancher Vornehmen. Ein ähnlicher Geist duftet in meinen mündlichen Vorträgen und in meinen Schriften. So auch im Philalethes. Im Eingange entwickle ich die Pflicht des Weisen, den Menschen Heilmittel für ihre Thorheiten und Irrthümer an die Hand zu geben; dann wende ich mich insbesondere an die Christen, enthülle das Licht der Weisheit, welches ihnen verdeckt ist, zeige ihnen den Starrsinn, der sie zur Erduldung so vieler fruchtlosen Martern antreibt, in seiner ganzen Blöße und beweise ihnen die Unmöglichkeit, ihr Ziel jemals erreichen zu können. Die Sicherheit meiner Beweise, gerüstet mit den schärfsten Waffen des Witzes

und Spottes über schwärmerische Thoren, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Was keinem Thurm, keinem Beile des Henkers gelingt, das wird er spielend erreichen: die Ausrottung der neuen Sekte. Auch für die Heilung Deiner seelenkranken Tochter weiß ich ein besseres Mittel als dieses Absondern und Verschließen.

Dioskorus. Welches?

Hierokles. Führe die Lebendigtodte aus ihrem Grabmale dahin, wohin sie gehört, führe sie in's Leben! Lerne sie kennen, was leben heißt! Zeige ihr die Fülle, den Reichthum der Freuden, für welche wir geschaffen sind, die Genüsse aller irdischen Güter, die uns überall entgegen lächeln! Laß Vergnügen mit Vergnügen, Zerstreuung mit Zerstreuung wechseln! Sie wird bald des traurigen Ernstes und der schwermüthigen Betrachtung müde werden. Die Lebenslust wird in ihr erwachen, und sie, die jetzt ihr Ideal in der Entsagung zu finden glaubt, wird sich an das wirkliche Dasein ansaugen, wie der Schmetterling an die Blume, wird im Wohlleben das höchste Gut erkennen, und als bewunderte Göttin glücklich werden und beglücken wollen.

Dioskorus. Du magst Recht haben, aber — ich bin arm. Woher soll ich die Mittel nehmen, eine so kostspielige Heilung zu versuchen?

Hierokles. Mein Vermögen steht Dir zu Gebote, mein Haus steht Dir offen.

Dioskorus. Wie aber — wenn sie das Leben dann zu sehr lieb gewänne, sich in den Strom der Vergnügungen hinstürzte, und aus einer Schwärmerin das Gegentheil würde?

Hierokles. Ich verstehe Dich. Gib ihr dann einen Gatten, der Reichthum und Geist zugleich besitzt!

Dioskorus. Ich bin wohl reich an Lorbeern, aber arm an Gold, kann meine Tochter nicht ausstatten. Wer wird ein Mädchen wählen, das —

Hierokles. Ich selbst, wenn Du mich annehmbar findest. Sie soll das Kleinod meiner Schätze sein. Zweifle nicht! Ist sie einmal meine Gattin, so weiß ich es zu machen, daß sie unsere Götter nicht minder lieben wird als mich selbst; denn die Natur hat mir mit dem Geschenke geistiger und körperlicher Vorzüge zugleich so viel irdische Güter verliehen, daß ich alle Mittel besitze, mich liebenswürdig zu machen, wenn ich will; ich will es aber, weil Barbara mir gefällt. Ich liebe sie mit glühender Leidenschaft.

Dioskorus. Sprichst Du so im vollen Ernste? Spott oder Trug — bedenke, was Du wagst! Ich bin arm, aber stolz und heftig, und mein Schwert —

Hierokles. Mag in der Scheide bleiben! Hochzeitgesänge will ich, kein Stahlgeklirre. Ich verlange Barbara zur Gattin; willst Du sie mir zusagen?

Dioskorus. Sie sei Dein!

Hierokles. So führe mich zu ihr in den Thurm! Alles Andere abgerechnet, werde ich ihr schon in der Rolle des Befreiers als der schönste und liebenswürdigste der Männer erscheinen.

Beide gaben einander den Handschlag und umarmten sich. Dioskorus öffnete die eiserne Pforte des Thurmes, und sie gingen leise hinein.

Aus dem Gemache, in welches die Jungfrau eingeschlossen war, tönte ihnen der feierliche Gesang einer weichen, rührenden Stimme entgegen. Sie horchten. Hierokles konnte sein auffallendes Mißfallen und eine steigende Unruhe kaum verbergen; ein spöttisches Lächeln spielte um die zuckenden Lippen. Im erglühenden Gesichte des Vaters loderte aber wilder Zorn auf, und seine Blicke schienen Flammen zu sprühen.

„Sie singt ein Christenlied!" sprach er mit dumpfer Stimme.

„So ist's," erwiederte der Sophist. „Mäßige aber Deinen Zorn! Nur kalte Klugheit kann uns an's Ziel führen." —

Sie traten in das Gemach. Barbara erschrak, als sie die beiden Männer erblickte; eine Pergamentrolle entfiel der zitternden Hand. Sie blickte zu Boden, wagte es aber nicht, die Rolle aufzuheben. Dioskorus wollte darnach greifen, Hierokles winkte mißbilligend, und nahm freundlich lächelnd das Wort:

„Holdes Wesen, in dem Cytherens Schönheit mit der reizendsten Anmuth der Charitinnen vereinigt ist! Hast Du je an der innigsten Liebe Deines ruhmwürdigen Vaters gezweifelt, so verkenne sie doch nicht in diesem schönen Augenblicke! Nur seine sorgenvolle Liebe war es, die ihn bewog, Dich einer Welt zu entziehen, in welcher selbst der Gedanke an eine Möglichkeit der Verführung auf Irrwege ihn mit solcher Furcht erfüllte, daß er den ihm selbst so schmerzlichen Entschluß faßte, Dich wie sein unverletzbares, theuerstes

Kleinod vor jeder Gefahr der trugvollen Zeit zu bewahren. Mir vertraute der altbewährte Freund seine bange Besorgniß; mir aber, der Deine edle Mutter kannte, deren Schatten nun in Elysiums Freuden schwelgt, und deren Ebenbild Du bist, — mir ist's gelungen, dem Freunde, dessen volles Vertrauen ich zu besitzen mich rühmen darf, dem besorgten Vater, die Überzeugung zu verschaffen, daß Du ihm eben so treu und ergeben bist, wie den olympischen Göttern, die Dich mit den herrlichsten Gaben beschenkt haben, die ein weibliches Wesen schmücken und beglücken. Du wirst der Liebe des Vaters eben so dankbar sein als der Huld der Götter. Und so gewährte der beruhigte Vater mir, dem treuen Freunde, die Freude, Dir die Freiheit anzukündigen, als eine Folge des unbegränzten Vertrauens, welches er in Deine kindliche Liebe und in Deine Seelenstärke setzt. Ja, Du sollst von nun an Dir selbst angehören und dem Leben, dessen Zierde zu sein die gnädigen Götter Dich bestimmt haben.

Barbara schwieg erbleichend. Die Schmeichelworte des beredten Sophisten hatten ihre reine Seele mit Schwermuth umhüllt, wie nächtliches Gewölk den silberhellen Mond.

Dioskorus betrachtete sie mit finsterem Ernste. Nachdem er lange mit sich selbst gekämpft hatte, um seinen Grimm zu bemeistern, sagte er endlich so sanft, als ein rauher Krieger seiner Art es zu sagen vermochte:

„Hat diese Einsamkeit Deinen einst so lebensfrohen Geist niedergedrückt und in Trauer gehüllt?"

Barbara. Nein, mein Vater! Keine irdische Macht vermag meinen Geist niederzudrücken. Nichts, was

sterblich ist, kann die Reinheit, also auch nicht die Heiterkeit meiner Seele trüben.

Hierokles. Ich weiß, welcher Schatz von großen Gedanken und schönen Gefühlen in Dir lebt; ich zweifle nicht, daß Du Dir selbst genügst; aber hier — wo jeder Quell von Lebensgenuß, wo die ganze Erde Dir verschlossen war, — was blieb Dir übrig?

Barbara. Der Himmel!

Dioskorus. Der Himmel mit seinen Göttern — meinst Du?

Barbara. Der Himmel mit seinen Sternen.

Hierokles. Bist Du eine Sterndeuterin?

Barbara. Ich bin es, doch nicht in dem Sinne, in welchem Du es nehmen magst.

Dioskorus. In welchem also?

Barbara. Ich kann allerdings in dem großen Buche des gestirnten Himmels lesen und die Sterne deuten.

Hierokles. Ich möchte mein Glück nur in zwei Sternen lesen, in Deinen Augensternen; darin fände ich meinen Himmel.

Barbara. Dir leuchten sie nicht.

Dioskorus. Und was sonst magst Du in den Sternen lesen und deuten?

Barbara. Ich lese in der Schönheit und Harmonie des regelmäßigen Laufes dieser glänzenden Himmelslichter das Dasein eines höchsten Wesens, von dem Alles, was ist, erschaffen ward; sie sind mir die Fackeln, welche die Kennt-

niß der Wahrheit — erhellen und die Allmacht eines Gottes zeigen, welcher —

Dioskorus (in Zorn auflodernd). Von welchem Gotte sprichst Du? — Doch halt! Ehe Du mir antwortest, so vernimm meinen unerschütterlichen Willen, und erfahre, daß Du — die bestimmte Braut dieses edlen, würdigen Mannes bist!

Barbara. Nimmer!

Dioskorus. Frevlerin! Kennst Du die väterliche Gewalt des Römers?

Barbara. Mich darf kein irdisches Band fesseln.

Dioskorus. Aber die väterliche Gewalt darf Dich zwingen oder die Ungehorsame tödten!

Barbara. Mein irdisches Dasein liegt in der Hand des Herrn über Leben und Tod, in der Hand des Einigen Gottes, von dem ich meine ewige Seligkeit erwarte.

Dioskorus. Unselige! Du bist —

Barbara. Christin!

Dioskorus. Darf ich meinen Ohren trauen? Widersprich!

Barbara. Höre, o Gott der Wahrheit, wie ich, dem Rufe der Pflicht gehorchend, dem Vater die Wahrheit bekenne! Ich bin — Christin, ich habe die heilige Taufe empfangen.

Dioskorus. Sei verflucht!

Barbara. Gott verzeihe Dir! Gott erleuchte Dich!

Hierokles. Nimm ihn zurück, den Fluch! Dioskorus — nimm ihn zurück! Sanftmuth und Geduld wird

den Wahnsinn der verblendeten Schwärmerin heilen. — Holdes Mädchen! Hast Du Deine Liebe einem Glücklicheren zugewendet? Bin nur ich Dir verhaßt, Du Ideal der Schönheit? Willst Du auf solche Art mich zwingen, Dir zu entsagen, weil Du mit Recht vermuthest, daß meiner Liebe zu Dir kein Opfer zu groß wäre?

Barbara. Wo der Gott der Wahrheit waltet, verschwindet alle Täuschung! Wisse denn, mein Vater, den ich nach Gott zunächst ehre und liebe, wisse denn! Gottes Hand hob mich aus dem Labyrinth eines irren Lebens, voll von Wahnbildern einer glühenden Fantasie. Er sandte seinen Engel des Erbarmens, mich zu führen aus der Nacht von Trug und Blendwerk. Ich folgte ihm, und dem Himmel hab' ich mich geweiht. Mein Glaube steht fest wie das Weltall. Abgefallen ist das Nachtstück meines Lebens. Entsagt hab' ich der blühenden Welt und ihren Freuden; ich bin die Braut der Ewigkeit. Keine irdische Gewalt vermag es, mich meinem hohen Ziele zu entreißen. Nichts erwarte ich vom Staube; die Krone der Unsterblichkeit ist es, zu der ich mein Aug' emporrichte. In Gott nur leb' ich; vor seinem Willen beuge sich der Mensch! Mir hat sein Licht geleuchtet; Verbrechen wär' es, der erkannten Wahrheit abtrünnig zu werden. Preis und Ehre ihm, dem Höchsten, durch den wir Herrliches vollenden, durch den wir glorreich enden! Frei von Sinneslust und Erdenfesseln, wandle ich durch Nacht und Tod auf seinen Pfaden.

Wie ein Feuer, welches zuerst in rothen Funken aufsprüht, mit der Vermehrung des brennenden Stoffes, wenn die Flügel des Windes die Glut anfachen, endlich in hell auflodernde Flammen emporfährt, mächtig um sich her greift und in rasender Zerstörungswuth tobt, so fürchterlich entbrannte der Zorn des Vaters, der in der frommen Erklärung der Tochter nur trotzende Verstocktheit zu finden wähnte, und in seinem Ingrimm, der ihm beinahe die Stimme erstickte und den Athem raubte, nur die wenigen Worte auszusprechen vermochte: „Verruchte Frevlerin! Den Göttern der Unterwelt weihe ich Dein Haupt!“

Wie von Sinnen, entriß er der erbleichenden Jungfrau den heiligen Schleier, setzte den Fuß auf die Pergamentrolle der christlichen Gesänge, und ergriff das Haupthaar der Dulderin, um sie mißhandelnd zur Erde niederzureißen. Hierokles trat dazwischen, umfaßte den Wüthenden, und zog ihn zurück, mit den Worten: „Milde Schonung geziemt der zarten, jugendlichen Schönheit. Der Weise handle nie im Zorne!“ — Und als Dioskorus diese Rede nicht beachten wollte, fügte Jener drohend hinzu: „Sie ist meine Braut; wer sie mißhandelt, erkenne in mir seinen unversöhnlichen Feind!“ —

Da zog Dioskorus seinen kräftigen Arm zurück; ein Blitz entfuhr seinem wild rollenden Auge; er verließ das Gemach. Hierokles sagte mit mildem Tone: „Sei mein, und ich rette Dich! Wo nicht — so bist Du verloren!“ — Barbara erhob schweigend die Augen zum Himmel. Hierokles entfernte sich mit bedauerndem Lächeln.

Seiner Eile gelang es, den Dioskorus einzuholen, der aber so in sich selbst versunken war, daß er den neben ihm einher wandelnden Sophisten gar nicht bemerkte. Hierokles schwieg und beobachtete den Kriegstribun, dessen häßliche Gesichtszüge mit ihrem wild aufgeregten Muskelspiel deutlich zu erkennen gaben, daß er in seinem Innern über einem bösen Vorsatz brüte.

Endlich nahm Hierokles das Wort: „Nicht mißbilligen kann ich Deinen Zorn, wohl aber den hohen Grad desselben. Wer sich von einer heftigen Leidenschaft überwältigen läßt, straft nicht denjenigen, den er strafen will und soll, sondern sich selbst. Jede Leidenschaft macht blind, ein blinder Schütze aber trifft nicht das Ziel. Theile mir denn mit, was Du etwa bei Dir selbst beschlossen haben magst, damit ich es ruhig prüfe und meine Meinung freimüthig sage!" —

Dioskorus gestand nach langem Zögern endlich, er sei fest entschlossen, alsogleich zu dem römischen Statthalter Marcianus hinzugehen, die ungehorsame, ihren Göttern abtrünnige Frevlerin anzuklagen und den Richter aufzufordern, daß er sie zwinge, den Göttern zu opfern, oder, wenn nichts ihren Starrsinn zu beugen vermöge, mit ihr nach den Gesetzen des Reiches verfahre.

Der schlaue Sophist wußte, als feiner Menschenkenner, daß er den wilden Trotz des zornentbrannten Kriegers jetzt nicht bändigen könne, und daß selbst die sanftesten Einwendungen ihn nur noch mehr erbittern würden. Er billigte daher den Entschluß, den er nicht ändern konnte, nöthigte

aber den, mit dieser Erklärung zufriedenen Dioskorus, mit ihm in sein Landhaus zu gehen, in dessen Nähe sie kamen, daselbst auszuruhen und Erfrischungen zu nehmen.

Es gelang dem gewandten Sophisten, den rohen Krieger durch vorgesetzte Weine und Speisen dahin zu bringen, daß er länger als eine Stunde bei ihm verweilte. Hierokles benützte diese Zeit, um einen vertrauten Sklaven an den Statthalter mit einem Briefe abzuschicken, worin er diesen ersuchte, den Wüthenden auf mildere Gesinnungen zu bringen, sich in seinem Urtheilsspruche nicht zu übereilen, auf jeden Fall aber die Angeklagte, die er leidenschaftlich liebe und für sich zu gewinnen wünsche, so schonend als möglich zu behandeln.

Der Statthalter pflegte sich des schlauen Sophisten, den er als ersten Redner Nikomedia's und als den glücklichsten Anwalt sehr achtete, häufig, dabei manchmal auch auf unredliche oder unrechtliche Weise zu bedienen, und mochte sich daher gegen ihn gerne willfährig zeigen. Die Gelegenheit, die sich hier darbot, sich den Hierokles auf's neue zu verbinden, kam dem Statthalter allerdings sehr erwünscht; er gab sich auch überhaupt gerne die Miene eines Menschenfreundes; sein reizbares Gemüth loderte aber sehr leicht auf, insbesondere gegen die Christen, gegen die er einen glühenden Haß nährte, welchen er jedoch in seinem Innern zu verbergen suchte. Er beschloß daher, sich in dem gegenwärtigen Falle zu beherrschen und die Mäßigung vorwalten zu lassen.

Am nächsten Tage führte Dioskorus seine Tochter in die Gerichtshalle. Sie folgte ihm still und ruhig, wie das Lamm dem Opferschlächter. Auf dem erhabenen Stuhle von Elfenbein saß Marcianus, der römische Statthalter. Zu beiden Seiten standen mit trotzigen Gesichtern die Lictoren, die Fasces mit den blinkenden Beilen im Arme haltend.

Marcianus. Warum erscheinst Du, Held Dioskorus, mit dieser Jungfrau, vor unserem Gerichtsstuhle, welcher die Unschuld beschützt, der Schuld aber die verdiente Strafe zuerkennt? —

Dioskorus. Den Vater erblickst Du als Ankläger der entarteten Tochter. Mit ihr, die ihr Herz den kindlichen Gefühlen verschließt, der Macht des Vaters spottet, verfahre Du nach den Gesetzen des Reiches, weil sie den Gesetzen der Natur trotzt!

Marcianus. Und wessen klagst Du sie an? Nenne mit Bestimmtheit das Verbrechen, dessen Du sie beschuldigest!

Dioskorus. Sie ist abtrünnig der Verehrung unserer Götter, nennet sie Wahngebilde der Fantasie, Wesen einer nichtigen Fabelwelt, und huldigt dem fremden Glauben der Christen, welchen sie den einzig wahren nennt, in dem sie leben und sterben will.

Marcianus. O des Frevels! Ich schaudere — Tochter des tapferen Dioskorus! Blick' empor und beantworte meine Fragen!

Barbara erhob das gesenkte Haupt, wendete ihre Blicke zuerst zum Himmel, dann auf den Statthalter. Auf den edlen Zügen des blassen Gesichtes ruhte ein Glanz der

Verklärung, wie das Mondlicht auf der reinsten Silberquelle, und ein mildes Sternenfeuer schimmerte aus den frommen Augen. Marcianus, von dem plötzlichen Anblick der Schönheit und Heiligkeit unwillkürlich überrascht und ergriffen, erstarrte, keines Wortes mächtig, gleich Einem, an dessen Haupte ein Blitzstrahl vorüberflog. Selbst Dioskorus wendete sich ab, wie vor einer überirdischen Erscheinung, von welcher ein himmlisches Licht auszugehen schien. Barbara stand, die Hände über der Brust gekreuzt, bescheiden, doch ohne Scheu in ihrer erhabenen, Ehrfurcht gebietenden Stellung. Endlich ermannte sich der Statthalter, wie aus einem Traume erwachend. Ein flüchtiges Schamgefühl seiner Schwäche überzog sein Antlitz augenblicklich mit dunkelrother Glut; er unterdrückte eine Aufwallung des Zornes, gab seinem Gesichte den freundlichsten Ausdruck, dessen es fähig war, und sagte mit sanfter Stimme: „Nein! diese Mienen der reizendsten Unschuld sind die sprechendsten Zeugen, daß Du eines solchen Verbrechens nicht fähig bist. Du von allen Göttern und Göttinnen begünstigte kannst das Dasein der Götter nicht leugnen, die Dich mit ihren köstlichsten Gaben beschenkt haben! Bedauernswürdige! Der Reiz der Neuheit hat Dich geblendet, Schwärmer haben die Unerfahrenheit der Jugend benützend, Dich bethört, verführt. Erwache! Erkenne! Opfere den Grazien! Erwecke den Neid der Göttin von Pafos! Entzücke ihre Verehrer durch die Anmuth Deiner Gestalt! Begeistere neue Dichter, entflamme neue Künstler, daß Dein Bildniß in Farbe und Marmor die ferne Nachwelt erfreue! Lasse die Strah-

len Deines Geistes glänzen, um Deine Zeitgenossen dem Götterdienste zu erhalten! Genieße des Glückes, dessen Quellen Dir auf allen Wegen entgegen springen!"

Barbara erwiederte mit fester Stimme:

„Vergebens sprichst Du die täuschenden Worte der Verlockung. Ich habe die Wahrheit erkannt in dem einigen Gott; in seinem ewigen Reiche suche ich meine Seligkeit, nicht das vergängliche Glück irdischen Wahnes. Ich bin Christin, will als Christin leben und sterben!"

Kaum vermochte Marcianus die erheuchelte Sanftmuth länger zu behaupten und den auflodernden Zorn zu besiegen; mit zunehmender Heftigkeit sagte er:

„Weißt Du auch, was Dich erwartet, wenn Du auf Deinem wahnsinnigen Trotze beharrst? — die peinlichsten Martern."

Barbara. Gott wird mir die Kraft verleihen, sie zu ertragen.

Marcianus. Und wenn Du sie vergebens erträgst, so fordert das Gesetz ein höheres Opfer, fordert —

Barbara. Mein Leben! Welches Opfer kann zu groß sein, wenn ich es meinem Glauben, meinem Gott darbringe?

Marcianus. Du spottest meiner Güte und des Gesetzes; erfahre denn die Strenge von beiden! Liktoren! führt sie in den Kerker! Mit zerfleischenden Geißeln werde die Frevlerin gezüchtiget! — Barbara! noch ist es Zeit, widerrufe und Du bist frei!

Barbara. Ich folge dem Gesetze Gottes, handle Du nach dem Deinigen!

„Aus meinen Augen! führt sie fort, daß ich sie nicht erwürge mit diesen Händen!" So rief Dioskorus mit brüllender Stimme.

Marcianus winkte den Lictoren. Die erröthende Jungfrau folgte ihnen, die Augen zum Himmel erhebend.

Drei Tage schmachtete die Dulderin im Grabgewölbe der Kerkernacht; Geißelhiebe zerfleischten die zarten Glieder. Sie ertrug die Schmach, sie ertrug den Schmerz ohne Ächzen, ohne ein Wort der Klage. Am vierten Tage zeigte der reine Leib keine Spur erlittener Verwundung. So erhebt sich der Morgen nach der Sturmnacht in erneuter Schöne.

Nochmal vor den Richterstuhl geführt, erklärte sie neuerdings, treu zu verharren im Glauben an den einigen wahren Gott, und zu entsagen den Götzen, den Wahngebilden träumenden Fantasietruges.

Diese Weigerung und die Kunde von der spurlos verschwundenen Verletzung steigerte den Zorn des Statthalters zum Ingrimm; er befahl, sie in den dunkeln Kerker zurückzuführen, und ihr die Seiten mit flammenden Fackeln zu brennen. Der Befehl ward vollzogen. Die Flammen flackerten und erloschen, ohne einen Schmerzenslaut der Märterin zu erpressen. Die Wuth des wilden Feuers schien über den reinen Leib keine Gewalt zu haben. Am dritten Tage war keine Spur der sengenden Flammen sichtbar. So schimmert die Lilie in der Sonnenglut in noch weißerem Glanze.

Barbara wurde abermal vor den Richterstuhl des Statthalters geführt. Als er die Unversehrte wieder in der

Blüte ihrer Schönheit und unbesiegbaren Seelenstärke erblickte, als die Erhabene dem erneuerten Befehle, den Göttern zu opfern, Folge zu leisten sich weigerte, — da rief Marcianus: „Bist Du denn so erhaben über alle irdische Macht, so werde vertilgt vom Angesichte der Erde!“ — Und er befahl den Lictoren, vor seinen und ihres Vaters Augen sie zu enthaupten.

Sogleich ward vor dem Richterstuhle ein Kreis gebildet, und ein Block in die Mitte desselben gestellt. Hierokles entfernte sich, Dioskorus aber stand, wie die Bildsäule eines Höllengottes, regungslos, mit funkensprühenden Augen auf die Tochter hinstarrend. Barbara sank auf ihre Knie, erhob die Augen, in denen ein Vorgefühl des Himmels glänzte, zum Himmel empor, und sprach: „Ich stehe am Ziele meiner Leiden; bald werde ich eingehen in das Reich der ewigen Freuden. Verlasse mich nicht, mein Herr und Gott! Durch Dich bin ich Alles, ohne Dich nichts!“

Sie legte das schöne, vom aufgelösten Haar umflossene Haupt auf den Block. Schon schwang der Lictor das blinkende Beil. „Verruchte!“ so erscholl plötzlich eine Donnerstimme, „von der Hand des Vaters, den Du verhöhnst, sollst Du sterben!“

Mit diesen Worten entriß Dioskorus dem Lictor das Beil, schwang es empor — und das Haupt der Heiligen flog vom Rumpfe. Marcianus verhüllte sein Antlitz; die Menge stieß einen Schrei des Schreckens aus. Dioskorus stürzte zu Boden. Das Entsetzen über die eigene gräßliche That hatte ihn getödtet in dem Augenblicke des Tochtermordes.

Zillah.

Eine althebräische Legende *).

Zur Zeit, da, seit dem Verluste des Paradieses, der Rosenstrauch auf Erden ausgestorben war, lebte in dem Städtchen Bethlehem eine Jungfrau, Namens Zillah, so hold und so lieblich, als sollte in ihr und durch sie das Bild und Andenken der verschwundenen Rosen erhalten werden. Der Ruf ihrer Schönheit erfüllte das Land Judäa. Wer die anmuthige Gestalt und das morgenröthliche Antlitz voll Unschuld und das Helldunkel des Auges, aus dessen Nacht die Seele wie das milde Feuer des reinsten Sternes hervorstrahlte, nur einmal gesehen hatte, konnte das entzückende Bild nie wieder vergessen.

Zillah's Gemüth glich dem Heiligthum des Tempels, denn Stille, Ruhe und Klarheit herrschten darin, von keiner Leidenschaft gestört. Die irdische Liebe blieb ihrem Herzen fremd, da es von der himmlischen erfüllt war. Und so

---

*) Das Faktische erzählt Maundeville in seinem Werke: The Voyage aud Travail etc.

bewarben sich selbst die schönsten der Jünglinge, die edelsten der Männer, vergebens um die Neigung der Holden; aber selbst die Verschmähten vermochten es nicht, der Verschmähenden zu zürnen.

Nur Einer von Allen, Hamuel der Frechgesinnte, ergrimmte ob der verweigerten Gegenliebe im stürmischen Gefühle seines schwerbeleidigten Stolzes so heftig, daß er ohne Unterlaß auf Rache sann. Und es gebar seine tückische Seele bald einen Plan, würdig, von einem Geiste der Finsterniß ersonnen zu sein. Er verbreitete mit schlauer, rastloser Bosheit gegen die himmelreine Tugend der Jungfrau heimlich die schmählichsten Gerüchte, die von vielen Mißgünstigen gierig aufgehascht, leicht geglaubt, durch das Echo vieler Zungen wiederholt, mit neuen Zusätzen vermehrt wurden und sich vergrößerten, wie der fallende Schneeball zur Lawine wird, bis die Verläumdung endlich einen solchen Schein von Gewißheit erhielt, daß Zillah, wenn sie im Tempel betete und ihre frommen Gedanken und Empfindungen zu Gott emporstiegen, oder wenn sie auf der Straße mit gesenkten Augen züchtig einherwandelte, als eine arge Heuchlerin verspottet wurde.

Nun wagte der unversöhnliche Bösewicht eine förmliche Anklage. Zillah wurde vor den Richter berufen; erkaufte Zeugen traten gegen sie auf, und das strenge Gesetz verurtheilte die Schuldlose wegen verletzter Unschuld zum Tode.

Schon war der Scheiterhaufen aufgethürmt; schon stand Zillah, an den Pfahl gebunden, allein und, wie es schien, verlassen von Gott und den Menschen; auf ihrem

blassen Angesichte aber lächelte die Seelenruhe, und aus ihren Augen strahlte die Hoffnung auf ein höheres Leben, welches keine irdische Flamme zu zerstören vermag.

So stand die Reine da, Hamuel's Gegenbild, Hamuel's, der sich an ihrem Tode weiden wollte; in jeder ihrer Mienen lag ein Vorgefühl des Himmels, in jedem verzerrten Zuge seines Gesichtes aber ein Vorgefühl der Hölle, das erwachende Bewußtsein des verübten Verbrechens. Ihr Auge traf das seinige nur einmal — ohne Vorwurf, ohne Zorn — und dennoch durchbohrte der Blick sein Herz wie ein glühender Dolch.

Schon schreitet der Henker mit der brennenden Fackel einher; er hält sie an das Holzgerüste; es lodert hoch auf! Prasselnd rasen die wilden Flammen, verbreiten sich mit steigender Gewalt, umwehen und umzüngeln mit gieriger Wuth die duldende Jungfrau, welche mit erhabener Ruhe dasteht, in ein Gewand von Todesfeuer gehüllt.

Schon legen sich die gierigsten, die kühnsten der Flammen an den holden Leib der Dulderin; aber Gott schützt die Unschuld; sein Hauch weht, und siehe da! das wild auflodernde, grimmige Feuer sinkt, seine Wuth erstirbt, alle Flammen vereinigen sich in einen Punkt und bilden einen Blitz, welcher, wie suchend, dahintobt und tödtend Hamuel's Haupt trifft. Den Fall des Ruchlosen begleitet die staunende Menge mit einem Schrei des Entsetzens, und — o Wunder! der Pfahl, an welchem die Schuldlose gebunden steht, gewinnt Zweige. Die Zweige schmücken sich mit hellgrüner Blätterfülle; Rosen leuchten dazwischen hervor,

weißglühend, und eine Laube umwölbt, wie ein Triumphbogen, die Siegerin in der Todesqual, die Neubelebte, die Verklärte der frommen Unschuld.

Und so erblühten seit dem Verluste des Paradieses die ersten Rosen, als ein Paradies der Unschuld.

Von diesem wunderbaren Ereigniß wird die zwischen Bethlehem und der Kirche gelegene Ebene noch jetzt das Rosenfeld genannt.

Die Blumen des Paradieses.

Im dreihundert und sechsten Jahre nach der Geburt unsers Heilandes hielt der römische Statthalter Sapritius seinen Einzug in Cäsarea, der Hauptstadt Cappadociens, mit aller dem Römerstolze eigenen Pracht. Hochprangend auf einer Art von Triumphwagen, welchen vier neben einander gespannte schneeweiße Rosse zogen, von Legionsadlern umgeben, blickte der hochmüthige Statthalter, keines Menschen Freund und Todfeind der Christen, mit düster flammenden Augen auf die vielen Tausende der Zuschauer, durch deren Reihen der Zug sich langsam dahin bewegte. Jeder, den sein durchbohrender Blick, ein Blitz der Verachtung und des Hasses, traf, schlug vernichtet seine Augen zu Boden. Als Sapritius in seinem Palaste angekommen war, ließ er sogleich seinen Geheimschreiber Theofilus, der nicht nur die Staatsgeheimnisse, sondern auch die Herzensgeheimnisse seines Herrn kannte, und zwei Monate vor diesem in Cäsarea angekommen war, zu sich rufen. Nach den ersten Freudenbezeigungen fragte Theofilus den Statthalter, wie er mit dem Empfange der Einwohner von Cäsarea zufrieden sei. Mit stolzer Wegwerfung erwiederte Sapritius: „Was kümmert mich der Empfang dieser Sclaven? Sie mögen

mich lieben oder hassen, schmähen oder preisen; ich beachte das so wenig, als der Adler auf seinem Horste das auf- und in der Erde kriechende Gewürm vernimmt. Auf mich muß jedes Auge sich richten, mir aber gilt der Einzelne eben so wenig als die Menge, in der er sich verliert. Als ich durch das Gedränge fuhr, welches wie Traumgestalten an mir vorüberglitt, verschwand Alles in dem Augenblicke, da ich es sah. Nur eine einzige Erscheinung machte auf mich einen tiefen Eindruck, bleibender als ich selbst es wünsche. Denke ich mir die Gesammtmasse als Wolkenhimmel des Jupiter Pluvius, so schimmern mir noch zwei große leuchtende Augen, die wie Sterne aus jenem Wolkenhimmel hervorglänzen. Diese Augen, die Züge des blühenden Gesichtes, eine unbegreifliche Verschmelzung von Geist und Gemüthlichkeit, von Ernst und Anmuth, dazu die Fülle der edlen Formen des Leibes — ich will Dir nicht verbergen, dieser seltene Verein von Reizen machte auf mich eine solche Wirkung, daß ich ihre Blicke nicht ertragen konnte, und wider meinen Willen meine Augen, so gerne sie auf ihr verweilt hätten, von der imposanten Gestalt wegwenden mußte. Alle Umstehenden schienen, ihr huldigend, mich zu vergessen. Wer ist sie? Ich will sie sehen, noch heute! Sie werde mein! Theofilus! Dir gebiete ich, sie in meinen Palast zu bringen, der ohne sie — Dir verschlossen bleibt."

Theofilus, Furcht und Verwirrung heuchelnd, sagte schüchtern: „Die Eine unter den Tausenden zu finden — fürwahr eine schwere Aufgabe! Allein je schwerer die Aufgabe, desto rastloser mein Eifer, Dir zu dienen. Nur mit

der Götter Hilfe kann möglich werden, was mir unmöglich scheint."

Mit diesen Worten verließ Theofilus den Statthalter, wie es schien, ängstlich und bestürzt; allein sobald er das Gemach verlassen hatte, erheiterten sich die Gesichtszüge, auf welchen sich so eben eine bekümmerte Sorgfalt gezeigt hatte, bis zu einem ironischen Lächeln, und er murmelte leise vor sich hin: „Ich kenne sie so, wie ich Dich kenne. Sehr leicht ist die Aufgabe, aber als eine Riesenarbeit soll sie Dir erscheinen. Wer zu theuern Preisen verkaufen will, darf nicht wohlfeil anbieten." —

Am nächsten Morgen führte Theofilus eine schöne weibliche Gestalt in das Haus des Statthalters, der bei ihrem Anblicke den Ausbruch seines Entzückens kaum unterdrücken konnte. Mit mühsam erzwungener Fassung wendete er sich endlich von den bezaubernden Wesen an denjenigen, der es eingeführt hatte, drückte ihm die Hand und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Bist Du ein Sonnenstrahl des Apollo, auf dem die Götter mit unbegreiflicher Schnelligkeit vom Olymp zur Erde gleiten? Wenn Du die Wahrheit unter der Menge von Irrthümern immer so triffst, wie hier unter Tausenden die Eine, so müssen alle unsere Weisen vor Dir beschämt zurückweichen." —

Theofilus erwiederte: „Wenn ihre Schönheit Dich anzieht, so dürfte ihr Glaube Dich zurückstoßen. Sie, voll Reiz und Anmuth, wie die Göttin der Liebe, ist für Liebe so wenig empfänglich, als der kalte Marmor für die

Wärme des Sonnenstrahls. Sie ist dem neuen Glauben der Christen mit ganzer Seele zugethan, sie haßt unsere Götter, die sie nichtige fabelhafte Wesen nennt, eben so wie uns selbst, auf deren Götzendienst sie mit Verachtung niederblickt. Die Reinheit ihrer Sitten und Lebensweise, die Klugheit ihres Benehmens und die erhabene Denkungsart ihres Geistes, haben sie allen Einwohnern von Cäsarea zu einem Gegenstande der Bewunderung gemacht. Sie lebt entfernt vom Weltgetümmel; nur eine so glänzende Begebenheit, wie Dein feierlicher Einzug, vermochte es, sie dem Schooße der Einsamkeit zu entziehen. Sie heißt Dorothea, und zwar, wie ihre Glaubensgenossen sagen, mit vollem Recht, da sie, wie das griechische Wort bedeutet, wirklich ein Geschenk Gottes sei."

„Fürwahr!" erwiederte Sapritius, „die unsterblichen Götter, denen ich sie wieder zuführen will, konnten mir kein schöneres Geschenk machen, als dieses Göttermädchen. Geh' und harre meiner in der Vorhalle!"

Theofilus entfernte sich. Der Statthalter trat mit einer Mischung von erheuchelter Würde und falscher Freundlichkeit der holden Jungfrau entgegen, welche in ihr weitfaltiges, blütenweißes Gewand gehüllt, die äußere Umgebung nicht beachtend, in sich versunken, in der Mitte des hohen, reich ausgeschmückten Gemaches stand.

Die Strahlen der Sonne, durch die Öffnungen eines hohen Säulenganges in das Prunkgemach einfallend, umfloßen die hohe Gestalt der edlen Jungfrau mit einem Verklärungsglanze. Die Augen und den Geist zum Himmel er-

hoben, stand sie da, wie ein in Körperhülle gekleideter Engel, ein ätherisches Wesen, welches auf Erden wandelnd, der Erde nicht angehört.

Vergebens hatte Sapritius das Mögliche aufgeboten, durch zierliche Redensarten, anmuthiges Benehmen und Schmeicheleien ihre Gunst zu gewinnen. Sie hatte nichts von den eiteln Bemühungen des eitlen Mannes vernommen. Auf ihrem entzückten Antlitze schien ein Traum des Paradieses zu spielen, aus dem sie nun plötzlich, aber mit einem auffallend unangenehmen Gefühl erwachte. Die kaum noch verklärt gewesenen Gesichtszüge trübten sich, und ein zürnender Unwille umwölkte die reine Stirne. Mit fester Stimme sagte sie endlich zu dem vor ihr stehenden Statthalter, der über das Ungewöhnliche dieser Erscheinung wenigstens einen Theil der ihm sonst eigenen Geistesgegenwart verlor:

„Auf Deinen Befehl ward ich hieher gebracht. Was verlangst Du von mir? was kannst Du von mir verlangen? Erkläre Dich in Kürze! denn in diesen unheiligen Hallen ist meines Bleibens nicht.“—

„„Und dennoch,““ sagte Sapritius mit Bedeutung, „„hoffe ich, daß Du, schöne Abtrünnige, hier bleiben wirst, so lange es mir beliebt. Zürne mir deshalb nicht, liebliche Feindin der Römer, und ihrer Götter! Ich sehe mich aber durch meine Stellung als Statthalter genöthigt, Dich so lange hier festzuhalten, bis es mir gelungen sein wird, Dich zur Freundin Roms und seiner Götter, ja vielleicht auch zu meiner Freundin zu machen.““ —

Dorothea. Nicht Dir, noch Rom und seinen Lügengöttern kann ich je angehören.

Sapritius. Und würde meine Liebe nicht Erwiederung finden?

Dorothea. Christenliebe verbietet mir den Haß. Ich könnte nur Mitleid für Dich fühlen.

Sapritius. Und würdest Du selbst gegen meine Bitte gefühllos bleiben?

Dorothea. Gegen die Bitte des Götzendieners allerdings.

Sapritius. Doch meinem Befehle würdest — müßtest Du wohl gehorchen?

Dorothea. Ich gehorche nur Gott, dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde.

Sapritius. Wenn Du aber den Göttern nicht opferst, und dann die Qualen der Foltern erleiden müßtest — armes Kind! wie dann?

Dorothea. Leiden sind oft weniger verderblich als die Freuden. Du kannst den Leib tödten, nicht aber die Seele. Der Tod führt zum ewigen Leben, und schuldlos sterben ist das höchste Glück dieser Erde. Wer Gott liebt, fürchtet keinen Menschen, keine Qual.

Sapritius. Du sprichst erhabene Worte. Würde die That den Worten gleichen? Ich zweifle. Wie wär's, wenn ich, Deine Stärke zu prüfen, Dich auf die Folter spannen ließe? Glaube mir, wie die Glieder ausgedehnt werden, in dem Maße schrumpft die prahlerische Standhaftigkeit zusammen.

Dorothea. Versuch' es, Versucher!

Sapritius. Du trotzest Verwegne! Du reizest mich. Wohlan! Der Versuch beschäme Dich Großsprecherin! —

Sapritius ließ die Folterknechte mit der Folterbank eintreten. Dorothea wurde ergriffen; ihr Blick schreckte die Henker zurück, und sie trat freiwillig zu dem Marterwerkzeuge. Schon wollten die Knechte ihr Amt beginnen, ohne daß Dorothea ein Zeichen der Furcht blicken ließ. Um so mehr Schrecken zeigte Sapritius selbst, und er rief den Henkern zu: „Haltet ein!"

Dorothea sprach: „„Willst Du mit dem Tode ein grausames Spiel treiben und meine Qualen verlängern?""

Sapritius. „Dich schonen will ich, bethörte Schwärmerin! Soll ich die Schönheit, welche die Götter Dir gaben, um Dich und Andere durch Dich zu beglücken, gefühllos zerstören?" —

Er befahl den Henkern, sich mit der Folter zu entfernen, näherte sich der Jungfrau, schlang einen Arm um sie, blickte ihr zärtlich in's Auge, und sagte: „Verdient der Mann keinen Dank, der, als Höchster unter den Tausenden hier, seine Macht der Schönheit huldigen läßt? Dorothea! Ein Wink von mir, — und Du bist ein Opfer des Todes! — Nein! Ich will, Du sollst leben, Du sollst glücklich sein — und mir dankbar! Sei mein, und ein Elisium von Freuden erwartet Dich! Du sollst die Erste sein im Blumenflor der Schönsten in Cäsarea. Jeden Deiner Wünsche kann ich erfüllen. Entsage dem düstern Wahn,

opfere auf dem Altare der Göttin der Liebe, und ich opfere Dir! Sei mein, und das Erlesenste dieser Erde sei Dein!" — Dem Glühenden mit Würde und Hoheit sich entwindend, sprach Dorothea: „Nichtig ist das Erlesenste dieser Erde; jenseits des Grabes blühen meine Freuden. Dem Gott, der Himmel und Erde schuf, gehöre ich an; ich bin die Braut der Ewigkeit. Dies ist mein Glaube. Rufe Deine Mörder zurück!" —

Tief erschüttert stand Sapritius vor der Gottgeweihten. Nachdem er wieder Fassung gewonnen hatte, fing er nochmal an, die reizende Jungfrau mit Vorstellungen, Versprechungen und Bitten zu bestürmen. Er ließ nichts unversucht, was auf ein weibliches Herz gewöhnlich zu wirken pflegt. Vergebens! Dorothea ließ sich auf ihre Knie nieder. Ohne den Leidenschaftlichen eines Blickes zu würdigen, hob sie, die Hände zum Gebet gefaltet, die lichtstrahlenden Augen zum Himmel und rief: „Mein Gott und Vater! Makelrein, wie Du mich geschaffen, laß mich eingehen in Dein Reich!" —

Sapritius, dessen Scharfblick die Weihe der Gottbegeisterten nicht verkannte, sah ein, daß Drohung oder Gewalt hier mehr schaden als nützen würde. Er bezähmte daher die ihm eigene Heftigkeit, heuchelte mit feiner Schlauheit eine zarte Bewunderung, und beschloß nun, ein falsches Spiel zu beginnen.

„Ich bin nun überzeugt," sagte er, „daß es mir nicht gelingen wird, Dich meinem Glauben an die Götter zu gewinnen. Eher möchte es Dir gelingen, mich zu Deinem

gepriesenen Gott hinüberzuziehen, der Dich mit solcher Schönheit, solcher Anmuth der Seele und des Leibes schmückte. Laß uns denn einen Wettkampf eingehen, welches von uns Beiden das Andere von der Herrlichkeit und Wahrheit seines Glaubens zu überzeugen vermag. Auf jeden Fall werden wir dann einig, und der besiegte Theil ergibt sich dem siegenden." —

Dorothea's reine Seele glaubte an die reine Absicht des Listigen, der unter den schönen Worten einen unedlen Plan verbarg. In der festen Überzeugung, daß es keinem Verführer je gelingen könne, sie von der Verehrung des wahren Gottes auf Irrwege zu leiten, erklärte sie sich bereit, den Wettstreit einzugehen. Sapritius setzte nur die einzige Bedingung, daß Dorothea ihre bisherige Umgebung, die mit ihr gemeinsame Sache machen würde, verlasse, und, allein stehend, allein handelnd, ihren Aufenthalt bei einer würdigen Matrone wähle, in deren Hause sie als selbstständige Herrin lebend und handelnd, gegen die Überredungskünste und Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen gesichert sein solle.

Dorotheens frommer Stolz fühlte sich eben dadurch geschmeichelt und gehoben. Im Vertrauen auf ihren Gott und auf ihre Seelenstärke willigte sie in den Vorschlag ein, mit den Worten: „Du sollst sehen, wie Gott auch in den Schwachen sich verherrlicht! Ich baue auf ihn und fürchte nicht die Welt mit allen ihren Schlingen und Gewaltthaten! Entziehe mich meinen Glaubensgenossen! Ich werde stark sein, ist Gott mit mir!" —

———

Damals lebten in Cäsarea zwei Schwestern, Namens Krysta und Kallista, die ehemals in Rom einen zügellosen Lebenswandel geführt hatten, nach zerstörter Schönheit aus eigennütziger Absicht zu dem christlichen Glauben übergetreten waren, denselben aber zeitlichen Vortheils wegen wieder verließen, und nach Cäsarea übersiedelten, wo sie, von Wüstlingen unterstützt, diesen dienten, indem sie reine Jungfrauen zum Götzendienst und zu unsittlichem Lebenswandel verlockten.

In dieses Haus der irdischen Liebesgöttin mußte Dorothea sich einwohnen. Die beiden Schwestern ließen sie in den ersten Tagen gewähren, ohne ihr den geringsten Zwang anzulegen; sie wußten sogar den Schein irgend einer besonderen Aufmerksamkeit auf Dorotheens Thun und Lassen zu vermeiden. Die Einsamkeit, der sie so hold war, wurde ihr nie und nirgend gestört. Der Name Sapritius wurde nicht genannt. Dorothea wußte wohl, daß dieses Haus bei ihren Glaubensgenossen in keinem guten Rufe stehe; sie fühlte aber in sich die Kraft, Versuchungen zu widerstehen, und wußte, daß die Tugend in Prüfungen sich läutere und bewähre.

Allmälig fing der versteckte Plan sich mehr und mehr zu enthüllen an. Das Haus belebte sich immer mehr. Mädchen und Jünglinge fanden sich zahlreicher ein. Lyra und Flöte ertönte in den Gebüschen des Gartens; Tänze schwebten über die blumenreichen Wiesen dahin, und manche leidenschaftliche Szene stellte sich dem Auge dar. Dorothea konnte manchen Einladungen und Bitten zur geselligen Theilnahme an den gemeinsamen Vergnügungen nicht ausweichen.

Bei einem Gartenfeste in einer neblig dämmernden Mondnacht erschien endlich auch Sapritius. Er näherte sich Dorotheen, die als entfernte Zuschauerin stand. Er wagte es, nach manchem Schmeichelworte, sie heftig zu umschlingen. Der Blick der seinem Arme sich entwindenden Jungfrau schlug seinen Muth plötzlich darnieder, mit den Worten: „Nicht so wirst Du mich Dir und Deinen Götzen gewinnen.“ —

Dorothea verließ den Bestürzten, eh' er sich von seiner Verwirrung zu erholen vermochte.

In ihrem Schlafgemache angelangt, verrichtete sie, ohne sich durch die vorhergehende Szene beunruhigt zu fühlen, ihr Abendgebet. Sie hatte dasselbe kaum begonnen, als die beiden Schwestern eintraten und ihr Vorwürfe machten über das thörichte Betragen, mit welchem sie das Glück von sich stoße. Nun erkannte die Aufgeschreckte den Abgrund, an welchen man sie hinstellen wolle. Sie ließ die wetteifernden Schwestern ihre Beredsamkeit ausströmen, trat dann in erhabener Stellung mit sternhell leuchtenden Augen zwischen Beide, und sagte: „Wie? ihr seid Schwestern? Nimmer! Denn ihr kennt nicht die Schwesterliebe, ihr kennt nur den Schwesterhaß. Die Schwesterliebe müßte euch antreiben, für einander zu sorgen, daß die Seele rein, das Herz gut, der Glaube wahr sei. Ihr aber reizt und verlockt euch wechselseitig zur Unwahrheit und zur Sünde. Wohlleben und Taumel irdischer Freuden erscheinen euch als des Lebens höchster Genuß und höchstes Ziel. Das Übersinnliche kennt ihr nicht, und vor dem Ewigen graut euch, Bethörte! Ihr lebt von Augenblick zu Augenblick, wie die Thiere des Fel-

des und denkt nicht, daß ihr Menschen seid, die, von Gott ausströmend, wie das Licht von der Sonne, einst wieder zurückkehren sollen in den Schooß ihres Schöpfers. Nie wird es euch gelingen, mich in das irdische Verderben zu ziehen. Möge aber Gott mich stärken, euch zu dem Himmlischen zu leiten und eure Seele vom ewigen Tode zu erretten! Unsterblichkeit ist eine Schreckensnacht dem Sünder, ein freudiges Morgenroth dem Reinen. Auf eurer Seele ruht aber eine schwere Last von Vergehungen und Sünden, die ihr schwer büßen werdet, um so schwerer, als ihr auch Schuldlose in den Pfuhl der Sünde hinabziehen wollt. Höret mich, ihr Unglücklichen! Gott spricht aus mir, die ihm, dem Besten, ihr Leben weiht. Folget mir, damit mein schwacher Arm euch führe in die Wohnung meines Vaters! Folget mir, entfliehet dem irdischen Blendwerk, eh' ihr noch tiefer sinkt in den Abgrund des Verderbens, und lernet eure Seligkeit bauen auf den Fels des Unvergänglichen! Meldet dem Statthalter, daß ich ihn hasse und verabscheue! Mein Vater starb und ließ mich als hilflose Waise auf der Erde zurück; aber mein ewiger Vater lebt! Er gibt der Schwachen die Kraft, ihn zu lieben, ihm zu dienen. Entsagt dem bösen Geiste, der euch blendet und lenkt! Reicht mir, Schwestern, die Schwesterhände, und opfert euer Leben mit allen seinen Leiden und Freuden dem Allmächtigen, aber auch Allgütigen! Der Tod ist dem Gerechten der Weg in das Reich der ewigen Seligkeit; die Sünde aber ist der Tod der Seele. Ich biete euch Schwesterliebe; nehmt sie an, und lasset uns Gott preisen, durch den wir Alles sind, Nichts ohne ihn!" —

Erblassend und mit thränenvollen Augen standen die beiden Schwestern vor der Begeisterten, zu welcher sie ihre Blicke nicht zu erheben wagten. Nach langem Schweigen faßte endlich Kallista, die ältere Schwester, Muth, und sprach: „Edle Jungfrau! was ich in meinem eigenen Herzen fühle, das lese ich auch in den Augen meiner Schwester Krysta. Wir sind erschüttert von der Wahrheit Deiner Rede; Dein Glaube trägt das unverkennbare Gepräge göttlicher Überzeugung. Wenn wir aber auch zu Deinem heiligen Glauben übertreten wollten, können, dürfen wir es? Welcher Mensch, der in einem Sumpfe liegt, vermag es, einen Flug zum Himmel auch nur zu versuchen? Die Last unserer Vergehungen drückt uns zu Boden, und die Reue, die uns ergreifen will, muß der Verzweiflung weichen, die uns keine Vergebung hoffen läßt. Die eherne Pforte jenes Reiches der Seligkeit, zu welcher Du hindeutest, bleibt uns ewig verschlossen." —

Dorothea, deren Gesichtszüge durch das holde Mitleid über die Verirrten verklärt wurde, erwiederte mit dem mildesten Tone ihrer weichen Stimme:

„Mögen auch viele und schwere Sünden, wie düstere Nachtwolken, auf eurer Seele lasten, die schwerste aller Sünden wäre doch — die Verzweiflung an der Gnade Gottes. Er, der uns schuf, Er nimmt den Reuigen wieder in seinen Schooß auf. Er ist der Vater, der die verirrten Kinder liebend zu sich ruft. Es ist keine Nacht so dunkel, die er nicht erhellen, keine Wunde so tief, die er nicht heilen, kein Leiden so groß, das er nicht in Freude verwandeln kann. Entsaget den Götzen, entsaget der Sünde, lebt der Tu-

gend, erkennet die Wahrheit, übt das Gute und Rechte, und ihr werdet eingehen in das Paradies der ewigen Seelenfreude!"

Da stürzten die beiden Schwestern zu den Füßen der Heiligen, und riefen mit dem Tone der reuigsten Zerknirschung: „Bitte Gott um Vergebung unserer Sünden, und ein neues Leben beginne für uns! Uns, die wir vom Statthalter bestimmt waren, Dich auf den Irrweg des Lasters und durch das Laster zum falschen Glauben zu verführen; uns führe nun, Du Gottgeweihte, auf den Weg des ewigen Heiles!" —

Dorothea hob die freudestrahlenden Augen zum Himmel, legte ihre Hände segnend auf die gesenkten Häupter der vor ihr knienden Schwestern, und sprach betend: „Allbarmherziger, allgnädiger Gott! Du, der sprach: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er lebe;" Du, der sprach: „Es freut sich der Himmel über einen reuigen Sünder mehr, als über neun und neunzig Gerechte" — Allgerechter! Allmächtiger! Blicke gnädig von Deinem Weltenthron auf diese Verirrten, aber Reuigen! Nimm sie auf in den Kreis der mit jedem Tage sich vermehrenden Schar Deiner gläubigen Verehrer, und sende den heiligen Geist der Wahrheit in ihre Seelen, daß auch sie als Zeugen Deiner Macht und Herrlichkeit auftreten hienieden, und Tausende ihrem Beispiele folgen!" —

Dorothea hob die Knienden empor, drückte sie liebevoll an's Herz, und gab ihnen den Schwesterkuß.

Nach einigen Tagen ließ der römische Statthalter die Schwestern Krysta und Kallista zu sich rufen. Er empfing die Eintretenden mit den Worten: „Ich ließ euch viel

Zeit, die spröde Christin eines Besseren zu belehren. Habt ihr euer Werk vollendet, so erwartet euch reicher Lohn." —

Krysta erwiederte schüchtern: „Wir verzichten auf jeden Lohn." —

„Wie deut' ich das?" fragte Sapritius mit stolzer Miene.

Krysta. Im besten Sinne.

Sapritius. Also in dem Sinne, wie ich es wünsche? Habt ihr sie meinem Verlangen gewonnen? Habt ihr sie unsern Göttern gewonnen?

Kallista. Sie kennt nur Ein Verlangen und nur Einen Gott. Ihm dienend, verabscheut sie das Laster mehr als den qualvollsten Tod.

Sapritius. Wie? Ihr wagt es, der Verbrecherin das Wort zu reden?

Kallista. Wir wagen es, denn sie ist unsere Schwester, so wie ihr Gott der unserige ist.

Sapritius. Wahnsinnige! Ließt ihr euch etwa durch glänzende aber leere Versprechungen verblenden? Was auch die Christengemeinde von Cäsarea euch bieten mag, ich, der Statthalter, kann Alles überbieten.

Kallista. Irdisch und nichtig ist, was Du uns bieten kannst. Dorothea, vom Geiste Gottes beseelt, hat uns Abtrünnige wieder vom Irrwege auf den Pfad der Wahrheit und des ewigen Seelenheils geführt.

Sapritius. Verwegene! Verblendete! Wißt ihr, daß Tod und Leben in meiner Hand liegt?

Kallista. Wir sind bereit, für unsern Glauben und für die Kraft seiner Überzeugung unser Blut und Leben hinzugeben.

Krysta. Wir wollen mit Dorothea leben und sterben.

„Wohlan denn!" rief Sapritius mit zornflammenden Blicken, „ihr sollt sterben, aber nicht mit ihr, sondern vor ihr. Strecket dann der frommen Schwester aus den Flammen die Arme entgegen! Wenn euer Wehgeschrei zum Himmel steigt, mag das Gebet der Heiligen dem Geheule zur Begleitung dienen." —

Sapritius rief mit gewaltiger Stimme Schergen und Kriegsknechte herein, und befahl, von Wuth entflammt, heftig auf- und niederschreitend, den Einen, die beiden Schwestern in das Gefängniß zu schleppen, den Andern, Dorotheen herbeizuführen, den Dritten, im innern Hofraume einen Holzstoß aufzurichten.

Auf einem Ruhebette halb sitzend, halb liegend, und starr vor sich blickend, stieß Sapritius nur einzelne Worte wild schnaubend aus: „Mir trotzen! — Meinem Willen spotten! — Nimmer! Ein Beispiel genüge zum Schrecken Aller. Das Entsetzen — wenn nicht die Liebe — führe sie in meine Arme. Mögen Hunderte sterben, um die Einzige mir zu erhalten!" —

Durch den Eifer bereitwilliger Diener des Bösen ward der Scheiterhaufen mit unglaublicher Schnelligkeit errichtet. Die drohende Schreckgestalt des nahen Flammentodes stand riesenhoch aufgethürmt. Vier Schergen mit brennenden Pechfackeln führten die beiden Schwestern in den Hofraum.

Während dies vorging, trat Dorothea auf des Statthalters Befehl in den Saal, ohne zu ahnen, was in

ihrer Nähe sich ereignete. Sapritius empfing sie mit freundlicher Herablassung, und mit Mienen, in welchen lüsterne Begierde mit ironischem Lächeln verschmolz. „Wie bist Du gesinnt?" sagte er, „willst Du, Venus wider Deinen eigenen Willen, nur Göttin der Schönheit, nicht auch Göttin der Liebe sein? Willst Du nicht unsern Göttern eben so huldigen und opfern, wie ich Dir huldige und opfere?" —

„„Wer dem Gotte der Wahrheit dient,"" erwiederte Dorothea mit einem Blicke der Verachtung, „„bleibt ihm und sich selbst getreu. Weiche, Versucher!"" —

Sapritius. „Nennst Du den Wahn ein Glück, den kecken Trotz eine Tugend? Wird die sich brüstende Seelenstärke, auf welche die Unerfahrne so verwegen pocht, vor gewissen Scenen nicht kleinmüthig erzittern, und vom Riesen in einen Zwerg zusammenschrumpfen? Dein Gott ist, wie man sagt ein Gott der Liebe; da brauchst Du ja nicht vor ihm zu zittern. Ich aber — bedenke das wohl! — Ich kann nicht nur lieben, sondern auch hassen, und bin deshalb furchtbarer als Dein Gott. Laß es ja nicht auf eine Probe ankommen! Füge Dich meinen Göttern und meinem Willen!" —

„„Deine Lügengötter sind farbige Bilder des Wahns, und Dein Wille ist nichts für diejenigen, die zu ihrem Gott emporrufen: Herr! Dein Wille geschehe!"" —

„So lerne denn die Macht meines Willens kennen, Thörin, die das Wohl des wirklichen Lebens für ein erträumtes hinwegschleudert!"

Bei diesen Worten ergriff er Dorotheens rechte Hand, rieß sie rauh und ungestüm an's Fenster, und schrie in den Hofraum: „Entflammt den Scheiterhaufen!" Dann wendete er sich an die, nicht aus Menschenfurcht, sondern über seine rohe Wuth erbleichende Jungfrau, und sagte zähneknirschend: „Sieh' hin! Deine Schwestern sterben den Flammentod. Du hast sie von der Macht Deines Gottes überzeugt. Wird er sie nun retten? Wird er mein Verdammungsurtheil zu nichte machen? Hilf ihnen! Rette sie! — Schergen! Schleudert die Pechfackeln in den Scheiterhaufen! Er leuchte mir zum Hochzeitsfest! Werft die Ungläubigen in's Feuer! Ihr Geheul sei Dein Brautgesang!" —

Und es geschah, wie der Statthalter befahl. Hochauf loderte der prasselnde Scheiterhaufen; die Schergen rissen die knienden Schwestern, die sich fest umschlungen hielten, empor, und schleuderten sie in die lechzende Flammenglut.

Mit triumphirendem Hohne blickte Sapritius der zitternden Jungfrau in das blasse Angesicht, erwartend, sie werde nun zu seinen Füßen stürzen, um das Leben der Schwestern bitten und sich selbst seinem Willen fügen. Aber wie sehr fand er sich getäuscht, wie groß wurde sein Erstaunen!

Dorothea, plötzlich alle Furcht von sich abschüttelnd, erhob sich, wie ein überirdisches Wesen. Sie erhob den rechten Arm, streckte die Hand segnend nach den in die Glut versinkenden Schwestern aus, und rief ihnen mit einer wie aus den Wolken tönenden Stimme zu: „Gehet ein in den Himmel! Eilet, ihr Glücklichen, mir voran! Der Vater im Himmel, wird euch für den Märtyrertod ewige Seligkeit, für irdische Leiden unsterbliche Freuden gewähren. Wenn

ihr die Wonne des Paradieses genießet, wo unverwelkbare Blumen blühen, und unvergängliche Früchte die Seele laben, o! dann betet für mich, die sich sehnt, euch zu folgen!" —

Verstummend und überwältigt von der Gewalt der Empfindungen, sank Dorothea in die Knie, dann, einer Todten gleich, zur Erde. Sapritius verließ, von eiskaltem Schauer durchdrungen, den vom Wiederscheine des Feuers hochroth glühenden Saal.

Als Dorothea wieder zum Bewußtsein erwachte, und doch nicht wußte, ob sie wirklich wache, und ob das, was vor ihr geschah, nur ein furchtbares Traumgesicht oder eine noch furchtbarere Wahrheit sei, erhob sie sich, auf ihre Arme gestützt, vom Boden, und trat, als sie die aufrechte Stellung mühsam errungen hatte, mit wankenden Schritten an das Fenster. Hier stellte sich ihr das Bild der Zerstörung und des Märtyrertodes vor die Augen. Die roth auflechzende Glut des verglimmenden Leichenfeuers, das am Rande des Scheiterhaufens umherliegende verkohlte Holz, mit weißgrauer Asche belegt, und der in der Luft wallende heiße Qualm, wirkten auf die Entkräftete so stark, daß sie einer zweiten Ohnmacht nahe war.

In diesem Augenblick kehrte Sapritius zurück, trat zur edlen Jungfrau, und sagte mit dem mildesten, freundlichsten Tone, zu dem er sich zwingen konnte: „Der Schönheit geziemt die Liebe. Sei klug, und werde glücklich! Verzeihe mir das Geschehene, und lerne mich und meine Macht so kennen, wie Deine Ohnmacht! Wärest Du klüger und

nachgiebiger gewesen, so lebten die Beiden, deren Tod auf Deiner Seele lastet, noch jetzt." —

„„Wie?"" sagte Dorothea, „„Du hältst ihren Tod für ein Unglück? Ich beneide sie, ich preise sie glücklich.""

Sapritius. So beharrst Du in Deinem Trotz?

Dorothea. Und Du in der Wuth Deiner Liebe?

Sapritius. Auch Spott wagst Du? Genügte das Beispiel Dir nicht?

Dorothea. Es entflammte mich nur zu dem Wunsche, den Glücklichen bald zu folgen, in das Reich des Lichtes, in den Schooß ewiger Seligkeit.

Sapritius. Gelüstet Dich denn so sehr nach den unverwelklichen Blumen des Paradieses?

Dorothea. Ich schmachte darnach.

„So wisse denn," rief Sapritius mit zornfunkelnden Augen und von Stolz aufgeblähtem Angesicht, „keine Rose ohne Dornen! Du sollst sie fühlen, indem Du Deine Thorheit zu spät bereuen wirst. Fahre hin zu Deinem Gott! Folge Deinen Schwestern! Eh' ich aber das Todesurtheil über Dich ausspreche, Du heldenmüthige Jungfrau, sollst Du mir Beweise Deines Heldenmuthes geben!" —

Sapritius rief die Henkersknechte herein. Dorothea wurde ergriffen, mit Stricken an die Folterbank gebunden, und die zarten Glieder wurden durch Schrauben so ausgedehnt, daß sie aus ihren Gelenken gingen. Dorothea duldete die ungeheuren Schmerzen des Leibes durch die Kraft des Geistes — den Blick aufwärts gewendet, und ohne daß ein Klagelaut oder ein Seufzer ihren Lippen entschwebte.

Je mehr aber Dorotheens Geduld und Standhaftigkeit die Bewunderung, ihre Jugend und Schönheit das Mitleid der Folterknechte erregte, um so mehr fühlte sich des Statthalters Hochmuth beleidiget, um so mehr stieg seine Unmenschlichkeit, und er befahl den Peinigern mit durchbohrendem Blick, einen höhern Grad der Folter anzuwenden. Brennende Fackeln wurden hereingebracht und an die Seiten der schweigenden Jungfrau gehalten. Die Flammen zerfraßen das Gewand und leckten gierig an dem Leibe. Die Flammen selbst schienen unwillig zu zischen, als das hervorquellende Blut ihnen begegnete und zur Erde floß. Dorothea stand, die Augen zum Himmel erhoben, ruhig, und nicht die leiseste Zuckung verrieth, ob, und welche Schmerzen sie litt. Darüber ergrimmt, brach der Unmensch in einen Strom von Schmähworten aus, und schloß, indem der Zorn ihm die Kehle zuschnürte, mit dem Befehle, die böse Zauberdirne zur Richtstätte zu führen und sie zu enthaupten.

Dorothea, dem Herzlosen aus milden Augen einen rührenden Blick der Vergebung zusendend, schwankte, von den schweigenden Schergen geführt, leibesmatt, aber geistesstark, aus dem Saale. Theofilus, an der Schwelle stehend, maß sie achselzuckend mit ironischem Lächeln, dessen er sich aber, wie sein Erröthen es deutlich bezeugte, selbst schämte, indem er es gewahr wurde. Eine Mischung von Theilnahme und Neugierde trieb ihn an, dem Zuge zu folgen bis zur Richtstätte. Da der Zug sich nur langsam bewegte, gelang es dem Theofilus demselben zuvorzukommen. Er nahm demnach auf dem mit einer Menge von

Christen und Heiden angefüllten Platze eine solche Stellung, daß er der zum Tode Verurtheilten geradezu in die Augen fallen mußte. Als Dorothea nun nahe an ihm vorüberschritt, begrüßte er sie auf vertrauliche Weise, und gab ihr ein frostiges Bedauern zu erkennen.

Die heilige Jungfrau, in ihre Gedanken an Tod und Ewigkeit versunken, würdigte ihn keiner Aufmerksamkeit, keines Blickes. Dies beleidigte die Eitelkeit des Mannes, und er sagte, die rechte Hand der Jungfrau fassend: „Schöne Braut des einzigen Gottes! Sei doch so gütig, mir etwas von jenen unverwelklichen Blumen zu senden, welche Du, wie ich vernommen habe, in dem Paradiese Deines himmlischen Bräutigams zuversichtlich finden wirst!" —

„„Blicke empor zum Himmel, in welchen mein Gott und Vater mich aufnehmen wolle! Dort sollst Du sie schauen die Blumen der Ewigkeit im Silberglanze strahlend. Ihrem Pfade folge! Sie werden Dir den Weg des ewigen Heiles zeigen."" —

Die Hände auf der Brust kreuzend, das Haupt aufwärts gehoben, langte Dorothea auf der bestimmten Todesstelle an, verrichtete kniend ihr letztes Gebet, setzte sich dann auf den Block, hob die gefalteten Hände zum Himmel, und schloß die mit keinem Tuch verbundenen Augen. Der Blitz des geschwungenen Henkerschwertes flog über die Richtstätte. Das Haupt der Heiligen fiel, der Leib sank zur Erde; die Engelseele glänzte vor Gott. Lautlos stand die Menge der Zuschauer, Theofilus aber stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und stürmte, wie von einem bösen Geiste getrieben, über die Richtstätte hinweg.

Weit hinaus stürmte er vor die Mauern der Stadt. Die ausgestoßene Lästerung voll Hohn verfolgte ihn wie eine Feuerschlange. Die erhabene Jungfrau stand wie eine Verklärte vor ihm. Das sinkende Haupt schien ihm das Bild irdischen Daseins; den Geist sah er himmelwärts schweben, und mit dunklem Gefühle ergriff ihn die Sehnsucht, dort zu sein, wo sie war, im Reiche des ewigen Lichtes. Ein neuer Geist ging in ihm auf, wie eine Morgensonne aus dem Schooße der Nacht. Wer so starb wie Dorothea, mußte, innigst überzeugt, das Reich der Wahrheit vor sich sehen. Als nichtige Fantasiegestalten erschienen ihm seine Götter, sein Glauben als reizendes Blendwerk eines auf Sinnlichkeit beschränkten Daseins.

Durch diese schöne Aufregung seines Innern erschöpft, sank Theofilus am Fuße eines Hügels zur Erde. Vor ihm dehnte sich, mit Schnee und Eis bedeckt, eine weite öde Gegend, über welche ein kalter Nachtwind schaurig dahinsauste. Über ihm aber schimmerte der Himmel mit seinen Myriaden von Sternen, und die Strahlenden schienen ihm zum hohen Dome der Seligkeit emporzuwinken. Zwischen den Sternen aber erblickte er Dorotheens Lichtgestalt, und es vernahm sein Geist die Worte: „In diesen Gestirnen voll ewigen Glanzes erblicke die unverwelklichen Blumen des Paradieses! Wohl dem, der da wandelt, wo sie blühen! Erkenne Gott, und Du wirst selig sein! Ein Strahl aus Gottes Lichtmeer ist des Menschen Seele. Vergänglich ist die irdische Blume des Leibes, unsterblich aber

der Geist, geschaffen für die Ewigkeit, die ein endloser Gedanke des Entzückens ist." —

Theofilus entschlummerte, von dieser himmlischen Erscheinung überwältigt. Als er am nächsten Morgen, vom Goldpurpur der aufgehenden Sonne umflossen, erwachte, eilte er in den Palast des Statthalters, trat mit edler Haltung vor den Gewaltigen, und sprach mit sanfter Stimme: „Herr, ich verachte den Götzendienst und seinen Trug; ich bin Christ, Verehrer des einigen und wahren Gottes; ich will sterben als Christ, wie Dorothea. Viele sollen meinem Beispiele folgen. Laß mich tödten! wo nicht, so werde ich vollziehen, was ich geschworen."

Mit abgewandtem Antlitz befahl Sapritius den Schergen: „„Er sterbe durch das Beil des Henkers!"" —

Die letzten Worte des Jünglings lauteten: „Heilige! Ich folge Dir. Gott, nimm mich auf zu den unvergänglichen Blumen des Paradieses!" —

Sein Beispiel entflammte Viele, den wahren Gott zu bekennen.

Edissa.

Artaxerxes, der Perserkönig, eben so glühend in seiner Liebe, als heftig in seinem Zorn, hatte seine Gemahlin Vasthi verstoßen, weil sie es einmal wagte, dem Befehle ihres Gebieters zu trotzen. Schmerz und Reue folterten ihn über den zu raschen Schritt, aber sein Stolz erlaubte ihm nicht, das gesprochene Wort der Verbannung zu widerrufen. Vergebens bemühte sich Haman, des Königs Schmeichler und Liebling, unter den edeln und schönsten Töchtern des Landes Eine aufzufinden, welche würdig wäre, jenen Verlust zu ersetzen; der König blieb ungerührt. Düstere Schwermuth umnachtete den Geist des sonst so lebensfrohen Beherrschers des mächtigen Perserreiches; selbst der Aufenthalt in der Frühlings-Residenz Susa *) vermochte es nicht, ihn zu erheitern.

Das Abendroth goß seinen Purpurschimmer auf die lilienreichen Gärten des Palastes und der Stadt. Der stolze

---

*) Susa bedeutet im Persischen eine Lilie. Die Stadt erhielt diesen Namen vermuthlich deshalb, weil dort besonders viele Lilien wuchsen.

Haman, der sich sonst immer nur mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge zu zeigen pflegte, ritt jetzt, nur von einem einzigen Diener begleitet, mißmuthig durch die theils von Persern, theils von Juden bewohnten Straßen. Je länger er ritt, je mehr verfinsterte sich sein durch stechende Augen und scharfe Züge widriges Gesicht. Schon war er an das äußerste Ende der Stadt gekommen, wo einzeln die letzten Häuser standen. Plötzlich hielt er die Zügel des stillstehenden Pferdes an. Er selbst saß unbeweglich, und die Blicke des Staunenden hafteten auf dem Vorgärtchen eines einsamen Hauses. Leise sprach er zu sich selbst: „Höchst seltsam! Was das weite Perserreich, bis an seine fernsten Gränzen durchsucht, nicht bietet, — die Blume der Schönheit — sie blüht hier so nahe, und mir war es vorbehalten, sie zu finden!"

Er sprengte nun rasch zu dem Hause hin. In dem mit Lilien überfüllten Vorgärtchen saß ein bejahrter Mann von hoher, kräftiger Gestalt mit geistvollen, großen Augen, und ehrlichen aber trotzigen Gesichtszügen, auf einer Bank; vor ihm stand ein Mädchen, das sich eben gebückt hatte, eine Lilie zu pflücken, und in ihrer edelschlanken, in ein weißes Kleid gehüllten Gestalt, vom Abendroth verklärt, eine Lilie unter den Lilien zu sein schien.

Diese Erscheinung machte selbst auf den ungläubigen, unheiligen Haman einen solchen Eindruck, daß er im ersten Augenblick nicht wußte, ob ein Fantasiebild ihn täusche oder ob er in der Glanzumflossenen ein überirdisches Wesen erblicke. Er erwachte aus seinem traumähnlichen Zustande erst

dann, als seine flammenden Blicke den durchbohrenden des Fremden begegneten. Wie der Funke aus zwei zusammenschlagenden Kieselsteinen hervorspringt, so entbrannte zwischen den beiden Männern, eh' sie noch ein Wort gesprochen hatten, der grimmigste Haß. Des Fremden Zorn entglühte über Haman's beleidigenden Hochmuth und über die frechen Blicke, die er auf die schamhaft zur Erde schauende Jungfrau heftete. Haman bemühte sich, die in seinem Innern gährende Wuth zu verbergen, erboßt, daß der Ausdruck von Seelenstärke und Willenskraft, welche aus dem ganzen Wesen des Fremden hervorleuchteten, auf ihn eine beinahe Grauen erweckende Macht ausübten. Das heiße Blut noch mehr zu reizen, ergriff ihn der Gedanke, daß dieser Mann vielleicht der Dämon sei, der es wagen würde, sich seinem Vorhaben mit dem Mädchen kühn entgegen zu stellen.

Haman stieg vom Pferde, trat in das Gärtchen, wendete sich, ohne den Mann nur eines Blickes zu würdigen, an die hocherröthende Jungfrau, begrüßte sie mit aller ihm möglichen Freundlichkeit, und sagte: „Lilie unter den Lilien! Zierde dieses Gärtchens! Du wärest würdig, die Zierde eines Thrones, jetzt Königin der Blumen, auch Königin eines großen Reiches zu sein. Wie in diesem Augenblick der Glanz des Himmels Dich umströmt, möge bald auch alle Pracht der Erde Dich umgeben, und Beide mögen sich vereinigen, Dir zu huldigen, Dich zu verklären!" —

Die Jungfrau, den Schmeichelworten zürnend, und dennoch wie von einem Zauberdufte betäubt, vermochte kein Wort zu erwiedern. Sie erhob das schöne Antlitz mit den

großen dunklen Augen voll Seele und Unschuld, und deutete mit anmuthiger Bewegung der rechten Hand schüchtern gegen den Sitzenden.

An diesen wendete sich jetzt Haman, Hoheit in jeder Miene und Geberde, mit gebieterischem Ton: „Haman bin ich. Der Letzte des Perserreiches kennt mich. Wer bist Du?"

Der Fremde stand auf, beugte sein Haupt, und sprach mit fester Stimme:

„Mardochai, der Jude ist's, der vor Dir steht, nicht groß wie Du, doch geachtet, wie irgend Einer im Perserreich."

Haman. Und wer ist diese?

Mardochai. Eine elternlose Waise, Edissa *), die Tochter meines verstorbenen Bruders. In mir ehrt sie den Ohm und Pflegevater.

Haman. Den König aber mehr als Dich, denn sein Wille ist Gesetz uns Allen.

Nach diesen Worten bestieg Haman sein Pferd, nickte freundlich lächelnd der Jungfrau, ohne den Oheim weiter zu beachten, und flog pfeilschnell dahin. Mardochai sprach grollend: „Welcher böse Geist führte den hochmüthigen Günstling des Perserkönigs in den stillen Bereich unserer friedlichen Einsamkeit? Wehe ruf' ich über ihn, den Verhaßten, den Feind des Volks von Israel! Böses treffe den Bösen!" —

Indeß Mardochai seinen Zorn in diese Worte ergoß, hatte Haman die Stadt und seinen Palast

---

*) Auch Hadassa oder Esther benannt.

erreicht. Er trat in ein prächtig geschmücktes Gemach, legte sich auf weiche, seidene Kissen, und gab sich, indem das erhitzte Blut des Leidenschaftlichen ruhiger zu fließen begann, folgenden Gedanken hin:

„An Schönheit gleicht ihr Keine; aber sie ist eine Jüdin. Dies muß dem König ein Geheimniß bleiben, wo nicht für immer, wenigstens jetzt noch. Königin soll, Königin muß sie werden, als Königin aber meine Sklavin bleiben. Beherrsche Du, Edissa, den Herrscher, damit ich euch Beide beherrsche! Die Macht Deiner Schönheit sei das Mittel, meine Macht zu erhöhen! Leite Du den Liebebethörten! Ich leite das Reich, und selbst die Jüdin, verblendet durch Glanz des Thrones und die Gewalt der Leidenschaft, helfe mir meinen gerechten Haß gegen ihr Volk ausführen." —

So schlau berechnend und ohne den geringsten Zweifel in das sichere Gelingen seines ehrgeizigen Planes zu setzen, sprang Haman von den Kissen empor und eilte, von Ungeduld beflügelt, zum König, zu dem unangemeldet einzutreten, ihm einzig und allein gestattet war. Außerdem war auf jedes unangemeldete Eintreten die Todesstrafe gesetzt, und die Königin selbst durfte nur dann, wenn sie eigens gerufen wurde, oder auf ihre besondere Bitte die Erlaubniß dazu erhalten hatte, im Gemache des königlichen Gemahls erscheinen.

Haman meldete dem König, daß es ihm gelungen sei, die Perle der Schönheit zu finden, die Einzige, die würdig wäre, einen Thron zu schmücken, den mächtigsten aller Herrscher zu erfreuen, und der Welt den schönsten Mann als Gemahl der schönsten Frau zu zeigen. Der Leidenschaftliche,

schon durch die Schilderung in Flammen auflodernd, befahl, die reizende Jungfrau zur Stunde in den Palast zu führen. Der Befehl wurde sogleich in Vollzug gesetzt.

Hegai, der Oberkämmerer, von einer Abtheilung der königlichen Leibwache begleitet, trat in das Haus des Mardochai, verkündend, daß er im Namen des Königs erscheine, Edissa als erwählte Braut in den Palast zu führen. Das Mädchen sank erblassend in die Arme des Oheims, der mit zornfunkelnden Augen ausrief: „Wer will sie mir entreißen? Sie ist mein!" —

„Sie ist die Braut des Königs, dessen Sklave Du bist," erwiederte Hegai. — „Soll sie, auf Deine Leiche tretend, den Thron besteigen?"

Mardochai erkannte, wie vergeblich und gefährlich der geringste Versuch von Widersetzlichkeit sei. Er beugte sein Haupt und sprach mit dumpfer Stimme: „Des Königs Wille ist Gesetz." —

Der Oberkämmerer warf über die zitternde Jungfrau einen Schleier, und führte sie zum Palankin, welchen sie bestieg. Mardochai folgte in geringer Entfernung mit gesenktem Haupte.

Als der Zug am Thore des königlichen Palastes anlangte, öffnete Haman, der Ankunft harrend, den Palankin, und reichte der Heraustretenden die Hand. Mardochai drängte sich vor. Haman rief mit gebieterischem Ton: „Zurück!" —

Mardochai faltete die Hände und sprach mit durchdringendem Ton voll Schmerz und Verzweiflung: „Nur der lebenslangen Trennung letztes Abschiedswort gestatte mir, o Herr!" —

Haman nickte Gewährung. Mardochai legte seine Rechte auf das Haupt der Verschleierten und flüsterte: „Ich gebiete Dir, dem König zu verschweigen, daß du dem Volke Israels angehöreſt. Gelob' es mir, so wahr Du an Jehova glaubst!" — Edissa erwiederte: „Ich gelob' es!" —

Haman zog ihn zurück mit den Worten: „Vergiß nicht, daß Du jetzt der lebenslangen Trennung letzte Abschiedsworte sprachst! Für immer bleibt Dir der Palast verschlossen. Dein Pflegekind ist nun Dir, so wie jedem Andern, Königin." —

Mardochai stand lange, einem Steingebilde gleich, stumm und starr am Thore des Palastes. Der freche Spott und das laute Hohngelächter der Umstehenden erweckte den wachen Träumer. Er blickte mit wildrollenden Augen auf die Menge, und entfernte sich dann mit langsamen Schritten, ohne das, was um ihn vorging, wahrzunehmen. Sein Inneres war zu aufgeregt, um eines äußeren Eindruckes fähig zu sein.

Indessen war Edissa in ein reich und schön ausgeschmücktes Gemach geführt worden. Sieben Jungfrauen, ihr zu dienen bestimmt, empfingen die Eintretende mit allen Zeichen der Demuth und Ehrfurcht. Sie wurde mit einem Gewande vom kostbarsten Stoffe bekleidet; Haupt, Nacken und Arme wurden mit Edelgestein und goldnem Geschmeide geziert. Ein mit Sternen von Diamanten und Rubinen durchwirkter Schleier umgab das lockenreiche Haupt, ein goldener Gürtel den schlanken Leib. Als sie im vorgehaltenen Silberspiegel ihr Bild erblickte, schrak sie vor ihrer eigenen

Pracht und Schönheit zurück, blickte mit thränenfeuchten Augen zum Himmel, dann zu Boden, und sprach: „Jehova! Dein Wille geschehe!“ —

Der König saß auf seinem goldstrahlenden Thron. Edissa, geführt von Haman und dem Oberkämmerer, näherte sich mit bebenden Schritten. Als sie die Stufen des Thrones erreicht hatte, hoben die beiden Führer den Schleier vom gesenkten Haupte der Jungfrau, auf deren Antlitz Todesblässe mit Purpurglut wechselte. Worte des Erstaunens gingen von den Augen des entzückten Königs aus. Er sagte mit sanftem Ton: „Gönne mir einen Blick!“ —

Edissa erhob das Haupt; ihr erster Blick drang wie ein Lichtstrahl in sein Herz. Er sprang auf, eilte über die Stufen des Thrones, küßte sie auf die Stirne, drückte sie an sein Herz und rief: „Du bist mein; ich bin Dein! Himmelsblume der Schönheit! Eine neue Lebenssonne geht in Dir mir auf; mein ganzes Reich juble in ihrem Glanze! Sprich, Holde! Nein! sprich keine Worte! Dein Blick nur spreche, daß Du mich nicht hassest, und ich bin glücklich!“

Edissa bewegte die Rosenlippen, um zu sprechen, aber Thränen, die den Augen entglitten, schienen, auf den Rosen der Wangen und der Lippen ruhend, die Worte zu hemmen, wie der Abendthau die Stille der schweigenden Nacht bringt. Der König, vor diesem Vereine von blendender Schönheit und holder Anmuth, von Seelengröße und Herzensgüte, wortarm verstummend, sagte nach langem Schweigen: „Sei mir willkommen himmlisches Traumbild! Diese Thränen, die allen Glanz Deines kostbaren Schmu-

ckes beschämen, sollen bald ihr schwaches Ebenbild finden in den Perlen des Diadems, das ich auf Dein Haupt setzen will!"

Er wendete sich nun an Haman und Hegai: „Sie leidet. Geleitet sie sogleich in ihre Gemächer. Der schönste Theil meines Palastes sei ihre Wohnung; ihr zu dienen wetteifere, wer mir dient! Dir aber, Geliebte, den ersten Beweis zu geben, welcher Opfer die glühendste Liebe fähig ist, gelobe ich, daß das gebührende Zartgefühl meine heiße Sehnsucht beherrschen soll, und daß diese nach Deinem Anblick schmachtenden Augen nicht eher als bis am Tage der Vermählungsfeier Dich wieder schauen wollen! Bereitet ein Fest, würdig dieses schönsten Tages!" —

Dankbar lächelnd mit nassen Augen und tief gerührt, schied Edissa, in ihrem Herzen das Bild des Hohen, dessen Liebe sich so edel und so zart geäußert hatte.

Schon war der große Tag erschienen. Tausende drängten sich um den Palast. Die Thore wurden geöffnet und zwischen den in zwei Reihen stehenden Leibwachen schritt die Menge der, aus allen Ständen des Reiches, geladenen Gäste, Perser und Israeliten, durch die ungeheuren Höfe in die königlichen Gärten, deren Umfang kaum zu übersehen war. Hohe Baumgänge führten hier zu frischgrünenden, mit zahllosen Blumenbeeten prangenden Rasenplätzen, durch welche silberschimmernde Bäche sich dahin schlängelten. Auf einer Erhöhung zeigte sich ein offener, mit Allem, was Kunst und Natur darbot, geschmückter Prunksaal, zu dem man über hundert, mit Bildern von Gold und Silber verzierte Stu-

fen emporstieg. In dieses Heiligthum der Freude wandelten nur die Vornehmsten des Reiches durch große Hallen, in welchen kostbare Teppiche vom reichsten Farbenwechsel, Schatten und Kühlung verbreitend, an silbernen und goldenen Ringen von den weißen Marmorsäulen herab hingen. Auf zahllosen Tischen schimmerten Gefäße von Gold und Silber mit den erlesensten Speisen und Weinen. Aus Gebüschen scholl Musik, fröhlich und lieblich. In der Mitte des Saales erhob sich der königliche Purpurthron, blitzend von Edelsteinen aller Art. Dem Throne gegenüber öffnete sich die Aussicht auf eine weite, fruchtbare und reizende Landschaft in reicher Fülle wechselnder Mannigfaltigkeit.

Endlich erschien der König, umgeben von den Würdenträgern seines Hofes; von der entgegen stehenden Seite trat Edissa mit ihrem zahlreichen weiblichen Gefolge hervor. Lautschallender Jubelruf, dann tiefe Stille. Der König reichte der verschleierten Braut die Hand und führte sie zum Throne, vor welchem ein mit den kostbarsten Kleinodien belegter Tisch stand. Er winkte den Satrapen und Ersten des Reiches, und betheilte sie mit Geschenken. Dann erhob er sich vom Thronsitze und sprach: „Ormuzd! Quell des Lichtes und des Lebens! Geber alles Guten und Schönen! Heil Dir! Preis und Dank Dir! Wie Du mich beglückest, so will ich, Dein Ebenbild auf Erden, Glück ausströmen über mein Reich. Erlassen sei dem Perservolke jede öffentliche Abgabe für die Dauer eines Jahres! Gestattet sei den in meinem Reiche anwesenden Gefangenen vom Volke Israels nach Jahr und Tag die Rückkehr in ihre Heimat!

Dich, Haman, erhebt Dein Herr und König zur Würde des Ersten der sieben Reichsfürsten, und der Rang vor allen meinen Satrapen sei Dein! Du aber, Edissa, Sonne der Schönheit, Blume der Anmuth, Perle jeder Tugend! Du empfange aus meinen Händen das Höchste, was ich geben kann, und sei die Erste nach mir!" —

Mit diesen Worten setzte er ihr das, von Gold, Edelsteinen und Perlen strahlende königliche Diadem auf das Haupt, küßte sie und verließ mit ihr den Saal. So ward sie, die Demüthigste im ganzen Reiche, nun die Herrlichste. Tausendstimmiges Lust- und Jubelgeschrei folgte dem erhabenen Brautpaar.

Als der König den Augen entschwunden und der jubelnde Nachruf verhallt war, drängte sich die ganze Versammlung, die Vornehmsten an ihrer Spitze, um Haman, vor dessen Glück, Macht und Herrlichkeit der noch kaum hochgepriesene König in den Schatten zurückweichen mußte. Da die Menge den Allgewaltigen jetzt noch mehr fürchtete als sie den König liebte, so wurde er mit Lobpreisungen und Schmeicheleien überhäuft. Die Bezeigung der tiefsten Ehrfurcht ging so weit, daß der hohe und der niedere Pöbel vor ihm, wie vor dem Könige selbst, die Knie beugte. Dadurch entartete der Hochmuth des Stolzen in herzlosen Übermuth.

Als Haman am Thore des Palastes sein reichgeschmücktes Pferd bestieg, empfing ihn der endlose Jubelruf der Menge, die gleichfalls die Knie vor ihm beugte. Nur Einer unter den vielen Tausenden beugte sie nicht, und dieser Eine war Mardochai. Die Nahestehenden geboten ihm

die Kniebeugung, er aber erwiederte mit lauter Stimme: „Nie sollt ihr mich zwingen, einem Menschen eine Ehrfurcht zu bezeigen, die jener Anbetung gleicht, welche nur Gott, dem Ewigen, allein gebührt!“ —

Haman hörte diese Worte und warf dem aufrecht Stehenden, als er an ihm vorüberritt, einen Blick voll Hohn und Verachtung zu; seine Seele durchzuckte aber, wie der Blitz ein schwarzes Gewölk, der furchtbare Gedanke: „Ein Verbrechen an meiner Größe und an mir selbst würde ich begehen, wollte ich mich an Einem, wollte ich mich an Dir rächen, elendes Nichts! Aber für den Frevel Deiner Vermessenheit soll meine Rache Dein ganzes Volk treffen, so wie der Tod auf dem Schlachtfelde Tausende würgt, wie die Sonnenglut Millionen Mücken versengt und zerstäubt!“ —

Mit solchen vernichtenden Gedanken sprengte Haman durch die Scharen, die mit gebeugten Knien ihm abgöttische Verehrung bezeigten. Die Menge zerstreute sich; Mardochai allein stand unbeweglich an einem der Pilaster des Palastthores. Die Erbitterung seines Innern sprühte Flammen aus seinen Augen; einzelne dumpfe Worte verkündeten den Ingrimm der Seele: „Mein, vielleicht auch meines Volkes Verderben sinnest Du, vom Hochmuth Entmenschter! Jauchze nicht! Jehova waltet; er wiegt auf gerechter Schale jede That, mein Recht, Dein Unrecht. Du willst zerstören; der allgütige will erhalten. Das Jahrhundert des Frevels und des Götzendienstes zieht vorüber; Du selbst rufst sein Ende herbei, wirst verwesen auf den

Trümmern des grausamen Wahnes; aber kommen wird die Zeit der Wahrheit zum Heile meines Volkes. Nie sollen die Knie meines Volkes, das nur dem Einen Gott anbetend dient, sich beugen der Allgewalt und dem Übermuth eines Unmenschen, der höher stehen als sein König und Gott gleich sein will! Tödte, würge, zerstöre, sprich Hohn jeder göttlichen Fügung; Ich erblicke im Dunkel der Nacht den Strahl der Gnade! In Mitte Deiner Gräuel erblickt mein Geist die von Gott Erwählte, die Retterin meines mißhandelten, zermalmten Volkes. Sei Du der böse Geist; als seinen Engel hat Jehova sie berufen, sie auf den Thron erhoben, zu beglücken die Treuen, die Ihm dienen." —

In diesen Gedanken wurde Mardochai durch den königlichen Kämmerer Harbona unterbrochen, den einzigen, der ihm schon ehmals gut war und jetzt Mitleid fühlte für den armen Oheim, dem, wie einem Verbrecher, nicht einmal gestattet ward, sein geliebtes Pflegekind von Zeit zu Zeit nur auf wenige Augenblicke zu sehen. Er suchte den Leidenden zu trösten, so gut er es vermochte, und verließ ihn bald wieder, um seinem Dienste vorzusteh'n. Mardochai setzte sich in den Schatten hinter eine einsame Säule, die den Ruhenden deckte und verbarg. Kaum waren einige Minuten verflossen, als zwei königliche Kämmerer kamen, und sich auf eine vor der Säule stehende Bank setzten. Sie sprachen zuerst sehr leise, nach und nach aber, als Beide sich ereiferten, immer heftiger, endlich so laut, daß Mardochai, aufmerksam werdend, jedes Wort vernehmen konnte. Der Inhalt des Gespräches betraf eine von Haman an-

gesponnene Verschwörung, deren Zweck dahin ging, den König zu tödten und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Bei dem nächsten Feste sollte das Verbrechen verübt werden, über dessen Art und Weise, so wie über einige der Mitverschwornen, und ihre eigenen Hoffnungen auf verheißenen Lohn, die beiden Kämmerer sich besprachen, die, nur vor sich blickend, allein zu sein glaubten. Einer derselben bemerkte sogar, daß Haman auf den Thron um so mehr Anspruch habe, als er aus dem ehmaligen Geschlechte der Könige der Amalekiten abstamme.

Sie verließen den Ort. Mardochai blieb in seinem Hinterhalt so lange verborgen, bis er den ihm geneigten Kämmerer Harbona wieder in die Nähe kommen sah. Er theilte dem Erstaunenden sogleich mit, was er so eben vernommen hatte, und bat ihn dringend, den König durch den Oberkämmerer Hegai von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigen zu lassen. Der Oberkämmerer, welcher dem Könige die Schreckenskunde brachte, wagte es nicht, den gefürchteten Haman zu nennen; er begnügte sich, nur die beiden Kämmerer anzuklagen. Die Folge davon war, daß Haman, der das volle Vertrauen des Königs besaß, obschon er selbst das Haupt der Verschwörung war, den Auftrag erhielt, die Sache zu untersuchen. Der Heuchler, der sich, ohne je die Geistesgegenwart zu verlieren, in Alles zu finden wußte, betheuerte dem Könige, daß er selbst der Erste gewesen sei, der die Verschwörung entdeckt habe; nur die Absicht, noch mehr Mitverschworne zu entdecken, habe ihn bestimmt, noch bis zum nächsten Tage die Sache geheim zu

halten. Des Mardochai that er gar keine Erwähnung. Die gegen das Leben des Königs gerichtete Verschwörung sagte er, sei das Werk der mißvergnügten Juden, und jene beiden Kämmerer seien bestochene Mitverschworne derselben, des mörderischen Anschlages bereits überwiesen und zum Tode verurtheilt.

Haman, voll Furcht, daß es ihnen doch gelingen könnte, etwas gegen ihn auszusagen, ließ die Todesstrafe schon am nächsten Tage an Beiden vollziehen. Hierauf eilte er zum König und schilderte ihm die, im Perserreich befindlichen Juden als ein ewig unruhiges, dem Könige feindlich gesinntes, aufrührerisches, höchst gefährliches Volk, mit den grellsten Farben, und es gelang ihm, den König in der ersten Aufwallung seines Zornes dahin zu bringen, daß er einen ihm sogleich vorgelegten Befehl zur Vertilgung aller Juden unterzeichnete. Haman ließ von diesem Befehle mehrere Abschriften machen und sandte sie an alle Satrapen des Reiches, denen er den dreißigsten Tag des nächsten Monats als den zur allgemeinen Judenvertilgung bestimmten bezeichnete.

Der Oberkämmerer ließ das ganze Ereigniß, so wie jede merkwürdige Staatsbegebenheit, dem uralten Herkommen gemäß, in die königlichen Jahrbücher des Reiches eintragen, doch nicht so wie Haman die Sache dem König entstellend vorgetragen hatte, sondern der Wahrheit getreu.

Den schrecklichen Befehl des, seinem Volke drohenden Unheils erfuhr Mardochai durch den ihm geneigten Kämmerer Harbona, der es auch auf sich nahm, der Königin

durch eine ihrer Dienerinnen eine Abschrift jenes Befehls zu senden, damit sie durch ihre Fürbitte bei dem Könige, der sie innig liebte, das ihrem Volke drohende furchtbare Schicksal abwenden wolle.

Als Edissa den ihr überreichten königlichen Befehl gelesen hatte, welcher die Vertilgung ihres Volkes in allen Provinzen des persischen Reiches anordnete, entfiel das Blatt ihren Händen. Sie erstarrte und vermochte nicht ein Wort zu sprechen, aber die zum Himmel erhobenen Augen verkündeten die Größe ihres Schmerzes. Als sie endlich die Bitte Mardochai's vernahm, der ihr dringend an's Herz legte, daß sie sogleich zum König eile, als Fürbitterin für ihr dem Verderben preisgegebenes Volk, da stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Nach langem Schweigen sprach sie endlich mit matter Stimme: „Kann ich? darf ich? spricht nicht das Gesetz den Tod aus über jeden Unterthan, Mann oder Weib, der es wagt, unberufen vor dem Könige zu erscheinen? O mein Pflegevater! was verlangst Du von mir? Hat Deine Liebe zu mir sich in Haß verwandelt? willst Du mich opfern?" —

Sie sank kraftlos auf die seidenen Purpurkissen des nahen Ruhebettes, schwer athmend, die Hände ringend. Ein gewaltiger Kampf bewegte ihr Inneres; plötzlich sprang sie auf, von einem großen Gedanken ergriffen, und sprach: „Jehova! Auch hierin erkenne und verehre ich Deinen heiligen Willen; er gibt der Verzagenden hohen Muth, der Schwachen Thatkraft. Du, Allmächtiger, hast des Königs Liebe mir zugewendet, Du hast mich auf den Thron er-

hoben als Dein unwürdiges Werkzeug, das Verderben vom Volke Israels abzuhalten! Du hast mich erkoren zur Retterin von Tausenden! Deinen Willen erfüllend, eile ich gegen das bestehende Verbot zum König und wage mein Leben für mein Volk." —

Sie sank auf die Knie, erhob das Haupt und die Hände zum Himmel und betete: „Du allein, o Gott, bist unser König, bist der König der Könige! Von Dir allein strömt uns alle Macht und Herrlichkeit. Gib meiner Seele Muth! Lege Worte der Kraft in meinen Mund! Erbarme Dich meiner! Erbarme Dich meines Volkes! Finden wir auf Erden keine Hilfe, keinen Schutz, so sei Du unser Vater, unser Helfer, unser Schützer! Du weißt es Allwissender, daß ich Dir stets in Demuth gedient, daß nie ein Gedanke des Stolzes sich meiner Seele bemächtigt hat, daß ich glücklich war in meiner frohen Armuth. Nicht mein Bestreben, nur Dein heiliger Wille hat das königliche Diadem mir auf das Haupt gesetzt, das mich nicht länger schmücke, als ich Dir würdig diene. Dir, Jehova, sei mein Diadem, sei mein Leben geweiht, Dir, der Beides mir gab!" —

Edissa erhob sich, rief ihre Dienerinnen, und ließ sich mit dem schönsten und reichsten, von Gold und Edelsteinen schimmernden Gewande bekleiden. So ging sie, das Diadem auf dem Haupte, in ihrem ganzen königlichen Schmucke, herrlich wie eine Fürstin, und lieblich wie eine Braut, zum Könige; so schritt sie, begleitet von zwei Dienerinnen, welche die Schleppe ihres Kleides trugen, durch eine Reihe von Gemächern bis zu des Königs Prunksaal, an dessen Eingang

sie stehen blieb. Ihr erröthendes Antlitz blühte in Schönheit, ihre Augen glänzten in Lichtschmelz. Sie verbarg ihre Trauer und die Angst ihres Herzens, indeß der volle Schmuck des Prachtgewandes ihre Anmuth wie Rosenlicht den Abendhimmel umgab, und der Entschluß ihrer edlen That jede Miene verklärte.

Artaxerxes, auf dem Throne sitzend und das Angesicht der Thüre zugewendet, erblickte die Eintretende. Sie schlug den Schleier zurück. Purpurröthe übergoß des Königs Wangen; die Glut des Zornes funkelte in seinen Augen. Edissa erblaßte, Thränen perlten aus ihren Augen, jede einzelne mächtiger, als ein Strom der rührendsten Worte. Das Gewicht des entscheidenden Augenblicks lastete auf ihr. Sie wankte, sie sank beinahe zu Boden. Der König flog über die Thronstufen, faßte die Sinkende in seine Arme und hielt sie fest umschlungen, bis sie wieder zum Bewußtsein kam. Dann sprach er mit dem mildesten Ton der Liebe: „Zitt're nicht! Das Todesgesetz, das Allen gilt, — Dir gilt es nicht! Lichtquell meines Lebens! Du sollst nicht sterben!“ —

Edissa beugte sich und küßte den Szepter. Der König legte ihn als Zeichen der Verzeihung auf ihre Brust, küßte den Mund, und sagte: „Sprich aus den geheimsten Deiner Wünsche! Verlangst Du die Hälfte meines Reiches? sie sei Dein, so wahr Du die Hälfte meiner Seele bist!“ —

Edissa, wohl wissend, daß es in Persien Sitte sei, beim Gastmahl keiner Bitte so leicht die Gewährung zu versagen, bat nun, heiter und zärtlich, den König, morgen mit Haman bei ihr zu speisen. Da wolle sie ihre Bitte vor-

tragen. Der König befahl sogleich, den Minister für den nächsten Tag zum Mittagsmale zu laden. Und so ward denn Edissa's Wunsch und Bitte erfüllt in dem Augenblicke, wo Alles verloren schien!

Als Haman den Ruf erhielt, schwoll seine Seele, weit entfernt, das angenehme Gefühl der Freude zu genießen, von unbändigem Stolz, doch schwand auch dieser bald wieder, da er diese Auszeichnung nur für eine ihm gebührende Ehrenbezeigung erkannte. Er bestieg sein prächtig geschmücktes Pferd, das so stolz zu sein schien wie er selbst, und ritt mit einem glänzenden Gefolge durch die Hauptstraßen der Stadt. Als er am königlichen Palaste vorüber zog, erblickte er am Thore die ernste, hohe Gestalt des Mardochai, der, während alle Übrigen die Knie beugten, düster und unbeweglich wie ein marmornes Schreckbild stand. Da loderte der Zorn des Gewaltigen in helle Flammen auf. „Wie?" murmelte er in sich hinein, „Muß die verhaßte Nachtgestalt des Verwegenen sich wie ein böser Dämon in den Lichtglanz meiner Herrlichkeit drängen? Nur mich und ihren Gebieter ladet die Königin zur Tafel; ein sicheres Zeichen, daß sie des niedrigen Pflegevaters sich schämt, der, ihr zum Trotz, sich im Gefühl seiner Verworfenheit mit dem Pöbel vor dem Thore des Palastes herumtreibt! Er ist selbst von ihr vergessen und preisgegeben; von mir werde er vernichtet!" —

Haman ließ den Unglücklichen ergreifen und in seinen Palast führen, fest entschlossen, ihn am nächsten Tage in einem der Höfe an einer Säule hängen zu lassen, nach diesem Vorspiele dann an der königlichen Tafel zu schwelgen.

Am Hofe der persischen Könige bestand die altherkömmliche Gewohnheit, die Tagesbegebenheiten des Reiches in eigene Annalen zusammen zu schreiben, aus welchen sich die Könige von Zeit zu Zeit vorlesen ließen. Dies war damals das Geschäft des Kämmerers Harbona. Es traf sich, daß in der, auf jenen schönen Tag folgenden Nacht kein Schlaf die Augen des Königs besuchte. Grollend dem ihn fliehenden, dem Armen so willfährigen Wohlthäter, berief er den dienstthuenden Kämmerer Harbona in das Schlafgemach, und befahl ihm, einige Blätter aus den Jahrbüchern laut zu lesen. Harbona — war es Zufall oder Absicht — las diejenige Stelle, worin die Verschwörung der beiden Höflinge gegen das Leben des Königs und ihre Entdeckung durch Mardochai erzählt wurde.

Die Erzählung lautete aber nicht, wie Haman es wollte, sondern der Wahrheit gemäß. Harbona las: „Mardochai, ein Israelite von gemeiner Abkunft, kam sehr oft an die Pforte des königlichen Palastes, um sich nach dem Wohlbefinden der Königin, zu welcher der Zutritt ihm nicht gestattet war, als Ohm und Pflegevater zu erkundigen.

„Der Arme ist zu bedauern, daß ihm der Zutritt versagt werden mußte;" sagte der König.

Harbona fuhr fort: „Da vernahm er das Geflüster zweier Höflinge, die sich gegen das Leben des Königs verschworen hatten. Mardochai ließ sogleich die Königin davon benachrichtigen, durch welche dem König die Kunde der ihm drohenden Gefahr zu Ohren kam. Die Sache wurde untersucht, die Wahrheit der Angabe und der Thatbestand

der Verschwörung erwiesen. Die Verräther büßten mit dem Leben." —

Der Vorleser hielt inne; der König sagte: „Lies weiter! Welche Belohnung ward dem treuen Mardochai zu Theil?" — Harbona erwiederte: „Keine!" —

Purpur entglühte auf den Wangen des Königs, in dessen Innern Zorn und Beschämung kämpften. Beide bewältigend, sagte er endlich ruhig und ernst: „Mardochai soll königlich belohnt werden, wie er es verdient!" —

Als am nächsten Morgen Haman zur gewöhnlichen Stunde vor dem König erschien, sprach dieser mit würdevoller Hoheit, nicht ohne Beimischung von Bitterkeit: „Du, den ich über alle Fürsten des Reiches erhob, der Erste nach mir und der Erste in meinem Vertrauen! Du, dessen Weisheit und redliche Sorgfalt für das Wohl meines Volkes ich vor Allem berathe! Sprich: Welche ehrenvolle Auszeichnung mag hinreichen, einen mir treu ergebenen Mann würdig zu belohnen?" —

Haman, in seinem stolzen Selbstgefühle überzeugt, des Königs Frage könne keinen Andern meinen als ihn, erwiederte rasch: „Derjenige, den der König vor allem Volke auszeichnend ehren will, möge, bekleidet mit dem königlichen Purpur, auf seinem Haupte das königliche Diadem, des Königs Leibroß besteigen, und, von den Ersten des Hofes begleitet, durch alle Straßen der Stadt ziehen unter dem Rufe eines Herolds: So wird Derjenige geehrt, dessen Verdienste der König belohnen will!" —

Der König sagte: „Es sei! So gehe denn hin, und

vollziehe das, was Du selbst ausgesprochen hast, sogleich an — Mardochai! Hüte Dich ja, nicht das Geringste davon unbeachtet zu lassen!" —

Entsetzen, Schmerz und verholner Ingrimm raubten dem hochmüthigen Haman beinahe das Bewußtsein und die Besinnung. Die häßliche Verzerrung aller Gesichtszüge, denen er das falsch-freundliche Gepräge der willfährigsten Ergebenheit aufdringen wollte, gab seinen Mienen den Ausdruck eines Verbrechers. Er verließ nach einer stummen Verbeugung, mit gesenktem Haupte, schwankend und leichenblaß den Saal.

In seinem eigenen Palaste angelangt, befahl er, dem gefangenen Mardochai die Bande zu lösen, ihn mit einem Purpurgewande zu bekleiden und ein Diadem auf sein Haupt zu setzen. Als dies geschehen war, ließ er dem staunenden Mardochai, dem diese Ausschmückung nur als ein, der Todesstrafe vorangehender Spott und Hohn erschien, durch einen der Diener den Befehl des Königs verkünden, ohne irgend einer Veranlassung desselben zu erwähnen.

Mardochai wurde nun freundlich genöthigt, das ihm vorgeführte Leibpferd des Königs zu besteigen. Die Ersten am königlichen Hofe erschienen, und der Zug, von Haman selbst geführt, setzte sich in Bewegung. Das Gerücht der sonderbaren Erscheinung hatte sich blitzschnell durch die Stadt verbreitet. Alle Straßen und Plätze füllten sich mit Neugierigen. Dem Mardochai, dem die Menge nun alle, dem König gebührende Ehrenbezeigungen erwies, schien das Ganze ein neckender Traum, und er war sich selbst ent-

fremdet. Erst als der Zug wieder im Palast anlangte, erklärte der boshafte Haman dem Mardochai die Ursache dieser besondern Auszeichnung. Man brachte ihm nun ein prächtiges Kleid, welches er von nun an tragen sollte; er aber weigerte sich, und erklärte, daß er nie ein anderes Kleid als sein altes aschgraues auf seinem alten Leib tragen wolle. „Ich habe die Pflicht des Gerechten erfüllt. Laßt mich nun zieh'n in Frieden!" — Mit diesen Worten ergriff der Greis, dem Alles, was eben vorgegangen war, Gaukelspiel und Blendwerk schien, seinen Knotenstab und wanderte still und ernst seiner Hütte zu.

Indeß war die Stunde gekommen, da Haman an der königlichen Tafel erscheinen mußte. Verzagt, mißmuthig und von düstern Gedanken gequält, trat er in den Speisesaal. Der König erschien, Edissa an seiner Hand. Des Vorgefallenen wurde mit keinem Worte gedacht. Der König war ungewöhnlich heiter, Edissa bezaubernd liebenswürdig. Scherz beflügelte das Gespräch. Aus jedem goldenen Weinbecher schienen die Strahlen der Freude aufzuschimmern. Als das Mahl zu Ende war, sagte der König: „Edissa, meine Erwählte aus Tausenden! Willst Du mir nun Deine Bitte vertrauen? Ich glühe vor Verlangen, sie zu gewähren; ja, ich wiederhole: Wolltest Du auch die Hälfte meines Reiches, — sie wäre Dein in diesem Augenblick!" —

Edissa, das schöne Antlitz von verschönernder Rosenglut übergossen, die holden Augen von Thränen und Lichtglanz erfüllt, erwiederte mit steigender Begeisterung: „O mein König und Gebieter, vernimm! Dem Stamme Israels gehör' ich an."

Haman erblaßte; Edissa fuhr fort: „Habe ich vor Dir Gnade gefunden, so bitte ich, schone mein Leben — —

„Du zitterst für Dein Leben?" rief der König, „Du, die das Licht meines Lebens ist?" —

Edissa fuhr fort: „Schone mein Leben, schone das Leben des Volkes, dem ich angehöre! Man will uns zertreten, erwürgen, vertilgen. Wir haben einen Feind, dessen Grausamkeit und Hochmuth selbst des Königs Ehre und Leben gefährdet." —

Der König sprach mit dem Blicke der Vernichtung: „Und wer ist dieser Feind?" —

Mit erhobener Stimme und mit vorgestreckter Hand rief Edissa: „Er, der hier sitzt, Haman, er ist der Feind, der uns vernichten, Dir den Ruhm der Fürstengröße rauben will!" —

Diese muthvolle Anklage der Königin setzte den Schuldigen in solchen Schrecken, in solche Verwirrung und Betäubung, daß er, sich selbst und alle gebührende Ehrfurcht vergessend, der Königin zu Füßen stürzte und mit dem wilden Ungestüm der Verzweiflung ihre Knie umfaßte. Der König, entrüstet über die frevelhafte Verwegenheit, sprang zornglühend empor, und seinen Lippen entflog das Todesurtheil, laut hallend durch den Saal. Haman der Verhaßte, ward sogleich ergriffen, weggerissen, gebunden und mit verhülltem Haupte fortgeführt. Einer der Höflinge sagte: „Noch steht in Hamans Palaste die fünfzig Ellen hohe Säule, an welcher Mardochai hängen sollte." — Der König rief: „An dieser find' er selbst den Tod!" — Der Königin

Thränen floßen, als sie die Schmach und die Gefahr vernahm, welche ihrem Pflegevater drohten.

Der König drückte die holde Gemahlin an seine Brust und sprach liebkosend: „Diese bittern Schmerzensthränen — ich will sie in Thränen der süßesten Freude verwandeln!"

Er befahl dem Oberkämmerer Hegai insgeheim, daß Mardochai sogleich vor ihm erscheine. Der Greis saß auch zu dieser Stunde wie gewöhnlich, an einer Säule vor dem Thore des königlichen Palastes. Er wurde in seinem schlichten aschgrauen Mantel durch die Reihen der staunenden Höflinge und Leibwachen vor den König geführt. Edissa sank, als sie ihn erblickte, mit einem Ausrufe des Entzückens in die Arme des Königs. Dieser aber sprach: „Du, Retter meines Lebens! Du stehe von nun an mir zur Seite und sei nach mir der Erste in meinem Reich! Damit Du aber Dein neues Amt Dir und Deinem Pflegekinde zur Freude beginnen mögest, so sei Dein erstes Geschäft, daß Du den zur Vernichtung Deines Volkes erlassenen Befehl mit meinem königlichen Siegel widerrufest!" —

Auf Mardochai's und Edissa's Bitten genehmigte der König zum Andenken der Rettung der im persischen Reiche zerstreuten Israeliten, die Einsetzung eines Festes, welches von denselben noch jetzt, nachdem beinahe drei und zwanzig Jahrhunderte seit jener Zeit verflossen sind, unter dem Namen Purim gefeiert wird.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Inhalt.

Seite

Erzählungen und Novellen.

Der letzte Cazik 3
Marko, der Bandit 35
Vier Heilmittel der Eifersucht 45
Fleiß und Faulheit 127
Adolar und Roberto. Zwei in Einem 191

Legenden und biblische Bilder.

Die Macht des Gebetes 213
Der Tochtermörder 229
Zillah 251
Die Blumen des Paradieses 255
Edissa 279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Werner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuffner, Christoph,

Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen

Bd.: 6

Wien 1843

P.o.germ. 780 ch-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113203-0